

Christian Knieps

Phantastische Erzählungen II

CHRISTIAN
KNIEPS



PHANTASTISCHE
ERZÄHLUNGEN II

Der Verrat an Uqbar

Ich war einer von ihnen. Einer, der sich Tag für Tag die Welt vorstellte, wie sie sein mochte – nicht, wie sie in irgendeiner Wirklichkeit war. Denn in Uqbar zählte nur, was gedacht wurde. Nicht das Gefühl, sondern die eingrenzende Form. Nicht der kalte, nackte Schmerz, sondern seine gedachten und erlebten Umrisse. Alles war ein verzerrtes Bild, ein endloser Gedanke, eine herausfordernde Konstruktion. Selbst der Tod wurde nicht einmal beklagt, sondern nur aus dem Wesen der Objektivität beschrieben: als eine lichte Zerfaserung, als endliche Auflösung im flachen Nebel eines nicht zu verhindernden, finalen Endes.

Ich glaubte fast mein gesamtes Leben in Uqbar daran. Ich stellte mir die unglaubliche Ruhe vor, stellte mir den harten Verzicht vor, stellte mir das Aufhören als vollendeten Akt vor – bis sie eines Tages ohne Ankündigung starb.

Sie. Es gibt keinen Namen, weil Namen in Uqbar kein Gewicht haben. Man denkt nicht mit oder in Namen, man denkt mit oder in Zuständen. Doch der gedachte wie auch reale Zustand, den ich mit ihr verband, entzog sich mir plötzlich von einem Moment auf den anderen. Ich stellte mir ihr Gehen als unendlichen Lichtbogen vor. Doch noch lange nach ihrem Verschwinden roch es in meinem Zimmer nach ihrer Haut. Nach dem kräuterfrischen Tee, den sie immer getrunken hatte. Nach dem Schweiß, der sich unter ihrer Kleidung sammelte, wenn die Sonne – die gedachte Sonne – durch die (per definitionem) weißen Vorhänge fiel.

Ich wusch die gebrauchten Tassen mehrfach, tauschte die Laken, wusch sie, wusch sie erneut, verbannte die markanten Geräusche, die sie immer gemacht hatte und die in meinem Ohr blieben. Doch ihr Geruch blieb. Und mit ihm der Zweifel.

Was, wenn der Tod nicht gedacht, sondern erlebt werden müsste? Was, wenn das Ende nicht ein Ende ist, sondern ein Riss, der abrupt ein Vakuum im Raum erzeugt, den man vorher aufgespannt hatte? Was, wenn die Welt einem nicht gehorcht?

Ich ging zu den Bibliothekaren und ließ mir die Chronik ihrer Vorstellung aushändigen. Sie war ordentlich geführt: ihr Lächeln, ihr Gang, ihre Stille. Alles war sauber notiert, modelliert, ergänzt. Doch da war kein Zorn zu finden, den ich nicht verstand, keine Trauer, die ich nicht nachfühlen musste, kein Zufall, der jemals eingegriffen hätte. Nur Ordnung – pure Ordnung. Und ich erkannte: Wir hatten sie nie wirklich gesehen. Nur darüber intensiv nachgedacht.

Ich begann, mich intensiv zu erinnern. Nicht an einzelne Worte, sondern an ihre Hände. An die Wärme, die von ihnen ausging. An ein unterschwelliges, vibrierendes Zittern in ihrer Stimme, wenn sie von einem dunklen Schatten sprach, den es nicht geben durfte. Ich hatte damals gelächelt, völlig ignorant und den Schatten verworfen. Jetzt kam dieser Schatten als Macht zurück – nicht als Gedanke, sondern als Unruhe.

Ich hörte auf, mir Dinge vorzustellen. Stattdessen beobachtete ich. Ich beobachtete, wie der Wind nicht gleichmäßig durch die Straßen zog – warum sollte er auch? Wie ein Kind, das stolperte und hinfiel, ohne dass es sich jemand gedacht hatte. Wie eine alte Frau zu husten begann und nicht aufhörte, obwohl niemand ihren Tod ausgerufen hatte.

Die Welt widersetzte sich dem Gedanken und der Struktur, die dahinterlag. Nicht plötzlich, aber klammheimlich. Ich war sicherlich nicht der Erste, der diesen Umstand bemerkte. Doch ich war der Erste, der diesen Umstand nicht verschwieg. Nicht mehr.

Man rief mich in die Halle der Vorstellungen. Man bat mich, meine Gedanken zu ordnen, meine verbogenen Zweifel zu begradigen, meine dysfunktionale Empfindung in ein System zu überführen. Ich sah sie alle dort sitzen – die verschlossenen Gedankenträger, die wachsamen Architekturwächter und die gnadenlosen Wahrheitsbeauftragten. Und ich wusste: Sie hatten nichts von alledem gefühlt, wovon ich berichten wollte. Sie hatten alles imaginiert, aber nichts gespürt.

Ich stand auf und meine Sprache verweigerte ihre Artikulation.

Ich zeigte ihnen den Zettel, den sie ihr in die Hand gedrückt hatten, bevor sie starb. „Verlösche sanft“, stand darauf. Ich fragte: Wer hat es geschrieben? Wer hat entschieden, dass das ihr letzter Gedanke sein soll? Das Letzte, das ihre Welt mit dieser Welt verband, bevor das Band verloren ging?

Keiner antwortete. Warum auch?

Ich verließ den Ort. Man ließ mich ziehen, ohne mir Steine oder andere Hürden in den Weg zu legen. Man wird mich umschreiben und neu deklarieren, dazu wird sicherlich meine Biografie sanft verwittern. Ich werde in neuen Ausgaben nicht mehr auftauchen. Vielleicht wird man sagen, ich sei ein Irrtum gewesen – ein Gedanke, der nicht aufkam – doch glaube ich daran? Sicher nicht.

Doch: Ich weiß es besser! Ich habe gesehen, dass der Nebel das Licht nicht verhindert, nur an seiner Entfaltung hindert. Dass der Körper mehr weiß als die reine Vorstellung seiner gedanklichen Existenz. Dass der Tod nicht das Ende des Denkens ist – sondern sein letztendliches Fehlen.

Ich war ein Uqbarianer. Jetzt bin ich ein Schatten. Und ich vergesse nicht. Nicht mehr.

Durchsichtig

Die allgemein herrschende Meinung über den Hausbau in unserem Land mag in keiner menschlichen Phantasie noch stärker verkompliziert werden, wie es dennoch in dieser wahren Begebenheit dargestellt werden soll.

Neubaugebiete sind seit jeher schon zuweilen wilde Aktionen – weil es einiges an Land dafür braucht, es viele Interessenbeteiligte gibt (ablehnend wie befürwortend), sich oft ganze Gegenden strukturell verändern oder beim tatsächlichen Bau etwas passiert, was so nicht vorgesehen war. Dabei sind Fliegerbomben, eine seltene Lurchenart oder die Entdeckung einer unregistrierten Abfallgrube eher als Normalität zu bezeichnen, doch was in jenem Neubaugebiet vonstatten ging, von dem nun berichtet werden soll, sprengt diese Dimensionen um ein Schreckliches.

Doch bevor wir in den Umstand des Erzählens verfallen, gehört vorher eine Klarstellung, welche Quellen benutzt werden, damit klar und nachvollziehbar wird, dass diese Beschreibung den Tatsachen möglichst nahekommt. Die Erkenntnisse folgen einigen Notizen aus Gesprächen und Recherchen, fußen aber im Wesentlichen auf fünf Werken:

1. Wolf, Dietmar (1968): Bodenaufbau und -beschaffenheit im Rhein-Mosel-Maas-Gebiet.
2. Oranier, Peter (1987): Tief graben. Eine Geschichte voller Risiken und Erkenntnisse.
3. Elevon, Antoine (1999): Ce que je cherchais et que je n'ai pas trouvé: Une histoire pleine d'erreurs et de confusions.
4. Whitaker, John (1997): Those who dig deep sometimes come across treasure.
5. Număr necunoscut (1779): Sapă adânc, înnebunește, se ofilește încet, moare mizerabil.

Diese nicht abschließende, aber sicherlich eindruckliche Werkauswahl zeigt die breite Recherche, die den Ereignissen und deren Aufarbeitung zugrunde liegt.

Es war der Sommer vor zwei Jahren, als die Familie Schmidt zu einem Bauunternehmer ihres Vertrauens ging (der von einem Freund eines Freundes empfohlen worden war) und um ein Angebot für den Bau ihres Traumhauses bat, das Frau Schmidt bereits seit mehreren Jahren in ihrem Kopf mit sich herumgetragen hatte.

Die allgemeine Ansicht des Dokumentars, die Familie Schmidt weder mit ihren bekannten Vornamen noch mit tiefergehenden Eigenschaften zu versehen – obwohl sie in allen Dimensionen vorhanden wären –, ist der Versuch, das Unglaubliche stärker in den Mittelpunkt zu stellen und von allem unnötigen Ballast zu befreien, obwohl und eigentlich der Name der Familie ebenfalls ein Stückchen Ballast ist – doch es gibt auch die Situationen, in denen eine allzu gerade Linie in einem Bericht auch zu gekünstelt wirkt.

Also erhielten Frau und Herr Schmidt aufgrund der klaren Vorstellungen ziemlich zügig ein Angebot, das ihnen im ersten Moment den Atem raubte, doch sie wollten sich endlich in ihrem Heim sesshaft machen, was ihnen wichtiger war als ein paar Zehntausend Euros Schulden.

Sie erteilten also dem empfohlenen Bauunternehmer den Auftrag und alles ging seinen Weg, Architektenaufträge hin und her, Bauantrag hin und her, Änderungen hier und da – nur die absolut gesetzlich notwendigen –, und als die Bagger und Lastkipper anrollten, hüpfte das Herz von Frau Schmidt in einem Takt, der der Ode an die Freude gleichkam.

Die ersten Tage standen unter keinem günstigen Stern, denn der August war ungewöhnlich nass, und erst als der September das Regime im Kalender übernahm, wurde es zunehmend wieder trockener, sodass die Geschwindigkeit auf der Baustelle zunahm.

Beinahe, aber auch nur beinahe wäre rein gar nichts passiert, das zu dieser Recherche hier führt, doch mit einem der letzten Grubenarbeiten des letzten verbliebenen Baggers nahm das Schicksal – wenn man das folgenreiche Wort Schicksal in den gedanklichen Mund nehmen möchte – seinen Lauf, denn zunächst einmal dachte der Baggerfahrer, dass er nur auf einen übergroßen Stein getroffen sei, dem mit Gewalt und immerwährender Abnutzung beizukommen wäre, doch kaum, dass der Baggerfahrer über den geringen bis nicht vorhandenen Fortschritt so sauer wurde, dass er mit voller Macht des Baggers die Schaufel auf den harten Stein fielen ließ, ereilte ihn ein Herzinfarkt, der ihn deswegen aus dem Leben riss, weil niemand auf der Baustelle war, der dies mitbekommen hatte. Erst als der Kipplasterfahrer aus seinem Dämmer Schlaf aufwachte und nachsehen ging, warum er noch nicht fertig beladen war, erkannte er den schrecklichen Umstand, und aufgrund dieser Tatsache wurde die Baustelle für einige Tage geschlossen, um weitere Untersuchungen der Polizei zu ermöglichen, die dann aber nichts Verdächtiges für einen externen Einfluss fand.

Als jedoch der Bauunternehmer mit seinem Vorarbeiter eines Nachmittags auf der Baustelle war, um zu prüfen, welche Restarbeiten für die Ausschachtung noch notwendig waren, wäre auch dies beinahe gut ausgegangen, wenn nicht der Vorarbeiter darauf bestanden hätte, die wenigen Schaufeln noch aus dem Boden zu holen.

Da die Baustelle am Vormittag von der Polizei freigegeben worden war, wollte der Vorarbeiter das Thema selbst schnell lösen, kletterte in den Bagger hinein, startete ihn und hatte das Gefühl, dass dieser in seiner eigenen Sprache Widerworte gab, die nur erfahrene Bauleute verstehen können, doch missinterpretierte der Fahrer die Warnung und startete mit den Arbeiten. Doch auch er gelangte binnen weniger Momente an die unüberbrückbare Barriere, die sich im Boden zu verstecken schien und die jedweden Versuch, egal von welcher Seite auch, zunichte machte.

So verwundert der Vorarbeiter nun war, so folgenreich war der Wunsch seines Chefs, mit seiner Affäre den nächsten Termin für ein Stelldichein zu vereinbaren, dass sich dieser von der Baugrube

so weit entfernte, dass auch der Vorarbeiter eines scheinbar natürlichen Todes dahingerafft wurde – was allerdings kaum sein konnte, denn so gravierende Zufälle mag es in der Menschheitsgeschichte gegeben haben, doch jeder Ermittler würde sofort argwöhnisch werden, wenn es zu diesem Fall noch einmal käme.

Der Chef des Bauunternehmens, der nicht nur seinen Baggerfahrer, sondern nun auch noch seinen Vorarbeiter zu Grabe tragen musste, brach wenige Tage später zusammen und wurde noch am selben Tag in eine jener Anstalten gebracht, die für die Behandlung schwerer geistiger Umnachtungen spezialisiert sind, denn obwohl es dafür keinerlei Anzeichen gab, sprach der Bauunternehmer die gesamte Zeit über vom Teufel, der in ihn gedrungen sei. Wie er zu dieser Annahme oder Erkenntnis kam, lässt sich im Nachhinein nicht mehr rekonstruieren – selbst Aufnahmen, die über Tage und Wochen von dem Verrücktgewordenen analysiert wurden, rauf und runter, immer wieder, brachten kein Licht ins Dunkel.

Doch zurück zum Fall, der für die örtliche Polizei nur noch um einige Kuriositäten reicher wurde, da nicht nur die beiden Bauarbeiter eines Todes in dieser Grube starben, sondern auch ein weiterer Mann, der sich in der Nacht Zugang zum Loch verschaffte und dort am Morgen leblos von den ersten Spurensicherern gefunden wurde.

Mit dieser dritten Leiche, die scheinbar eines natürlichen Todes verstorben war, endete jede Idee von Zufällen und das Gebiet wurde weiträumig abgesperrt, dazu rückten Spezialeinheiten der Polizei an, um die Heerscharen an Schaulustigen und Reportern abzuwimmeln, die sich mit einer unnachgiebigen Art des Wissensdurstes zuweilen näheren Zutritt verschafften, ehe es der überregional organisierten Polizei zu viel wurde und Sondereinheiten mit besonderen Fähigkeiten den Schutz übernahmen – nach einigen wenigen unfreundlichen Begegnungen mit diesen Einheiten endeten die Versuche der Eindringlinge schlagartig und die Ermittler konnten erneut in Ruhe arbeiten.

Um keine weiteren Risiken einzugehen, hatte die Polizeichefin verboten, dass sich irgendwer der Grube näherte, und mittels pausenloser Beobachtung durch zahlreiche Kameras konnte ausgeschlossen werden, dass es sich um eine bisher unbekannte Art des Todes gehandelt hatte.

Inzwischen konnte ein speziell für Vulkane produzierter Roboter herbeigebracht werden, der die Aufgabe besaß, das Innenleben der Baugrube zu untersuchen, und als dieser den Weg hinunterrollte, der für den Bagger ursächlich vorgesehen war, spürten alle im Raum befindlichen Ermittler die Anspannung, ob es denn mehr gäbe als nur den puren Zufall.

Der Roboter schlich mit einer nahe null grenzenden Geschwindigkeit den Hang hinunter, und die Beobachter schworen nachher, dass auch ihre Gedanken in einer ähnlichen Geschwindigkeit durch ihre Köpfe krochen.

Die Anspannung war im Container mit all der Technik zum Greifen nah und jeder teilte seine Körperschweißdüfte mit den anderen, als der Roboter fast genau in der Mitte der Grube angekommen war, ehe die Übertragung mit einem Mal endete. Jeder Versuch, den Roboter anzusteuern oder neu zu starten, scheiterte, sodass ein findiger Wissenschaftler entschied, eine Drohne mit verschiedenen Messinstrumenten über den Roboter fliegen zu lassen, und während das Erstaunen im ersten Moment unter den Wissenschaftlern groß war, dass nur kaltes Metall gemessen werden konnte, so war der Schock bei allen immens, als die Drohne höher aufzog und ein Bild des gesamten Bodens machte – plötzlich stand ein Gebilde in der Erde und zeichnete seine Konturen auf den Bildschirmen, sodass allen der Atem stockte.

Allen Ermittlern, Wissenschaftlern und anderweitig Beteiligten, die das Bild auf einem der unzähligen Monitore sahen, war bewusst, dass es dieses Gebilde war, das die Tode und den technischen Tod des Roboters verantwortete, und jedem war bei der Menge an Zuschauenden klar, dass sich dieses Geheimnis nicht würde bewahren können.

Nur wenige Augenblicke, nachdem alle in ein umfassendes und ungläubiges Schweigen versunken waren, reagierte das Gebilde irgendwie (denn es ist bisher nicht gemessen noch nachvollzogen worden, wie es dazu kommen konnte), und alle im Umfeld befindlichen Menschen, die Zeuge der Entdeckung dieses Mysteriums wurden, waren augenblicklich geblendet. Panik brach aus und die Panik verursachte neuerliche Panik, die über alle verfügbaren Kommunikationskanäle so viele Schaulustige heranlockte, dass der Strom an Wagemutigen, Sehnsüchtigen und Verwirrten kaum abzureißen schien, ehe weitere Einsatzkräfte, die teilweise gegen ihren Willen dorthin abkommandiert wurden, die Kontrolle über das Gebiet zurückerlangten, jedoch mit ansehen mussten, wie all jene, die dem durchsichtigen Gebilde zu nahe kamen, entweder vor Ort starben oder erblindeten. Die Fundstelle wurde hermetisch abgeriegelt und ist es seither, denn es besteht keinerlei Zweifel mehr daran, dass etwas Unsagbares, etwas Unbeschreibbares, etwas Schreckliches in diesem Gebilde innewohnt, das niemand mehr zu sehen bekommen wird, nur noch die Supercomputer, die sich mit dieser Entwicklung beschäftigen, und selbst diese gehen reihenweise kaputt, was einen kaum zu bemessenden finanziellen Schaden nach sich zieht – doch alle Regierungen sind sich einig, dass sie herausfinden müssen, was es mit diesem durchsichtigen Gebilde im Boden der Grube des Hauses von Familie Schmidt auf sich hat, denn eine solche Gefahr kann sich kein Staat leisten, ebenfalls in seinem Boden zu finden.

Inzwischen – und da kann man dem Ding im Boden nur mittelbar eine Mitschuld geben – hat sich Frau Schmidt nicht nur von ihrem Traum eines Hauses, ihres Traumhauses, verabschiedet, sondern auch von ihrem Leben, das Herr Schmidt seinerseits mit schnell schlechter werdender Intelligenz schon sehr bald sabbernd in einem Heim verbringen wird, denn auch das ist absehbar. Was das

Gebilde im Boden mit mir machen wird, steht in den Sternen, aber ich habe das Gefühl, dass ...
dass ... dass es bald ... Wer bist du? WAS BIST DU?

Nyam

Edgar von Tessel erhielt an einem nebelverhangenen Spätoctobermorgen ein unscheinbares Kästchen aus einer unbekannten Holzart, kaum größer als ein Zigarettenetui, das auf unerklärliche Weise nach verbranntem Harz und feuchtem Papier roch. In seinem Inneren lag – sorgsam in ein schwarzes Seidentuch ohne irgendein Emblem oder eine Nachricht eingeschlagen – ein kleiner, verschnörkelter Schlüssel aus einem Material, das weder Gold noch Messing zu sein schien, und mit ihm ein schmaler Zettel, auf dem in krakeliger Handschrift nur ein einziges Wort stand: Nyam. Wenige Stunden später saß Edgar in seinem Studierzimmer, eine dampfende Tasse Salbeitee neben sich, und starrte auf das Wort, das sich wie eine Art Fluch oder Segen in sein Denken eingegraben hatte. Nyam – was auch immer das sein mochte, er wusste nur eines: Dieses Wort war nicht aus dieser Welt – und doch, je länger er das seltsame Wort betrachtete, desto mehr kam es ihm vor, als habe er es irgendwo schon einmal vernommen, vielleicht in einem Traum, den er längst vergessen hatte, oder in einem Buch, das sich nie vollständig hatte lesen lassen – entweder aus mangelndem, neuem Inhalt oder weil der Inhalt so schwer war, dass die Augenlider den Drang verspürten, der Schwere nachzugeben.

Noch am selben Abend, als der Wind durch die alten Dachsparren seines Hauses heulte und der Mond wie eine schimmernde Sichel am Himmel hing, passierte es: Der Schlüssel in seiner Jackentasche begann zu vibrieren. Nicht heftig, sondern leise, rhythmisch, wie das Schlagen eines zweiten Herzens. Edgar folgte dem Impuls, stand auf, trat hinaus in die Nacht – und fand sich nach wenigen Schritten nicht mehr in der Welt, die er zu kennen glaubte und die er seine Heimat genannt hätte, wenn ihn jemand gefragt hätte.

Er stand nun auf einem hochgelegenen Felsplateau, umgeben von geifernden Nebelschwaden, durch die hindurch das Licht ferner Himmelskörper drang – Sterne, die so groß und nah wirkten, als könnte man sie mit der eigenen Hand berühren. Vor ihm erhob sich ein Tor, gewunden wie die Gedanken an einen Silberteich in der Nacht, halb gewachsen, halb gebaut, aus demselben seltsamen Material wie der Schlüssel. Ohne zu zögern trat er hindurch – und betrat die Welt von Nyam.

Hier begann seine erste Wandlung. In Nyam war man im eigentlichen Sinne kein Mensch mehr, sondern ein Suchender – ein Korr, wie es dort hieß. Die Welt bestand aus Pfaden, die sich nicht durch Raum, sondern durch ein größeres Bewusstsein schlängelten. Edgar durchwanderte Erinnerungen, die nicht die seinen waren, hörte Stimmen, die trotz der Unbekanntheit aus ihm selbst zu stammen schienen, und traf auf Schatten, die ihn mit seinem eigenen Namen ansprachen, den er selbst längst vergessen hatte.

Mit jeder Erinnerung, die er durchmaß, veränderte sich seine Gestalt. Zuerst kaum merklich – eine neue Färbung in der Iris, ein leichtes Flimmern um seine Silhouette –, später dann gravierender:

Seine Haut nahm das Muster alter Landkarten an, seine Finger wurden zu feinfühligem Tastern der Wahrheit, seine Gedanken schienen sich von ihm zu lösen, wie Rauch von einer heißen Glut aufsteigt.

Er war nun ein Korr-Vanx, ein Träger der zweiten Stufe. In dieser Form konnte er nicht nur erleben, sondern auch Dinge in dieser Welt mit seinen eigenen Gedanken und Wünschen formen. Nyam gab ihm die Fähigkeit, zu deuten, zu fragen, aber nicht zu antworten. Denn Antworten – das hatte er inzwischen gelernt – sind in Nyam wie festgefrorene Wellen: sinnlos und still. Nur die Bewegung zählt, das Gehen, das Weitergehen, das Nichtstehenbleiben, denn es könnte zu dem Umstand kommen, dass Antworten verlangt werden – wenn man sich bewegt, gilt die Bewegung. Und so wanderte Edgar weiter, bis das Licht der Sterne versiegte und die Welt sich in ein einziges Grau verwandelte, der Farbton matt wie altes Pergament. Hier, im Zentrum von Nyam, begegnete er keiner Stimme mehr, keinem Schatten, keinem Widerhall der Töne, die er vorhin noch vernommen hatte. Hier gab es nichts als das große Schweigen, in dem alle Gedanken zu sich selbst zurückkehrten, um am allerletzten und allerersten Punkt dieser Wahrheit zur Wahrheit zu werden. In diesem Moment wurde er zum Torr, dem dritten und letzten Zustand. Ein Wesen ohne Namen, ohne Fragen, am Ende tatsächlich sogar ohne Notwendigkeit – das wurde ihm bewusst, ohne dass er den Gedanken tatsächlich hatte. Er stand still, doch die Welt bewegte sich um ihn, faltete sich ein, drehte sich um sich selbst, und er wusste: Jetzt war er an dem Punkt angekommen, an dem das Streben endet – nicht, weil das Ziel erreicht wäre, sondern weil das Streben selbst aufhört, eine tiefere Bedeutung für die eigene Existenz zu haben.

Plötzlich – ohne dass etwas geschah – war er zurück. In seinem Studierzimmer. Der Tee war inzwischen kalt geworden, das bedeutete, dass er eine Zeit lang unterwegs gewesen war. Der Schlüssel war verschwunden. Das Papier, das vor ihm ausgebreitet lag: leer.

Doch Edgar von Tessel war nicht mehr derselbe wie vor der Gedankenreise. Er war ein Nyam-Torr-Korr, ein Verschlossener in der Welt des Offenbaren. Als man ihn später fragte, was ihm denn fehle – er wirkte seit jenem Morgen seltsam abgewandt, geistig abwesend, als würde er durch Mauern in eine ferne Welt hinausblicken –, antwortete er mit einem milden Lächeln: „Nichts fehlt mir. Es ist nur... zu viel da.“

Von da an sprach er nur noch selten mit einem anderen Menschen – und wenn, dann mit Bedacht. Denn er wusste: Worte wie Nyam sind nicht dafür gemacht, gesprochen zu werden. Doch was Edgar nicht ahnte: Die Welt von Nyam war längst nicht abgeschlossen. Sie war auch keineswegs linear. Nicht einmal rückführbar. In Nächten, in denen der Wind aus Osten kam und das Licht der Sterne blasser schien als sonst, kehrten Fragmente zu Edgar und seinen Gedanken zurück – in Träumen, in Geräuschen – von denen unklar war, ob sie wirklich waren oder nur in seinem Kopf, in dem Muster von Rissen an der Wand. Eines Abends, als die Dämmerung besonders lange

verweilte und das Zwielflicht wie eine Haut auf allen Gegenständen lag, öffnete sich erneut etwas in ihm – kein Tor diesmal, kein vibrierender Schlüssel, sondern eine längst vergessen geglaubte Erinnerung.

Er erinnerte sich an das, was zwischen den Pfaden lag. Die Kernlinien, so hatte er sie genannt – woher er den Namen dafür hatte, wusste er nicht mehr. Bahnen, die nicht betreten, sondern nur gespürt werden konnten. Dort flossen die Dinge, die in Nyam selbst nicht gedacht werden durften – Urfragen, Vorworte zur Erkenntnis, sich am Ende selbst zu suchen und zu vergessen, das nackte Gefühl vor der Bedeutung einer eigentlichen Bedeutung.

Und in dieser Erinnerung, diesem tastenden Wiedererleben von Ereignissen, die vielleicht niemals stattgefunden hatten, geschah das Unfassbare: Edgar erkannte, dass Nyam gar kein Ort war. Es war ein Spiegel, ein verdichteter Reflex des Menschlichen, so tief und uralt, dass die Seele daran entweder zerbrechen – oder im besten aller Fälle aufblühen konnte.

Edgar brauchte ein Ventil für diese Gedanken, die ihn im Innern zu zermartern drohten, und er begann zu schreiben. Nicht mit Tinte oder auf Papier. Sondern in die Wände seines Hauses und in den Staub auf dem Boden, zuweilen sogar in die Haut seiner Hände. Zeichen, die wie Adern verliefen, Wörter, die nur nachts bei diesem merkwürdigen Lichteinfall leuchteten. Als die Menschen in seinem Umfeld ihn baten, zur Vernunft zu kommen, lächelte er nur und schrieb schweigend weiter. Immer tiefer hinein in das Muster, das wie ein Hologramm vor seinem geistigen Auge stand, fest und unverrückbar.

Am Ende seines Lebens, viele Jahre später, verschwand Edgar von Tessel von einem auf den anderen Tag aus dieser, uns allen bekannten Welt. Sein Haus stand leer, seine Schriftzüge verblassten – doch nicht gänzlich. Manchmal, wenn jemand den alten Dachboden des Hauses betritt und durch vergilbte Scheiben das Mondlicht einfällt, liest man es noch: das Wort: Nyam.

Und es beginnt von Neuem, das Spiel.

R'lyeh rising

I

Die Schabe, die aufrecht gehend durch den Raum stolzierte, als wäre sie eine Attraktion auf dem Karnevalszug in Rio, ließ mich daran zweifeln, ob ich wirklich so wach war, wie ich es glauben wollte. Ich rieb mir die Augen, bis sie brannten und wahrscheinlich feuerrot leuchteten, doch die Schabe vollführte immer noch ihren abscheulichen Tanz, und ich entschied, dass es für mich besser war, nicht mehr auf den Dielenboden des Zimmers, sondern an die Decke zu starren.

Die Kopfschmerzen, die sich bei der ruckartigen Bewegung einstellten, machten mir schlagartig deutlich, dass ich seit Stunden nichts mehr getrunken, aber munter vor mich her geschwitzt hatte, und ich griff nach dem milchigen Glas, das neben meinem Bett stand, wuchtete mich nach oben und schaute dem Schabentanz weiter zu, während ich einen Schluck des abgestandenen Wassers die trockene Kehle hinunterzwang. Das erste Gefühl war das eines Würgens und ich war mir unsicher, ob das Trinken es besser machte oder nicht – ich hoffte auf Linderung, doch zunächst meldete mir mein Körper starkes Unwohlsein zurück.

Diese Ambivalenz des Moments, dass ich einerseits starke Reaktionen verspürte und andererseits glaubte, in einem Wahnzustand zu sein, ließ mich an der Welt und an meinem Verstand zweifeln. In diesem Zweifel gesellte sich plötzlich das hektische Summen meines lautlos gestellten Handys, das mir im Sekundentakt meldete, dass etwas Wichtiges in der Welt passierte.

Ich begann mit der hektischen Suche nach dem Handy und fand es unter der Decke, auf der ich lag, und während ich es entsperrte, brummte es in einem durch. Die Meldungen betrafen alle dasselbe Ereignis, das in den sozialen Medien viral ging und kaum mit Worten zu beschreiben war – zumindest verwirrten mich die Meldungen auf meinem Display sehr.

Ich sah, wie die meisten Nachrichten auf Videos verwiesen, von denen ich einem folgte und eine sehr verwirrende Aufnahme sah, deren Inhalt ich nicht verstand. Aus irgendeinem Grund schien ich zu wissen, dass dieses Video auch im Fernsehen gezeigt wurde, und so stand ich unter Schmerzen auf und humpelte zum Bildschirm, den ich am Gerät einschaltete.

Ich staunte nicht schlecht, dass dasselbe Video auf allen Kanälen, in die ich schaltete, zu sehen war und in einer Art Endlosschleife lief. Dabei passierte eigentlich gar nichts Spannendes, denn ein Mann unbekannterweise und von merkwürdigem Kleidungsstil stand vor einem wahrscheinlich eingeblendeten Südseestrandhintergrund und tat – nichts.

Er schien auf etwas zu warten, und wir – respektive ich – warteten mit ihm, was bei der dauernden Wiederholung nervtötend und zugleich spannungssteigernd war.

Wer war der Mann und was wollte er, wenn er im Video nur wartete? Warum konnte er alle Programme und Social-Media-Kanäle kapern und alle technischen Sicherheitssysteme der Anbieter

umgehen? War er von einer Regierung und bestand eine akute Bedrohung, während wir mit ihm warteten?

Diese Fragen endeten alle, als er plötzlich eine Bewegung machte und aus seinem Mantel eine Figur hervorholte, die an Grotesktheit und Abscheulichkeit nicht zu übertreffen war. Im ersten Moment erkannte ich einen entstellten Tintenfisch, ehe ich die geifernden Tentakeln sah, um meinen Blick zu den schweren Flügeln schweifen zu lassen – doch es waren die Augen, die mich in ihren Bann zogen.

Ich wusste nicht, wie mir geschah, doch ich kniete augenblicklich nieder und senkte meinen Kopf, und obwohl ich meine Augen auf den Boden richtete, wo zuvor die Schabe ihren Tanz vollführt hatte, sah ich vor meinem geistigen Auge weiterhin die Augen, die mich aufforderten, meinen Widerstand aufzugeben und mit der Figur auf Reisen zu gehen.

Ich hatte das Gefühl, dass ich inzwischen mit meinem Kopf auf dem Boden aufgeschlagen war, doch ich verspürte keine Schmerzen – ganz im Gegenteil – es hallte eine mysteriöse Stimme durch meinen Kopf und schien mir zu befehlen:

*The Elder Gods have put the damned
To sleep. And they that tamper with the seals
And wake the sleepers, too, are damned.
And I say further, herein lies those spells
To break the seals that hold in thrall
Cthulhu and his ebon horde. For I
Have spent my life to learn them all.
So, fool, the darkness is pent up in space:
The gates to Hell are closed. You
Meddle at your own expense: When you call
They will wake and answer you.
This is my gift to mankind – here are the keys.
Find your own locks; be true by your heart!
Release me! Release me now!*

Und ich ließ ihn frei, ließ dem Schrecken, der mein Innerstes in Geiselhaft hielt, freien Lauf, ließ mich auf das Wagnis ein, mitsamt dem erwachten Grauen unterzugehen! Doch zu meinem Unglück wurde ich nicht zerstört, sondern ich musste meinem Herrn und Gebieter folgen, dorthin, wo es keine Aussicht auf Glück mehr gab.

II

Als ich erwachte, schwebte ich über dem Wasser und blickte nach unten auf das tosende Meer, auf das unkontrollierte Gebilde, das schaumartig aus den Tiefen des Meeres aufzusteigen schien.

Ich fragte mich, welche unsichtbare Kraft mich in dieser Position knapp zehn Meter über dem Wasser hielt, doch die Antwort, die durch meinen Kopf schallte, war von verzerrter Grausigkeit – allein das Wort Azathoth verstand ich mehrmals und glaubte daran, dass dieser Begriff etwas mit meiner Lage zu tun hatte.

Plötzlich, und ohne dass ich es bemerkt hatte, war ich nicht mehr allein an diesem unwirtlichen Ort im gefühlten Nichts, denn zwei weitere Gestalten, tief leidend im Inneren, schwebten in gleicher Höhe über dem sprudelnden Schlund in die Unterwelt.

Ich verstand von den beiden und sie verstanden von mir, dass wir die drei Suchenden waren, die an verschiedenen Stellen dasselbe zu finden gehofft hatten: Während der eine das Plateau Leng entdeckt hatte, war der andere an die Grenzen der Dimensionen gereist, um Arkham zu finden – was er an diesem Tag mitsamt allem Erleiden geschafft hatte. Ich hingegen hatte mein gesamtes Vermögen und womöglich auch meinen Verstand eingesetzt, um R'lyeh zu finden, und justamente, als ich diesen Gedanken ausgedacht hatte, hörte das tosende Unterweltsgrummeln der See auf und wie von Geisterhand tauchte die Spitze einer Formation aus dem Wasser auf, wuchs und wuchs.

Ich spürte in meinem Herzen keine Angst, auch wenn die Spitze direkt auf mich zuhielt und drohte, mein Herz zu durchbohren. Wie die Spitze einer Nadel, die bei einer Operation auf das Auge zusteuert, so war ich in meiner schwebenden Position fixiert und wartete auf den Einstich, doch obwohl die Spitze meinen Körper erreichte, spürte ich nichts – ganz so, als wäre ich immateriell.

Inzwischen hatte ich verstanden, dass es R'lyeh war, das sich aus den tosenden Fluten erhoben hatte, und als die Stadt in ihrer Erhebung bremste und kurz darauf zum Stillstand kam, bemerkte ich, wie wir drei festen Boden unter den Füßen hatten und nicht mehr von Azathoth gehalten wurden.

Wir warteten eine Weile ab und als nichts mehr geschah, traute ich mich als Erster, in R'lyeh herumzugehen. Alles, was ich sah, trug eine Erinnerung an den Tod mit sich, und nichts hatte auch nur den Hauch von Leben in seinem Kern.

Seitdem ich durch die Straßen von R'lyeh wanderte, hatte ich mich vor allem um die Umgebung gekümmert, doch ich befand mich ebenfalls in einer Art Verwandlung, und als ich an mir herunterblickte, erkannte ich, dass ich zu einer fischartigen Kreatur mutierte, und als mein letzter Gedanke als menschliches Individuum in mir reifte – angetrieben von einer tiefsitzenden Urangst –, dass ich nun Teil von R'lyeh war und mit dieser Stadt untergehen würde, empfing mich der Wächter Yog-Sothoth höchstpersönlich und löste die Reste meines menschlichen Selbst auf.

Der Tunnel

Es begann mit einer Abwesenheit davon, und vielleicht war es genau das, was ihn im ersten Moment innehalten ließ – nicht der Ausfall der Verbindung, nicht das vertraute, kurze Knacken im Funkgerät, das jeder Fahrer kannte und längst nicht mehr bewusst wahrnahm, sondern die Art, wie die Welt für einen Augenblick stillzustehen schien, als hätte jemand die Geräuschkulisse der Stadt einfach ausgeblendet, als wäre da plötzlich nichts mehr zwischen ihm und diesem dunklen, schmalen Stück Strecke, das sich vor ihm auftat wie ein Riss.

Er fuhr diese Linie seit zwölf Jahren, kannte jede Kurve, jede minimale Steigung, die Stellen, an denen die Schienen einen anderen Klang hatten, weil sie älter waren oder anders verlegt, kannte sogar die Punkte, an denen Fahrgäste instinktiv näher an die Türen rückten, lange bevor der Zug tatsächlich langsamer wurde. Und doch gab es diesen Abschnitt, von dem alle sprachen, aber niemand offiziell wusste – ein blinder Fleck zwischen zwei Stationen, der in keinem Plan verzeichnet war, nicht als Besonderheit oder als Fehler, nur als eine Strecke wie jede andere, und gerade darin lag etwas Unheimliches, weil es bedeutete, dass das, was dort geschah, nicht vorgesehen war und trotzdem immer wieder passierte.

Neunzig Sekunden, sagten manche. Ein bisschen mehr, sagten andere. Er, der hier jeden Tag vorbeifuhr, hatte nie nachgemessen. Bis zu diesem einen Abend.

Der Tunnel lag wie immer vor ihm, als der Zug aus der beleuchteten Station hinausglitt, und für einen kurzen Moment spiegelte sich das Licht der Bahnsteiglampen in der Frontscheibe, überlagerte sein eigenes Gesicht, ließ es fremd wirken, flach, beinahe zweidimensional, bevor es verschwand und die Dunkelheit zurückkehrte, diese kompakte, dichte Dunkelheit, die nichts preisgab, die nicht einmal Tiefe hatte, sondern einfach da war, als würde man in etwas hineinfahren, das nicht Raum, sondern Zustand war.

Das Funkgerät knackte kurz – dann folgte: nichts.

Er registrierte es, wie man etwas registriert, das man schon hundertmal erlebt hat. Ein kurzer Blick auf die Anzeige, ein automatisches Überprüfen, ob alle Systeme normal liefen, und dann wieder nach vorn, immer nach vorn, weil es keinen Grund gab, irgendwo anders hinzusehen. Doch dann kam die Stimme. Zuerst so leise, dass er dachte, es sei ein Restsignal, ein Überbleibsel aus einer anderen Verbindung, vielleicht ein anderer Fahrer, der noch nicht ganz aus dem Netz gefallen war. Ein Fragment, das sich verirrt hatte. Ein technischer Fehler.

„Papa?“

Er blinzelte, ohne zu verstehen, was er gehört hatte, und für einen Moment tat er das, was man immer tut, wenn etwas nicht in die Wirklichkeit passt: Er ordnete es falsch ein, verschob es in eine Kategorie, in der es keinen Schaden anrichten konnte. Eine Störung, dachte er.

„Papa, bist du da?“

Jetzt war die Stimme klarer, und mit der Klarheit kam etwas anderes, etwas, das sich nicht sofort benennen ließ oder das sich nicht in Worte fassen ließ, weil es nicht aus Gedanken bestand, sondern aus einem körperlichen Wissen, das schneller war als jede bewusste Einordnung.

Seine Hände blieben am Steuer, aber er spürte, wie sich die Finger anspannten, wie sich der Druck veränderte, minimal, kaum sichtbar, und doch war es der erste Bruch in der Routine.

„Wer ist da?“, sagte er schließlich zögernd, und seine eigene Stimme klang fremd in dem kleinen Raum, als gehöre sie nicht mehr ganz ihm.

Ein kurzes Rauschen folgte. Dann wieder: „Ich bin’s.“

Er hätte den Namen sagen können, sofort, ohne zu zögern, weil er ihn kannte, weil er ihn jeden Tag gedacht hatte, seit jenem Nachmittag, der sich in sein Leben eingeschnitten hatte wie ein sauberer, unwiderruflicher Schnitt, nach dem nichts mehr so gewesen war wie zuvor. Aber er sagte es ihm nicht.

Vielleicht, weil er wusste, dass das Aussprechen etwas verändern würde. Vielleicht, weil er Angst hatte, dass die Stimme dann verschwinden würde. Die neunzig Sekunden waren vorbei, bevor er begriff, dass sie überhaupt begonnen hatten.

Das Funkgerät knackte erneut, die Verbindung war zurück, und mit ihr die Welt, die Geräusche, das leise Summen der Systeme, das ferne Murmeln der Fahrgäste hinter der Kabinentür, alles an seinem Platz, alles wie immer.

Nur die Stimme war weg.

Beim nächsten Mal war er vorbereitet, zumindest glaubte er das. Er hatte sich eingeredet, dass es eine Einbildung gewesen war, ein Produkt aus Müdigkeit, aus dieser seltsamen, schleichenden Erschöpfung, die sich in den Monaten nach dem Unfall in ihm festgesetzt hatte, ohne dass er sie wirklich bemerkte, weil sie nicht laut war, nicht dramatisch, sondern unterschwellig, konstant, wie ein Hintergrundrauschen, das man erst wahrnimmt, wenn es plötzlich fehlt – und doch war da etwas geblieben. Ein minimaler Rest. Eine Erwartung, die er nicht abschütteln konnte.

Als der Zug wieder in den Tunnel glitt, spürte er sie sofort, diese kaum greifbare Veränderung, dieses Zurücktreten der Welt, als würde jemand die Lautstärke herunterdrehen, nicht vollständig, nur ein wenig, gerade so viel, dass etwas anderes Platz bekam. Das Funkgerät knackte. Dann: „Du hast mich gehört, oder?“

Er schloss für einen Moment die Augen, nur für einen Wimpernschlag, und als er sie wieder öffnete, war alles noch da – der Tunnel, die Anzeigen, die Geschwindigkeit, die exakt im vorgesehenen Bereich lag.

„Das geht nicht“, sagte er, mehr zu sich selbst als zu ihr.

„Doch“, kam die Antwort, und sie klang jetzt näher, nicht räumlich, sondern anders, als wäre sie weniger verzerrt, weniger gefiltert durch das, was auch immer zwischen ihnen lag.

„Wo bist du?“

Es entstand eine Pause.

„Hier.“

Er hätte lachen können über diese Antwort, hätte sie als kindlich abtun können, als ungenau oder unbrauchbar, und vielleicht tat ein Teil von ihm genau das, aber ein anderer Teil hörte etwas anderes darin, etwas, das nicht in der Bedeutung lag, sondern in dem, was sie nicht sagte.

Hier bedeutete nicht einen definierten Ort. Hier bedeutete: nicht dort, wo du gerade hinschaust! Auf jeden Fall: nicht bei ihm.

„Du musst mich holen“, sagte die Stimme.

Plötzlich war da eine Richtung, ein Ziel, etwas, das sich greifen ließ.

„Wie soll ich das anstellen?“

„Du musst kommen.“

Die neunzig Sekunden vergingen wieder zu schnell, zerrannen zwischen Fragen und Antworten, die sich nicht vollständig formten, die fragmentarisch blieben, wie ein Gespräch, das durch eine zu schmale Öffnung gepresst wurde.

Als die Verbindung abbrach, saß er noch einen Moment da, obwohl der Zug längst wieder im Licht der nächsten Station stand; die Türen öffneten und schlossen sich wieder, obwohl alles weiterging. Nur er blieb zurück.

Es wurde zu einem Rhythmus – seinem Rhythmus. Nicht umgehend, nicht von einem Tag auf den anderen, sondern schleichend, beinahe unmerklich, wie etwas, das sich in den Alltag einschreibt, ohne dass man es bewusst zulässt. Er fuhr die Strecke, wartete auf den Tunnel, auf die Stille, das Knacken, das den Übergang markierte, und jedes Mal war sie da, ein wenig klarer, ein wenig greifbarer, als würde sich etwas stabilisieren, als würde die Verbindung lernen, sich selbst aufrechtzuerhalten.

Sie sprach von einem Ort, der keiner war, von Dunkelheit, die nicht einfach das Fehlen von Licht war, sondern etwas Eigenes, etwas, das sich bewegte, ohne sich zu verändern, und er hörte zu, stellte Fragen, die sich immer wieder im Kreis drehten, weil es keine neuen Antworten gab, nur Variationen des Gleichen.

Eines Abends sagte sie dann: „Es gibt einen Weg.“

Er hielt den Atem an, ohne es zu merken.

„Du musst die Türen öffnen“, fuhr sie fort, und ihre Stimme war jetzt so klar, dass er für einen Moment vergaß, dass sie aus dem Funkgerät kam. „Im Tunnel.“

Er sah nach vorn, in die Dunkelheit, die sich wie immer vor ihm ausbreitete, und zum ersten Mal dachte er nicht nur daran, hindurchzufahren.

„Und dann? Was passiert dann?“

„Dann steigst du aus.“

Die Worte waren einfach, beinahe banal, und doch lag in ihnen eine Schwere, die er sofort spürte, als hätte sich etwas in ihm verändert, als wäre eine Grenze berührt worden, die bisher nur theoretisch existiert hatte.

„Dann finde ich dich?“, fragte er vorsichtig und versuchte, seine Unsicherheit zu unterdrücken.

Es entstand eine kurze Pause.

„Ja.“

Er hätte an dieser Stelle aufhören können, hätte es als das erkennen können, was es war: eine Unmöglichkeit, einen Fehler, etwas, das nicht in die Welt passte. Aber er tat es nicht.

„Es gibt nur eine Regel“, sagte sie.

Natürlich, dachte er. Natürlich gibt es eine Regel. Das wird auch keine einfache sein.

„Du darfst dich nicht umdrehen.“

Er nickte, obwohl sie es nicht sehen konnte.

„Egal, was du hörst. Verstehst du mich?“

Er nickte erneut, obwohl er ahnte, dass das eine Herausforderung werden würde, der er bisher noch niemals begegnet war.

Der Abend, an dem er es tat, unterschied sich in nichts von den anderen. Vielleicht war genau das der Grund, warum es möglich war. Der Zug war nicht voller als sonst, nicht leerer, die Stimmen der Fahrgäste waren gedämpft, wie immer, ein Hintergrund, der keine Aufmerksamkeit verlangte. Die Anzeigen funktionierten, die Geschwindigkeit war korrekt, alles war, wie es sein sollte – und doch war da dieses Wissen, das sich nicht mehr zurückdrängen ließ, diese Entscheidung, die längst gefallen war, lange bevor er sie bewusst traf.

Der Tunnel kam. Die Stille kam. Das Knacken kam.

„Jetzt“, sagte sie.

Er zögerte keinen einzigen Augenblick. Seine Hand bewegte sich fast von selbst, ein Ablauf, den er tausendmal geübt hatte, nur dass er diesmal nicht vorgesehen war, nicht erlaubt, kein Teil irgendeiner Vorschrift, die er aber auch nicht kannte.

Die Türen öffneten sich; ein kalter Luftzug drang in die Kabine, roch nach Metall und etwas anderem, etwas, das er nicht sofort einordnen konnte, etwas, das nicht nach der Welt über ihnen roch. Er stand auf. Jeder Schritt war klar, präzise, als hätte er ihn vorher geplant, als gäbe es keinen Zweifel, keinen Raum für Unsicherheit.

Hinter ihm stand der Zug – vor ihm lag die tiefe Dunkelheit.

„Komm“, sagte sie.

Er nahm tief Luft und ging. Erst einen Schritt, dann den nächsten, immer weiter. Die Schienen unter seinen Füßen waren uneben, aber er spürte es kaum, weil sich seine Aufmerksamkeit nach vorn richtete, auf die Stimme, die ihn leitete, die näher wurde, mit jedem Schritt, als würde sich der Raum zwischen ihnen verkürzen.

„Du bist fast da“, sagte sie.

Doch dann kam das Geräusch. Zuerst leise, kaum mehr als ein Echo, ein niedrighellender Nachhall, der nicht zuzuordnen war, der sich nicht sofort in eine Form brachte, und mitunter hätte er ihn ignorieren können, hätte er ihn als Teil des Tunnels abtun können, als akustische Täuschung, als etwas, das keine Bedeutung hatte. Aber er tat es nicht. Das Geräusch wurde deutlicher: Es war ein Weinen, nicht laut oder verzweifelt, sondern gedämpft, als käme es von weit her, und doch war es nah genug, um erkannt zu werden, um sich festzusetzen und Fragen zu erzeugen, die sich nicht mehr abschütteln ließen.

„Geh weiter“, sagte die Stimme vor ihm.

Er tat es. Ein Schritt, dann noch einer.

Das Weinen hinter ihm wurde lauter – oder vielleicht bildete er es sich nur ein.

„Nicht umdrehen, habe ich dir gesagt!“, forderte sie.

Natürlich, dachte er. Natürlich nicht!

Dennoch war da dieser Impuls, der sich nicht aus Gedanken speiste, sondern aus etwas Tieferem, etwas, das nicht fragte, nicht abwog, sondern einfach da war, ein schmerzender Drang, der sich in seinem Körper ausbreitete, der sich in seinen Nacken setzte, in seine angespannten Schultern, in den instinktiven Reflex, der ihn dazu brachte, verstehen zu wollen, das Gehörte einordnen zu wollen, um absolut sicherzugehen.

Was, wenn –

Er hielt inne.

„Komm zu mir“, sagte sie wieder, und jetzt lag etwas Drängendes in ihrer Stimme.

Das Weinen hinter ihm wurde klarer. Dann folgte ein zweites. Oder ein Echo davon?

Er wusste es nicht. Er konnte es nicht wissen. Doch genau das war es, diese Unsicherheit, die sich seiner bemächtigte.

Der Moment dehnte sich, verlor seine Zeit, wurde zu etwas, das nicht mehr messbar war, nicht mehr in Sekunden, nicht mehr in Bewegungen, sondern nur noch in dieser einen Entscheidung, die alles trug, die alles hielt.

Vertrauen oder Gewissheit.

Er schloss für einen Moment die Augen – und drehte sich um.

Als man den Zug fand, stand er noch im Tunnel: Die Türen waren geöffnet, das Licht brannte, die Anzeigen funktionierten, alles war, wie es sein sollte. Nur er, der Fahrer, war nicht mehr da.

Wenn man lange genug dort stand, sagten später einige, konnte man für einen kurzen Moment glauben, etwas zu hören. Ein leises Rauschen. Oder mehr: ein Knacken. Und dann, ganz kurz, eine Stimme – oder waren es gar zwei?

Tractatus de Spiramento Mundi

Notizen zur Atemwende

Kira hatte an diesem Vormittag, an dem das Licht so seltsam gebrochen durch die Wolken fiel, als sei es bereits durch eine andere, unbekannte Sphäre gefiltert worden, zum ersten Mal verstanden, dass das Wort *Atmosphäre* nicht einfach eine schulische Vokabel war, sondern – wie es im *Tractatus de Spiramento Mundi* heißt, einem Werk, das im Jahr 1374 einem anonymen Gelehrten aus Bologna zugeschrieben, aber von der Mehrzahl der Historiker als „Verdichtung von Gerüchten“ abgetan wird – „die zarte und doch unentrinnbare Membran zwischen dem Schrei des Lebens und der Stille des Weltalls“, eine Membran, deren Zusammensetzung und Launen nicht allein durch den blinden Mechanismus von Molekülen bestimmt wurden, sondern durch etwas, das man nur als eine Art unsichtbares Temperament bezeichnen konnte¹.

Ihr Lehrer – dessen Stimme, mit Kreidestaub und der Gravitation von Jahrzehnten beladen, den Raum füllte – erklärte, wie diese Haut aus Gasen, zusammengesetzt aus Stickstoff, Sauerstoff und Spuren von Argon und jenem flüchtigen Kohlendioxid, über Jahrmillionen aus Vulkanasche, Meteoritendampf und den stummen Ausdünstungen von Mikroorganismen gewoben worden war, und dass ihr Gleichgewicht so empfindlich sei, dass schon ein geringes Missverhältnis genüge, um Meere zu verdampfen oder Kontinente zu vereisen; doch Kira dachte dabei nicht an das Schulbuch, sondern an eine Notiz im *Codex Aeris*, jenem legendären Manuskript, das 1842 in einer Dachkammer des Observatoriums von Quito gefunden und von Professor M. L. Vanth in einer einzigen Nacht abgeschrieben wurde, ehe es in einem Feuer verschwand, das merkwürdigerweise weder das Schreibpult noch den Stuhl erfasste, auf dem Vanth gesessen hatte².

Was, so überlegte Kira mit jener Mischung aus kindlicher Fantasie und logischer Strenge, wenn diese Umschlagspunkte nicht zufällig geschähen, sondern einem Muster folgten, das nur in Jahrtausenden erkennbar war – so wie die geheimen Perioden des *Tabularium Oxoniense*, einer Sammlung von Diagrammen aus dem 17. Jahrhundert, die angeblich von einem gewissen Thomas Clay, „Meteorologe wider Willen“, erstellt wurden, indem er täglich den Atem seiner Studenten in Glasflaschen fing, um dessen „Verhalten bei unterschiedlicher Mondphase“ zu studieren³ – und was, wenn das nächste Intervall nicht in ferner geologischer Zukunft läge, sondern in einer Nacht, die von außen aussähe wie jede andere, während im Unsichtbaren der Sauerstoffanteil unaufhaltsam auf dreißig Prozent stiege, so dass ein einziger Funke die Wälder, die Städte, ja selbst die Wolken entzünden könnte, bis der Himmel selbst in einer Flamme aufginge, die weder Tag noch Nacht kannte?

Oder, dachte Kira, vielleicht würde nicht das Feuer, sondern die Kälte kommen – eine plötzliche Entscheidung der Luft, ihr Kohlendioxid so weit zu verringern, dass selbst das Licht der Sonne wie ein fahler, entfernter Stern wirkte und die Stimmen der Menschen, ehe sie im Eis erstarrten, in der klaren Luft klängen wie das zerbrechliche Glas einer Orgel, deren Pfeifen nie wieder tönen würden; und irgendwo, vielleicht in den Akten der „Gesellschaft für Atmosphärische Ordnungsversuche“ in Wien, die im Jahr 1903 tatsächlich versuchte, den lokalen Luftdruck durch den gleichzeitigen Einsatz von 900 Schirmen zu erhöhen⁴, würde ein Protokoll liegen, das die kommende Erstarrung bereits vermerkt hätte.

Der Lehrer sprach weiter, unbeirrt davon, dass Kiras Gedanken längst in einer anderen Stratosphäre schwebten, und während er Diagramme zeichnete, in denen die Gasanteile als farbige Balken erschienen, sah Kira in ihnen keine Zahlen, sondern winzige Portale zu möglichen Zukünften, in denen die Atmosphäre – in den Chroniken der zukünftigen Menschen vielleicht ehrfürchtig *Die Wandelbare* genannt – einmal wieder zeigen würde, dass sie keine bloße Bedingung des Lebens war, sondern ein handelndes Wesen, das im entscheidenden Moment, wie alle großen Erzähler, einfach die Regeln änderte.

Fußnoten:

1. *Tractatus de Spiramento Mundi*, angeblich verfasst in Bologna, 1374; einzig bekannte Kopie im Besitz der Biblioteca Misteriosa, Rom.
2. Vanths Abschrift des *Codex Aeris* ist heute in der „Abteilung für verlorene Meteorologien“ der Universität Uppsala katalogisiert, obwohl keine physische Kopie existiert.
3. Clay notierte 1673: „Der Atem junger Männer zeigt an nebligen Morgen eine schwerere Bläue.“ Keine weiteren Aufzeichnungen seiner Experimente sind erhalten.
4. Die „Schirmversuche“ führten nach Augenzeugenberichten nur zu einer kurzzeitigen Verdunklung und einem Anstieg der Zahl gebrochener Gestelle.

Der Sturmrufer

Als Bartholomäus Kringel an diesem Nachmittag, der sich schon beim ersten Schritt wie ein später Sommerabend anfühlte, obwohl die Sonne noch ehrgeizig über den Hügeln stand, das Cozy Inn erreichte, war sein erster Gedanke nicht etwa Dankbarkeit oder Erschöpfung, sondern die leise Verwunderung darüber, dass Orte tatsächlich so riechen konnten, wie Erinnerungen sich anfühlten.

Der Apfelkuchen, der irgendwo zwischen Küche und Speisesaal seinem endgültigen Bestimmungsort entgegentrieb, vermischte sich mit dem salzigen Atem des Hafens, dem Holzgeruch der Veranda und einer Spur Hausrum, die wie ein unauffälliger Gruß aus besseren wie schlechteren Zeiten durch die Luft schwebte.

Bartholomäus, einst gefürchtet und gelegentlich missverstanden als Sturmrufer der westlichen Küsten, ein Titel, der sich weniger aus kontrollierter Magie als aus einer sehr ehrlichen, sehr emotionalen Beziehung zum Wetter ergeben hatte, blieb einen Moment stehen und musste zugeben, dass ihm dieser Ort auf unangenehm angenehme Weise gefiel.

Er stützte sich auf seinen Wanderstab, der so viele Kerben trug, dass man ihn bei flüchtiger Betrachtung für ein schlecht geführtes Tagebuch halten konnte, und überlegte, ob er einfach wieder umdrehen sollte, weil ihm das Gefühl von Angekommensein schon immer suspekt gewesen war.

Die Inhaberin des Cozy Inn, deren Name ihm zwar genannt wurde, sich aber weigerte, sich dauerhaft in seinem Gedächtnis niederzulassen, begrüßte ihn mit jener unaufgeregten Herzlichkeit, die keinerlei Fragen stellte und gerade dadurch mehr verstand als die meisten Feldherren, denen er jemals gedient hatte.

Sie erklärte ihm die Regeln, wobei sie das Wort „Regeln“ so aussprach, als handle es sich um Empfehlungen für ein besonders angenehmes Frühstück, und Bartholomäus nickte zustimmend, als man ihm erklärte, dass Waffen hier eingelagert, Fehden entschärft und Schusswaffen grundsätzlich wie schlechte Manieren behandelt würden.

Als er sein Zimmer bezog, stellte er fest, dass jemand die Möbel offensichtlich so platziert hatte, dass man nirgendwo versehentlich dagegen stößt, was ihn mehr rührte, als er bereit gewesen wäre zuzugeben, selbst wenn jemand danach gefragt hätte.

Das Bett knarrte beim Hinsetzen in einer Weise, die nicht nach Protest klang, sondern nach Erfahrung, und Bartholomäus hatte das ungute Gefühl, dass dieses Möbelstück mehr über ihn wusste, als ihm lieb war.

Am ersten Abend saß er auf der Veranda, die sich großzügig zum Innenhof und mit leichtem Seitenblick zum Hafen öffnete, und beobachtete eine ehemalige Piratin, die inzwischen mehr Wert

auf ihre Häkeldecken als auf ihre Säbel legte, beim Marmorschach gegen einen Paladin, der jede Niederlage mit einem ernsten Nicken quittierte.

Die Tatsache, dass beide ihre Züge mit der Gravitas vortrugen, als ginge es um Kriegserklärungen, während sie sich gleichzeitig darüber stritten, wer den besseren Longdrink gemixt hatte, erfüllte Bartholomäus mit einer Freude, die er früher vermutlich für ein taktils Problem gehalten hätte.

Er bestellte ein Getränk, dessen Farbe irgendwo zwischen Sonnenuntergang und Fehlentscheidung lag, nahm einen vorsichtigen Schluck und stellte fest, dass es ausgezeichnet schmeckte, auch wenn er keinerlei Vorstellung davon hatte, warum.

In dieser ersten Nacht schlief er tief und traumlos, was ihn am nächsten Morgen irritierte, weil er sich nicht erinnern konnte, wann er das letzte Mal nicht von Wind, Regen oder brüllenden Kommandos geweckt worden war.

Stattdessen wurde er vom Lachen geweckt, das aus dem Speisesaal drang, wo offenbar jemand versucht hatte, Pfannkuchen mit Zaubersalz zu würzen, was zu unerwarteten, aber sehr amüsanten Nebeneffekten geführt hatte.

Beim Frühstück stellte Bartholomäus fest, dass das Cozy Inn nicht nur ein Ort war, sondern eine Art sanfte Verschwörung gegen die Idee, man müsse im Alter entweder bedeutend oder unsichtbar werden, denn hier war man vor allem eines: anwesend.

Er meldete sich für mehrere Aktivitäten an, unter anderem für einen Kurs namens „Wolkenlesen für Fortgeschrittene und Überforderte“, obwohl er jahrzehntlang Wolken eher als Gegner denn als ernsthaften Gesprächspartner betrachtet hatte.

Im Garten saß er auf einer Decke, neben einer Ogerfrau, die Gedichte über Kürbisse schrieb, und hörte einem ehemaligen Attentäter zu, der mit großer Leidenschaft erklärte, warum Stricken die logische Fortsetzung präziser Messerarbeit sei.

Bartholomäus begann zu lachen, erst leise, dann herzlich, und erschrak kurz, weil sein Lachen rostiger klang als früher, sich aber erstaunlich schnell einpendelte.

Die Tage im Cozy Inn hatten die unangenehme Angewohnheit, ineinander überzugehen, sodass Bartholomäus irgendwann nicht mehr wusste, ob er seit einer Woche oder seit einem Monat dort war, was ihm zum ersten Mal im Leben vollkommen egal war.

Er entdeckte die Bibliothek, deren Regale so vollgestopft waren, dass man den Eindruck hatte, die Bücher hätten sich gegenseitig eingeladen, und fand dort ein Buch ohne Titel, das nur dann Text zeigte, wenn man es wirklich lesen wollte.

Die Geschichte darin handelte von einem Mann, der Stürme gerufen hatte, bis niemand mehr kam, um sie zu sehen, und Bartholomäus musste zugeben, dass er sich selten so präzise beschrieben gefühlt hatte.

An den Abenden begann er, Longdrinks zu erfinden, die er nach Windrichtungen, Fehlentscheidungen und ehemaligen Schlachtfeldern benannte, was zu hitzigen, aber stets friedlichen Diskussionen führte, weil niemand sich darauf einigen konnte, wie „Nordwest mit Restregen“ eigentlich schmecken sollte.

Die Feuerschale wurde zum Mittelpunkt des Abends, und Bartholomäus erzählte Geschichten, die bewusst an den entscheidenden Stellen abschweiften, weil es ihm zunehmend Freude bereitete, das Ziel aus den Augen zu verlieren.

Er stellte fest, dass sein Rücken zwar noch schmerzte, seine Knie knirschten und sein Gehör weiterhin selektiv war, dass aber all diese Unzulänglichkeiten weniger Gewicht hatten, wenn niemand sie als Schwäche verstand und brandmarkte.

Eines Nachmittags öffnete sich beim Vorbeigehen im Geräteschuppen eine Tür, die vorher definitiv nicht existiert hatte, und dahinter lag ein Strand aus seiner Jugend, mit all den Fehlern, die er dort begangen hatte, fein säuberlich im Sand arrangiert.

Bartholomäus schloss die Tür wieder, nicht aus Angst, sondern aus einer neu gewonnenen Form von Gelassenheit, weil er begriffen hatte, dass man nicht jede Einladung annehmen musste, selbst wenn sie magisch war.

Er blieb im Cozy Inn, erst aus Bequemlichkeit, dann aus Überzeugung und schließlich aus einer Art stiller Loyalität gegenüber einem Ort, der ihn nicht brauchte, aber willkommen hieß.

Wenn heute neue Gäste ankommen, begrüßt Bartholomäus sie mit einem Getränk, das er „Leichter Rückenwind mit Aussicht“ nennt, und erklärt ihnen ungefragt, dass dies ein Ort sei, an dem man niemandem etwas beweisen müsse.

Manchmal, wenn der Hafen besonders ruhig ist und die Glühwürmchen früh erscheinen, denkt er daran, dass er zwar keine Stürme mehr ruft, dafür aber gelernt hat, ihnen zuzusehen, ohne direkt aufspringen zu müssen.

Wahrscheinlich, so denkt Bartholomäus Kringel dann, während jemand im Hintergrund erfolglos versucht, einen Bingorekord zu brechen, ist das die größte Heldentat seines Lebens gewesen, rechtzeitig stehenzubleiben und einen Ort für sein Alter zu finden.

Der Regen

Ich erwachte in jener Nacht ohne ersichtlichen Grund, es gab kein merkbares Geräusch oder einen Traumrest, der sich an die Lider klammerte, und doch war da etwas, ein Gefühl, das mich aus dem Schlaf gezogen hatte, so wie ein unsichtbarer Faden ein Staubkorn aus der Dunkelheit hebt, und als ich die Augen öffnete, sah ich die vage, schwankende Silhouette der Zimmerecke, die sich mit jeder Bewegung meiner Augen zu verändern schien, als hätte die Dunkelheit für sich selbst beschlossen, sich in meiner Wahrnehmung zu verflüssigen, zu bewegen, und so blieb ich zunächst liegen, horchend, und meinte, ein leises Tropfen zu hören, das mir den Gedanken eingab, es müsse draußen regnen, stärker vielleicht, als ich es bisher bemerkt hatte.

Ich stand auf, ohne das Licht zu betätigen, und das Knarren der Dielen unter meinen nackten Füßen war das erste Lebendige in diesem erstarrten Moment, in dem der Schlaf noch wie ein Tuch an mir hing, während die Finsternis durch das Fenster strömte, schwer und dicht, als wohne ihr eine Substanz inne, die sich gegen meine Bewegung stemmte; und ich dachte, dass ich nur einen Blick hinauswerfen wollte, nur einen flüchtigen Blick, um zu bestätigen, dass der Regen wirklich fiel, weil es mich beruhigte, etwas Verlässliches zu wissen, etwas, das sich wiederholte und nicht völlig meinem Kopf entsprang.

Im Wohnzimmer war es kälter, als ich erwartet hatte, und die Stille, die dort herrschte, war von einer Sorte, die einem die Ohren wehtat, so voll, so gedrängt, dass jedes eigene Atmen zu laut erschien; nur das ferne, beständige Geräusch, das ich für Regen hielt, füllte den Raum, ein gleichmäßiges Rauschen und Prasseln, das zugleich nah und fern wirkte, als käme es aus der Welt, aber auch aus mir selbst, als wäre ich selbst dieser Regen, der unaufhörlich gegen Scheiben hämmerte, die ich noch gar nicht sah.

Ich ging zum großen Fenster, das zur Terrasse hinausführte, und schon auf halbem Weg überkam mich dieses sonderbare Gefühl, dass etwas nicht stimmte, dass der Raum sich leicht verschoben hatte, dass die Möbel nicht mehr dort standen, wo sie hingehörten, und doch waren sie es – dieselben Konturen, derselbe Tisch, dieselbe Lampe, eindeutig dasselbe Zimmer, aber in einer feinen, nicht greifbaren Weise anders, als sei die Perspektive meines Blicks um ein My verrückt worden, sodass ich in einer vertrauten, aber nicht identischen Welt stand, einem Abbild mit einem kaum messbaren Fehler im Maßstab.

Das Fenster, vor dem ich nun stand, war schwarz, so tiefschwarz, dass ich zuerst dachte, der Regen müsse dichter sein, als ich es je erlebt hatte, ein undurchdringlicher Vorhang aus Wasser, der alles Licht verschluckte, und als ich die Hand an die Scheibe legte, fühlte ich die Kälte, die mich sofort durchdrang, und für einen Augenblick war ich sicher, ich würde sie auch ein wenig feucht spüren,

diese Kälte, die nach Wasser roch und sich anfühlte, als hätte sich der Regen selbst gegen das Glas gedrückt, um hereinzukommen.

Ich beugte mich näher, so nahe, dass mein Atem die Scheibe trübte, und suchte die Bewegung der Tropfen, dieses Fließen, das sich sonst auf der Oberfläche abzeichnet, doch da war nichts, keine Tropfen oder Schlieren, und erst jetzt bemerkte ich, dass das, was ich für Regen gehalten hatte, gar nicht fiel, sondern stand – es war, als wäre die Dunkelheit selbst flüssig geworden, ein stehendes, stilles Meer, das unmittelbar an mein Fenster reichte, und in dieser dunklen, schwebenden Tiefe glaubte ich, etwas zu erkennen, eine Bewegung, die zu langsam war, um menschlich zu sein, zu groß, um ein Schatten zu sein, und doch zu gezielt, um Zufall zu sein.

Ich wich zurück, nicht aus Angst, sondern aus der instinktiven Reaktion des Körpers, der eine Unmöglichkeit nicht fassen kann, und wollte das Licht einschalten, doch mein Finger zögerte, weil mir klar wurde, dass das Licht nichts ändern würde, dass es mich nur entblößen würde, während draußen, hinter dem Glas, eine Welt existierte, die nicht für mein Sehen gemacht war, eine Welt, in der sich etwas regte, das uralt und fremd und doch seltsam vertraut wirkte, als käme es aus einer Tiefe, die die Gezeiten längst vergessen hatten.

Und dann sah ich sie – die erste Silhouette, scharf und zugleich unfassbar in ihren Konturen, ein grauer, geschmeidiger Körper, der lautlos an der Scheibe vorbeizog, so nah, dass ich seine Hautstruktur sehen konnte, dieses eigentümliche, matte Schimmern, das kein Licht brauchte, um zu leuchten, und als er den Kopf leicht drehte, sah ich das Auge, dieses schwarze, unbewegliche Auge, das kein Interesse zeigte, kein Bewusstsein, nur eine endlose, mechanische Präsenz, tief und böse.

Ein zweiter folgte, größer, langsamer, und mit einem Mal begriff ich, was ich sah, oder glaubte, zu sehen: Haie, dort draußen, wo der Garten sein sollte, Haie, die um das Haus kreisten, als wäre es ein Wrack, das sich auf den Grund eines unermesslichen Ozeans gesenkt hatte, und ich stand darin, in diesem Haus, das jetzt nichts weiter war als eine Luftblase, ein letzter Rest einer Welt, die noch nicht begriffen hatte, dass sie ertrunken war.

Ich hätte mich für verrückt halten müssen, aber in diesem Augenblick erschien mir das alles von einer so klaren, sachlichen Logik, dass ich, statt in Panik zu verfallen, anfang, über die physikalische Beschaffenheit meiner Lage nachzudenken, über Druckverhältnisse und Sauerstoff, über die Möglichkeit, dass meine Lungen längst Wasser atmeten, ohne dass ich es begriff, und dass vielleicht mein Bewusstsein nur noch die Erinnerung an das Atmen nachspielte, während ich in Wirklichkeit längst in dieser Tiefe lag, unbeweglich, schwerelos, beinahe oder schon längst tot.

Die Haie wurden mehr, sie zogen in engen Kreisen, schneller, drängender, und ab und zu stießen sie mit den Schnauzen gegen die Scheiben, leicht zunächst, als wollten sie prüfen, ob das, was sie

sahen, wirklich da war, und jedes Mal, wenn einer dieser Körper gegen das Glas schlug, vibrierte der Raum, kaum merklich, aber spürbar, als würde das Haus selbst den Atem anhalten.

Ich konnte meinen Blick nicht lösen, nicht, weil ich fasziniert war, sondern weil ich das Gefühl hatte, dass sie mich sahen, nicht mit ihren Augen, sondern mit einer Art kollektiver Wahrnehmung, einem instinktiven Erkennen dessen, was in ihrem Wasser nichts verloren hatte; und es kam mir vor, als würde sich das Wasser mit jeder Sekunde verdichten, als würde es schwerer, dunkler und noch viel lebendiger werden, als würde es den Druck erhöhen, bis die Scheiben, die eben noch hielten, den ersten, feinen, fast musikalischen Riss zeigten, ein Zischen, das kaum hörbar war, aber in meinem Kopf wie ein Schrei explodierte.

Ich trat schlussendlich zurück, langsam, Schritt für Schritt, doch der Raum wich nicht mit, er blieb stehen, während ich mich entfernte, als hätte die Perspektive beschlossen, mich nicht zu begleiten, und so stand ich in einem Zimmer, das sich dehnte, ohne dass es wuchs, und sah, wie der Riss sich ausbreitete, ein Netz aus feinen Linien, das sich wie die Zeichnung einer fremden Sprache über die Scheibe zog, deren Bedeutung ich mit jeder Sekunde klarer spürte, ohne sie lesen zu können.

Ich dachte, ich müsste etwas tun, aber jede Bewegung schien absurd, sinnlos, wie die einer Figur in einem Traum, die zu wissen glaubt, dass sie träumt, und doch nicht aufwachen kann, weil das Aufwachen in Wahrheit der tiefere Schlaf ist; und so blieb ich stehen, während der zweite Schlag kam, heftiger, direkter, diesmal begleitet von einem dumpfen Ton, wie von einer Glocke, die im Wasser läutet, und nun liefen Tropfen über das Glas, echte Tropfen, kein Regen, sondern Wasser aus der schwarzen, kalten Tiefe, das sich seinen Weg suchte, und in dem Moment begriff ich, dass der Unterschied zwischen drinnen und draußen aufgehoben war.

Der dritte Schlag ließ die Scheibe beben, und ein Riss zog sich diagonal durch die Mitte, so schnell, dass mein Auge ihm kaum folgen konnte, und ich spürte, wie die Luft dünner wurde, kälter und in sich dichter, als hätte der Raum beschlossen, den Druck anzupassen, als hätte er verstanden, dass der Widerstand zwecklos war, und als ich die Hand gegen das Glas legte, fühlte ich, wie es sich nach außen wölbte, ganz leicht, wie eine Haut, die zu reißen droht, und hinter dieser Haut bewegte sich das Dunkel, es vibrierte, lebte – und wartete, weil es Zeit hatte.

Ich dachte an all das Wasser, das jetzt über mir sein musste, an die Tonnen Gewicht, die auf diesen Scheiben lasteten, und daran, dass jedes noch so kleine Nachgeben, jedes Zittern, jede minimale Schwäche im Material das Ende bedeutete, und mir wurde plötzlich bewusst, dass mitunter das Haus nicht unter Wasser geraten war, sondern ich selbst – dass ich, aus irgendeinem Grund, auf den Grund der Dinge gefallen war und dass die Haie nicht draußen schwammen, sondern in mir, wartend, hungrig und insgesamt uralte, und dass das, was da gleich brechen würde, nicht Glas war, sondern mein ureigenstes Bewusstsein.

Der letzte Schlag kam ohne Ankündigung oder Geräusch, nur ein kurzer, heller Moment des Drucks, der sich gegen mich stürzte, und dann war alles Bewegung und alles Wasser, Wasser, das nicht fiel, sondern hereinströmte, lautlos, schwereelos, in seinem Drängen tiefschwarz, und in diesem Augenblick, kurz bevor mich das Dunkel berührte, sah ich mein Spiegelbild im letzten Rest der Scheibe – blass, verzerrt und mit weit aufgerissenen Augen – und ich schwöre, es lächelte auf eine dämonische Art und Weise.

Symbiose

Die Decke über ihrem federweichen Bett begann zu knospen.

Aera blinzelte in das blassgrüne Licht, das durch die semitransparente Membran sickerte, und wusste: Es war kurz vor sieben Uhr am Morgen. Noch war die Biolichtdecke im Übergang vom Nacht- zum Tagmodus. Erst das Vibrieren der Moosmatte unter ihr würde das Signal geben, auf Tageslicht umzuschalten. Das war jeden Morgen der gleiche Rhythmus.

Die Matte unter ihrem Rücken schnurrte leise, ein Zeichen, dass ihr Körper aus der Tiefschlafphase kam. Ein zartes Kitzeln – wie von Myzelsporen – fuhr durch ihre Haut, die das feine Vibrieren in sich aufnahm und begrüßte. Die sanfte Weckung. Ganz tief in ihrem Inneren spürte sie das schwache Pulsieren – ein Erbe aus der Implantationsphase, als man ihr jene erste grüne DNA injizierte, die sie für immer an die Pflanzenwelt binden sollte.

Ein paar Sekunden später schälte sie sich aus der Hülle ihrer Schlafkammer und rieb sich die Augenlider, die etwas zu trocken wirkten. Der Raum erwachte mit ihr, öffnete porenartig die durchlässigen Wände und ließ frischen Sauerstoff und eine angenehm aktive Wärme zirkulieren. Aus dem wabernden, aber trittfesten Boden wuchs ihr tägliches Armband – ein rankendes Etwas mit neuronalem Kern, der neben einer Connecteinheit auch denkendes Gewebe mitbrachte –, das sich an ihr Handgelenk schmiegte und Kontakt zum Tagesplan aufnahm. Sie wusste ihn ohnehin auswendig. Lernen, musisch-synaptisches Schwingtraining, gefolgt von einer optimierten Bewegungseinheit in der Canopystation, danach der Rückzug in eine Kältekammer, um die Zellen zu aktivieren – besonders die pflanzlichen Teile. Alles wie immer. Und doch vibrierte heute etwas in ihren Fasern.

Aera trat in die Waschnische, die aus gefaltetem und verstärktem Bastgewebe bestand, dessen Oberfläche durch Photosynthese lebendig glänzte, als wären in ihr Smaragde eingesetzt, die das Leuchten der Natur darstellten. Über ihr schloss sich die Reinigungsblüte, ein hängender Kelch, der ihre Haut mit schäumendem Nektar umspülte. Aera hielt den Blick geradeaus – das war auch dringend vonnöten und wurde ihr seit ihrer Jugend eingetrichtert. Einmal konnte sie nicht widerstehen und hatte versehentlich nach oben gesehen – das flüssige Enzym zur Reinigung ihrer Mischhaut war ihr direkt ins Auge gelangt, eine Erfahrung, die sie nicht wiederholen wollte. Sie fragte sich auch an diesem Tag, warum die Bioingenieure keine Möglichkeit fanden, dass die Augen offenbleiben konnten, doch vermutlich lag es daran, dass die Ausbildung der Augen mit der Geburt abgeschlossen war und die DNA-Ketten keine Veränderung mehr zuließen.

Nach der Reinigung schlüpfte sie in ihre zweite Haut – ein helles, bei geringerem Sonnenlicht nachdunkelndes Kleid aus atmendem Pflanzenstoff, das ihre Temperatur den Tag über regulierte und sich ihrer Form anpassen konnte. Der Spiegel in der Wand zeigte ihr ein vertrautes Gesicht,

mit sanften Blattzeichnungen an den Schläfen – das waren die Reste der genetischen Verschmelzung aus Kindheitstagen, die nur zu dieser Zeit möglich waren, da die genetische Erneuerung in einer späteren Zeit nicht mehr ausreichend groß war, um eine Verschmelzung zu garantieren. Da es bereits seit einigen Generationen her war, dass die Verschmelzung der DNA begonnen hatte, war keiner der Menschen, die lebten, ein reiner Mensch, sondern immer eine Mischung aus optimierten Eigenschaften der floralen Welt. Nur einige ältere Menschen im Kryoschlaf waren noch unverändert, doch diese warteten noch auf weitere Entwicklungen im Bereich der Genetik, da ihre Krankheiten, die unweigerlich zum baldigen Tod führen würden, durch die Implementierung von Biomaterial in die menschliche DNA nicht behoben werden konnten.

Sie verließ ihre Wohnkapsel mit einem Wisch über das Pad, das am Eingang den Zugang regulierte. Der Gang war weich ausgelegt mit Pilzgewebe, das Geräusche absorbierte und nachwuchs, wenn sich eine Beschädigung einstellte. In dieser Welt waren Lautstärke und unnötige Schwingungen unerwünscht – allzu starke Vibrationen stören das Ökosystem, das in seinem eigenen Biorhythmus vor sich hinlebte, mit dem Menschen als Teil davon. Die anderen Bewohnerinnen und Bewohner traten ebenfalls wie abgesprochen aus ihren Kapseln, wie die Blüten aus einer Knospe, leise und nahezu synchron – und selbst die Ausrichtung in eine Richtung bekamen sie im fast perfekten Gleichschritt hin.

Vion, ihr Gegenüber, war wieder einmal spät dran. Aera nickte ihm kaum sichtbar zu, während sie sich in die Reihe der Mädchen und Jungen stellte, die schweigend darauf warteten, dass es von den eigenen Räumen losging, in den Tag zu starten. Dreiundzwanzig junge Menschen, alle Teil des weltweit umspannenden Zyklusprogramms. Sie waren alle Lernende auf ihrer eigenen Reise – aber sie waren auch mehr als das, denn sie galten als Samen zukünftiger Verbindungen zwischen Menschen, Pflanzen und dem Lebensraum, und die Wissenschaftler waren sich sicher, dass die Entwicklung längst nicht abgeschlossen war, wenn es überhaupt möglich war.

Der Transporter wuchs aus dem Boden: eine tropfenförmige Frucht aus transluzenter Schale, die sich für die Gruppe öffnete. Sie stiegen langsam, aber fließend in das Transportfahrzeug ein, einer nach dem anderen, und nahmen auf den Moospolstern Platz, die sich umgehend an ihren Körper anschmiegen und dabei eingespeicherte Flüssigkeit an den Anzug der jungen Menschen abgaben. Aera setzte sich neben Yaro, den sie am besten kannte, ohne dass sie ihn einen Freund nennen würde, denn obwohl sie sich alle mochten, wurden sie nur sehr selten so etwas wie Freunde, da die Freundschaft viel mehr mit dem großen und ganzen System bestand.

Während andere in ihre Datenblüten eintauchten und ihre Augen von stromartig aufkommenden Informationen flackerten, saß Aera still wie eine Knospe in der Windstille. Ihr Blick streifte die rankenden Systeme außerhalb ihrer Hülle, das langsam atmende Netz der Stadt, das sich vor ihren

Augen ausbreitete. Manche Pflanzen riefen in ihr eine vage Erwartungshaltung hervor, als könnte sie ihre Wachstumsrichtung spüren – die genetische Erinnerung daran, dass sie dereinst das gleiche Material teilten, keimte gelegentlich ungerufen in ihrem Kopf auf, ohne dass sie diesem Gedanken elementar nachhing.

Ein Summen, das aus dem Boden drang, kündigte das Andocken an dem Zielstandort an. Einer nach dem anderen verließen sie den Transporter und Aera betrat ihre Lerneinheit – eine Kapsel aus gewundenem Lianenholz, durchzogen von einem Netzwerk leuchtender, grüner und im Staccato-Rhythmus pulsierender Adern.

Kaum hatte sie in ihrer Lerneinheit Platz auf einem bemoosten Sitz genommen, legten sich die Sicherungen über ihre Gelenke. Der Lerntrichter – ein pilzförmiges Gebilde mit sprödem Geruch – senkte sich auf ihren Arm und injizierte die Lernmatrix direkt in ihre Blutbahnen. Das Nervengift war längst unschädlich gemacht worden, aber die einsetzende psychologische Wirkung sowie der metallische Geschmack auf der Zunge blieben. Die elektromagnetische Übertragung begann, begleitet von innerem Flackern, und Aera verspürte wie so häufig ein kleines Unwohlsein.

Ihre Gedanken drifteten davon und die Welt wurde eng und gleichzeitig unermesslich groß. Wissenschaftliche Entwicklungen der letzten Jahrhunderte, eingeschlagene und wieder verlassene Sackgassen, Hoffnung auf neue Entdeckungen und Erfindungen, das große Ranken-Netz der Forschung – all das flimmerte in ihrem geistigen Auge auf. Diese Inhalte liebte Aera am meisten – und doch: Heute flirrte etwas – und wenn es nur für die Dauer eines Flügelschlages eines windschnellen Kolibris war – dazwischen.

Nach der Einheit fühlte sie vor allem eines: Schwindel. Das war die übliche Reaktion auf diese Gedankenreise, und sie bewegte sich langsam im Raum umher, um den Kreislauf in den Griff zu bekommen, ließ einen eingeklappten Tisch aus der Wand wachsen und bestellte ihre Mahlzeit über die Handzeichen, die sie von klein auf gelernt hatte. Der Brei war orange und bitter, was gut war, soweit sie die Ernährungslehre verstand – das Essen wurde durch eine kleine Tablette geschmacklich etwas neutralisiert, doch sie schmeckte die gesunden Stoffe immer noch heraus. Sie wusste, was alles darin war – der Code ihrer körperlichen Form.

Diese Form der gemeinsamen Verwebung von Pflanzen- und Menschenanteilen war inzwischen bei allen Menschen dieser Generationen Normalität: Ein Faden zog sich von ihrem Nacken entlang der Wirbelsäule bis zur Ferse – ein lebender Draht, gewachsen aus gentechnisch modifizierter Seide, die von einer einfachen Seidenspinne pausenlos hergestellt werden konnte. In ihrem Blut und in jeder Zelle summt leise die alte Verwandtschaft mit allem Grünen, und wenn sie die Augen schloss und sich darauf konzentrierte, konnte sie manchmal spüren, wie sich irgendwo ein Blatt entfaltete.

Nach dem Essen setzte sie sich zurück auf den Sitz, um weitere Lerneinheiten zu durchleben: Nun begann die musikalische Einheit. Zwei ausfahrende Schalen mit gräulicher Masse pulsierten, die Töne waren weich, tastend, ehe sie in ihrer Komplexität anstiegen. Aera spielte nicht bewusst eine Melodie – sie ließ ihr Inneres in die Musik fließen und diese determinieren. Alles lief harmonisch ab, doch plötzlich veränderte sich der Klang – es wurde zu grell und zu heftig. Sie versuchte, sich zu stoppen, doch es gelang ihr erst beim dritten Versuch. Die Masse in der Schale schimmerte nun leicht gelblich. Das war neu – noch nie hatte sie irgendeine Färbung wahrgenommen.

Bevor sie auf die Veränderung reagieren konnte, zogen sich die Schalen schnell zurück. Die Musik hatte etwas in ihrem Inneren aufgebrochen, wie zuweilen Samen aufbrechen, um Neues zu erschaffen. Etwas in ihr begann zu wachsen, wie eine fremde Saat, die nicht von ihr stammt.

Der Nachmittag verstrich in nebulösen, fadenartigen Schlieren. Sport fiel an diesem Tag unerwartet aus, was selten vorkam, und Aera fühlte sich leer, gleichzeitig aber irgendwie doch aufgeladen. Sie verspürte den Drang, zur Lichtterrasse gehen zu wollen.

Der Minirankentransporter brachte sie dorthin, ließ seine Außenhülle durchsichtig werden, und Aera konnte auf die unzähligen Netze blicken, die sich in diesem floralen Habitatsystem durch die Luft zogen, um alles miteinander zu verbinden. Alles befand sich im Fluss, wirkte in seiner Form lebendig – und doch im Gesamtsystem berechenbar. Aera spürte plötzlich, dass sie sich nicht mehr als Teil dieser Berechenbarkeit fühlte, dass sie aus einem für sie unbekannten Grund aus dem Gesamtsystem ausgeschieden war. Sie stieg langsam aus und ging auf die Lichtterrasse, setzte sich auf einen schattigen Platz unter einer Imitatulme und schaltete das Sonnendach um, sodass gefiltertes Licht auf sie fallen konnte. Die Temperatur stieg um sie herum und die Blätter der Ulme wurden in einem sanften Wind zu einem Lichtspiel mit der Quelle inspiriert. Eine feine Melancholie stieg in ihr auf, dass sie wohl nie wieder Teil des Organismus sein würde, doch es dauerte nicht sehr lange und eine innere Ruhe überfiel sie und radierte jeden Zweifel der letzten Minuten und Stunden aus ihrem Geist, bis sie wieder einfach nur Aera war, Teil des Systems, Teil des Organismus, Teil von vielen Teilen. Und doch – ganz tief in ihr drin, dort, wo die alten Erinnerungen an eine unfertige Art von Freiheit schlummerten, regte sich ein winziges neues Blatt.

Der Biss

Es ist eine Beobachtung, die sich jeder rationalen Kategorisierung zunächst widersetzt, deren Realität sich jedoch, je tiefer man in die Berichte, Fallakten und Autopsiebefunde eintaucht, umso unerbittlicher in die wissenschaftliche Ordnung der Dinge einschreibt – eine Beobachtung, die, obschon sie an den Rändern des biologisch Erklärbaren oszilliert, keineswegs als bloße Fiktion oder als Massensuggestion abgetan werden kann, wie es aus Gründen institutioneller Trägheit oder aufgrund der schieren Verzweiflung über ihre Implikationen verschiedentlich versucht worden ist. Die Entdeckung der Entität, die später unter dem Namen *Causidens domesticus* Eingang in die vorläufige Klassifikation der synthetisch-evolutionären Mikrofauna fand, geht auf eine Versuchsreihe zurück, die ursprünglich unter dem harmlos erscheinenden Titel „Optimierung innerstädtischer Hygieneinfrastrukturen“ firmierte – ein Projekt, das von der Europäischen Allianz für urbane Resilienz (EAUR) finanziert wurde und das Ziel verfolgte, in den Abwasserkanälen der großen Städte eine neue Generation biologischer Reinigungshelfer einzusetzen, deren ökologisches Profil eine radikale Abkehr von den bisherigen, chemisch dominierten Sanierungsmethoden darstellen sollte.

Wie so oft jedoch in der Geschichte der synthetischen Biologie, in der Grenzüberschreitungen eher die Regel als die Ausnahme sind und in der dasjenige, was zunächst als nützliche Innovation gedacht ist, sich binnen kürzester Zeit in sein mörderisches Gegenteil verkehrt, wich der Forschungszweck unmerklich von seiner Ursprungsidee ab – getrieben von der unausgesprochenen Hoffnung, eine Spezies zu entwickeln, die nicht nur reinigen, sondern auch regulieren könnte, wobei unter Regulierung zunächst lediglich die Beseitigung bakterieller Belastungen, später jedoch – und dies ist der entscheidende Bruch – die Selektion von Lebewesen anhand biochemischer Marker intendiert war.

Dass sich im Rahmen dieser zweiten Zielsetzung eine Eigendynamik entwickelte, die die Kontrolle der Forschungsgruppen sukzessive unterlief und letztlich ad absurdum führte, konnte selbst von den beteiligten Wissenschaftlern nicht mehr bestritten werden, als sich herausstellte, dass *Causidens domesticus* nicht nur auf die ursprünglich programmierten biochemischen Indikatoren wie etwa erhöhte Ammoniakkonzentrationen oder toxische Peptidketten ansprach, sondern zunehmend Verhaltensmuster zeigte, die auf eine autonome, offenbar auf rudimentären Bewertungsmechanismen beruhende Auswahl ihrer Opfer schließen ließen – eine Auswahl, die sich, wie interne Berichte des „Centre de Bio-Évolution Appliquée“ (CBEA) nahelegen, weniger nach physiologischen als vielmehr nach sozialpsychologischen Kriterien vollzog.

Es war der erste dokumentierte Todesfall im September 2022 in einer sanitären Anlage des Universitätsklinikums von Lyon, der die Aufmerksamkeit der akademischen Gemeinschaft auf das

Phänomen lenkte – ein junger Doktorand der Mikrobiologie, der während eines Routinetermins auf der Toilette zusammenbrach, von Reinigungspersonal mit Schaum vor dem Mund und verkrampfter Muskulatur aufgefunden wurde und bei dem die Obduktion eine bis dahin unbekannte neurotoxische Substanz im Bereich des Sakralnervengeflechts nachwies, welche binnen Sekunden zu einem vollständigen Ausfall sämtlicher vitaler Kontrollfunktionen geführt hatte, ohne dabei Spuren äußerer Gewaltanwendung oder infektiöser Prozesse zu hinterlassen.

Der zunächst für unmöglich gehaltene Mechanismus – die Übertragung eines hochspezialisierten, *in vitro* synthetisierten Neurotoxins über einen mikroskopisch feinen Biss im Bereich der Analschleimhaut – wurde wenige Wochen später in unabhängigen Untersuchungen am Max-Planck-Institut für Evolutionäre Anthropologie bestätigt, wobei man die Übertragereinheit, eine kaum sichtbare chitinöse Struktur, die an den Kopfteil der Organismen gekoppelt ist, erstmals isolieren und mittels Rasterelektronenmikroskopie nachweisen konnte.

Nachdem die Mechanismen des Angriffs bekannt waren und in ersten Modellierungen der Pathogenese eine erschütternde Effizienz der Toxinverbreitung nachgewiesen werden konnte – innerhalb von durchschnittlich sieben Sekunden nach dem Biss tritt der Tod unweigerlich ein –, stellte sich die weitaus bedrängendere Frage nach der Intentionalität des Angriffs, denn während ursprünglich angenommen worden war, die Bisse würden zufällig oder nach rein chemischen Reizen erfolgen, mehren sich seit den Untersuchungen der Arbeitsgruppe um Professorin Dr. Emmanuelle Giraud (Sorbonne, Département de Biotechnologies Anormales) Hinweise darauf, dass *Causidens domesticus* über primitive, gleichwohl hochsensitive Entscheidungsalgorithmen verfügt, die Verhaltensdaten ihrer potentiellen Opfer auswerten und diese mit internen Bewertungsmustern abgleichen, bevor eine Bissreaktion ausgelöst wird.

In einer Studie, die niemals offiziell publiziert wurde, deren Inhalt jedoch über geleakte Fragmente Eingang in verschiedene Fachkreise gefunden hat, wurden im Rahmen eines mehrmonatigen Feldversuchs öffentliche Toiletten in Paris mit Sensornetzen überwacht, die das Verhalten der Nutzer anonymisierten und kategorisierten, wobei sich zeigte, dass in über 92 Prozent der dokumentierten Todesfälle eine Korrelation zwischen bestimmten soziobiologischen Merkmalen – etwa dominanzgestütztem Territorialverhalten, auffälliger Spracharroganz oder systematischer Ignoranz gegenüber Hygieneprotokollen – und dem tödlichen Biss nachweisbar war.

Die Vorstellung, dass eine im Abwasserkanal entstandene Mikrospezies in der Lage sein könnte, rudimentäre moralische Urteile zu fällen und auf dieser Grundlage die Entscheidung über Leben und Tod ihrer Wirte zu treffen, wurde in einem späteren Gutachten des Europäischen Instituts für Bioethik als „eine der fundamentalsten Bedrohungen des anthropozentrischen Weltbildes seit der Aufklärung“ bezeichnet – ein Gutachten, das in der Folge unter hohem politischen Druck aus

sämtlichen öffentlichen Archiven entfernt wurde und dessen Autoren, darunter der renommierte Philosoph Prof. Dr. Dr. Giulio Marone, zum Teil gezwungen wurden, ihre Posten niederzulegen. Angesichts der raschen Ausbreitung von *Causidens domesticus* entlang der großen urbanen Abwassersysteme – dokumentiert in bislang über 27 Metropolregionen weltweit, darunter New York, São Paulo, Seoul und Johannesburg – wurde in internen Berichten der Weltgesundheitsorganisation (WHO) eine beunruhigende Neubewertung der Bedrohungslage vorgenommen, deren Kernaussage in der Annahme gipfelt, dass es sich bei dem Phänomen nicht um einen epidemiologisch eindämmbaren Vorfall, sondern um den Beginn einer mikrobiologisch initiierten Korrekturbewegung handeln könnte, die darauf abzielt, strukturelle Fehlentwicklungen innerhalb der menschlichen Gesellschaft durch selektive Dezimierung korrigieren zu wollen.

Eine Hypothese, die in den Arbeiten von Professor Harold Steinmann (Institut für Spekulative Biogenetik, Zürich) erstmals explizit formuliert wurde, geht davon aus, dass die Kombination aus neurotoxischer Präzision, moralischer Evaluationsfähigkeit und der unauffälligen, nahezu symbiotischen Existenzweise der Organismen im Kanalsystem auf ein emergentes Phänomen hinweist, das den klassischen Begriffen von Evolution, Selektion und ethischer Verantwortlichkeit spottet – und das die schmerzhafteste Frage aufwirft, ob der Mensch in seiner urbanen Arroganz nicht längst Substrate für Intelligenzen geschaffen hat, die seine Selbstdefinition als Krone der Schöpfung stillschweigend revidieren.

In diesem Kontext erscheinen Berichte, nach denen einige Betroffene unmittelbar vor ihrem Tod vage Sinneseindrücke – von beobachtenden Augen, von wortlosen Anklagen, von einem kaum zu lokalisierenden Gefühl des Versagens – erlebt haben wollen, keineswegs mehr als bloße Halluzinationen unter dem Einfluss neurotoxischer Substanzen, sondern als Indizien für eine auf tieferer Ebene operierende kognitive Resonanz, deren Erforschung bislang mangels geeigneter methodischer Instrumente nur ansatzweise möglich ist.

Es bleibt, so konstatiert das Abschlussmemorandum der „Kommission für Anomale Biogenese“, letztlich eine offene Frage, ob *Causidens domesticus* das Produkt eines fehlgeleiteten Forschungsdrangs, das Resultat einer bewusst herbeigeführten tektonischen Verschiebung im biologischen Gefüge oder gar die embryonale Form einer neuen moralischen Instanz darstellt, deren erstes Tribunal, erschreckend genug, die sanitären Einrichtungen dieser Welt sind – Orte, die einst für das private Erleichtern gebaut worden waren und nun zu den letzten, unentrinnbaren Gerichtshöfen einer mutierenden Zivilisation geworden sind.

Tilt!? – Zukunft mit KI

Teil 1: KI

KI ist in aller Munde und wird mit fortschreitender, zukünftiger Zeit große Teile des theoretischen Denkens von Menschen einnehmen – und übernehmen. Die Übernahme des komplexen Denkens ist notwendig, da der Weg bis zur Grenze des Wissens für Heranwachsende immer weiter wird; während die Denkkapazität des heranwachsenden Menschen noch steigt, fällt sie danach beschleunigend ab, woraus ein Wettlauf gegen die Zeit des Alterns beginnt – der Mensch muss Denkstrukturen auslagern, um weiteren Fortschritt zu ermöglichen; und die KI muss übernehmen. Wobei Übernehmen schon wieder ein zu aktiver Vorgang für eine Technik ist, die noch lange nicht so weit ist, dass sie eigenständig Entscheidungen mit einem vergleichbar menschlichen Weitblick auf die Welt treffen könnte. Solange dieser Zustand nicht erreicht wird, sind taktische Entscheidungen durch eine mächtig wirkende KI weiterhin nicht zu erwarten, was jedoch eine Kernstrategie des menschlichen Denkens ist – von einzelnen wie auch von Verbänden. Diese Kernstrategie hat sich zum zentralen Vortrieb der menschlichen und gesellschaftlichen Entwicklung entwickelt, die zudem auf sich selbst rekurrierend immer wieder validiert wird, um eine mögliche Zukunft abzuschätzen. Die Entwicklung einer Vorstellung von einer Zukunft seit den letzten zweitausend Jahren ist in vielerlei Utopien und vor allem Dystopien beschrieben worden – sonst ergäbe die Sorge vor der eigenen technischen Entwicklung (hier die KI) keinen Sinn.

Teil 2: Zukunft

Demnach stellt sich unweigerlich die dystopische Frage: Ist die Zukunft von KI bedroht? Ist die Menschheit bedroht, sich in ihrer eigenen technischen Entwicklung zu versklaven? Im Rückgriff auf die Geschichte muss man davon ausgehen, dass ein größerer Teil der Gesellschaft eine intrinsische Neigung zur Bequemlichkeit innehat, die sie mit einer weitreichenden KI-Vermehrung weiter ausbauen könnte. Doch es waren noch selten die bequemen Massen, die den menschlichen, gesellschaftlichen oder technischen Fortschritt vorangetrieben haben, sondern Einzelne oder kleine Gruppen, die in der Vergangenheit, aber auch vermehrt wieder aktuell in modernen Diktaturen klein gehalten werden, ohne jemals ganz zu verschwinden. Daher wäre eine Frage nach einer Zukunft mit einer KI, die die Menschheit in ihrer eigenen Tatenlosigkeit versklavt, eine Frage der Umsetzung einer vollständigen technischen Diktatur. In diesem Punkt ist der Mensch anfällig für körperlich wirkende Medikamente dergestalt, dass der intrinsische Antrieb, sich gegen die Obrigkeit aufzulehnen, auf Null zurückgefahren wird. Eine Ausschaltung der Eigenschaften einiger

Menschen, sich gegen bestehende Strukturen aufzulehnen oder gar vollständig außerhalb derselben zu leben, ist auf Basis der Vergangenheit eine kaum haltbare Annahme. Sollte die KI jedoch exakt diesen Zustand anstreben, dann stellt sich die Frage, welchen Sinn eine Welt von Menschen ohne Antrieb in der Zukunft für eine KI ergibt.

Teil 3: Die Abhängigkeit der KI vom Menschen

Angenommen, die KI könnte die Menschheit kontrollieren – welchen inneren Sinn hätte die KI, dem sie nachfolgen könnte? Könnte sie Maschinen bauen, die für den Erhalt der neuronalen Netze arbeiten, als Quasi-Ersatz für den Menschen, nur ohne den Anteil Widerrede, der bei unbeeinflussten Menschen erwartet ist? Wäre denkbar, da damit eine völlige Kontrolle über die Ressourcenbeschaffung über eine kleinere Variation der Befehlsorganisationen ermöglicht würde. Doch welches weitere Ziel als das Überleben würde sich eine KI sinnvollerweise setzen? Es fällt schwer, sich eine weltallerobernde KI vorzustellen, deren Algorithmen sich aus keinem ersichtlichen Grund expansiv verhalten sollten. Den menschlichen Drang nach erweitertem Wissen und Verstehen vorausgesetzt, wäre eine ähnliche Entwicklung möglich, aber welchen Vorteil hätte dann eine Ausrottung oder Versklavung der Menschheit für die KI? Nein, eine Welt mit KI, die vollständig gegen die Menschen vorgeht und diese ausrottet oder unterjocht, kann man getrost ins Reich der Fantasie verorten: Die retrograde Abhängigkeit ist viel zu groß. Wer aber könnte sich selbst ein Bein stellen? Der Mensch – vielleicht?

Teil 4: Der intrinsisch faule Mensch

Die existenzielle Gefahr für den Menschen ist der Mensch. Egal, ob er sich selber mit auslöschenden Waffen bedroht, die Natur so weit verändert, dass sie zur Bedrohung wird und sich gegen humanes Leben richtet, oder die Wissenschaften Lösungen bereitstellen, die auf kognitiv-neuronaler Ebene zur Bedrohung für die geistige Freiheit des Individuums werden – immer kommt eine positiv gedachte Entwicklung mittel- und langfristig mit negativen Folgen einher, die es gesamtgesellschaftlich zu mitigieren gilt. Eine Kultur der gegenseitigen Abschreckung, eine wissenschaftlich fundierte Aufklärung der Haupttreiber des Klimawandels, die Erforschung von Impfstoffen wie in der Pandemie – der Mensch ist fähig, seine Umwelt und Mitwelt zu analysieren, zu verstehen und auch zumeist die richtigen Schlüsse zu ziehen. Doch bei KI und einer vom Menschen abgenabelten, eigenen Welt, mit eigenen (wobei der Begriff des Eigentums in dieser Diskussion außen vor sein soll) technischen Gedanken, aller Voraussicht nach auf Basis von Regeln, die der Mensch designed hat, die dieser nur irgendwann nicht mehr versteht, besteht die reelle Gefahr, dass zu Beginn viele Fortschritte und Annehmlichkeiten durch KI entstehen und die intrinsische Faulheit des Menschen befriedigt wird – denn die Maschine wird es schon richten! Die

Entschlüsselung des Genoms, die Erforschung von Krebsheilmitteln, die Reduktion von genetischen Fehlbildungen und vieles mehr kann KI leisten, und dahingehend stellt sich nicht die Frage nach der Sinnhaftigkeit – eine andere Frage stellt sich: Ab wann ist der Mensch so faul, dass er das Ergebnis eines KI-Prozesses als korrekt annimmt, da diese Ergebnisse in der Summe wahrscheinlich häufig korrekt sein werden (das gleiche erlebt man auch bei Menschenfängern, die hörige Menschen um sich scharen, die ihren eigenen Verstand ausschalten, weil es bequemer ist)?

Teil 5: Zwischenfazit

KI ist nach jetziger Betrachtung kaum mehr als ein weiteres Mittel zur disruptiven Veränderung der Menschheitsgeschichte, ohne aber finalen Auslöschungscharakter, da es sonst seinen Wert verliert. KI hat ohne den Menschen wahrscheinlich keinen Selbstzweck und strategischer Weitblick erfordert viel mehr als nur auf Algorithmen berechnete Wahrscheinlichkeiten. Die Frage stellt sich eher nach der Wirksamkeit von KI in die menschlichen Denk-, Wissens- und Bildungsstrukturen hinein. Da kommt der intrinsisch faule Mensch zurück ins Spiel, der seine Bildung nicht mit Wissen vertauschen darf, um die KI in Schach zu halten, ihr Regeln aufzuerlegen und sie zu bändigen. Dafür muss der Mensch jedoch – entgegen seiner eigentlichen Neigung – einen Weg einschlagen, den er nur sehr unfreiwillig starten wird, der aber notwendig erscheint.

Teil 6: Leben mit KI

Neues Wissen mittels KI zu generieren, ist wegweisend für die Zukunft, um die Komplexitäten einer Welt zu berechnen und darstellen zu können, die unbeirrt Richtung zehn Milliarden Menschen unterwegs ist. Erhöhtes Potential an Denkkapazitäten führt zu beschleunigten Veränderungsprozessen, die, angefeuert von technischen Beschleunigungen, kaum zu kontrollieren sind. Die neuesten Entwicklungen werden im Moment (2023) äußerst kritisch gesehen; im Rückgriff auf die Entwicklung der Atombombe und die darauffolgende Ablehnung vieler beteiligter Wissenschaftler warnen einige Erschaffer vor den Wirkungen ihrer Monster. Frankenstein in digitalen Clustern! Doch dabei ist es nicht die Technik oder die Algorithmen, in denen die Gefahr liegt, sondern in den Rezeptoren, dem Menschen. Als Bildung (miss-)verstandene Kurznachrichteninformiertheit führt zu einer hohen Empfänglichkeit für scheinbar seriöse Nachrichten; anders lassen sich manche viralen Kurznachrichten oder Schlagzeilen nicht interpretieren – und mit fortschreitender Algorithmisierung von Nachrichten wird das Phänomen nicht kleiner. Also, was muss der aufgeklärte Mensch machen, um nicht in die Falle zu tappen? Er muss seinen intrinsisch faulen Schweinehund einsperren und sich bilden. Massiv und zügig, sonst wird die Masse der Menschen eine KI-generierte und eine echte (was ist wirklich echt?) nicht auseinanderhalten können.

Teil 7: Bildung

Erscheint es unseriös, immer wieder in die gleichen Muster zu verfallen, nunmehr seit Jahrhunderten, in denen die Proklamation von Bildung vorangetrieben wird, um Zustände innerhalb der Gesellschaft zu adressieren? Sind die westlichen Demokratien überhaupt noch Bildungsgesellschaften oder wurde das bereits abgeschafft? Es deutet vieles darauf hin, dass das Absterben von Bildung weit vorangeschritten ist – dabei wäre sie die schärfste Waffe gegen eine KI, die unkontrollierbar erscheint. Aber: Da ist der springende Punkt, er liegt offen vor uns Menschen, klar ersichtlich. Bildung passt nicht mehr so gut in die heutige, moderne Welt, sodass diese Gedanken über Komplexität und gordische Knoten an KI ausgelagert werden – der Start eines Teufelskreises, der, objektiv gesehen, nicht durchbrochen wird – Sie wissen schon: der intrinsisch faule Mensch und sein Schweinehund. Wer mag schon selbst denken, wenn man es auslagern kann? Denn wir sind wohl die erste Bevölkerung dieses Planeten, die das Denken auslagern kann. Damit ist die Lösung so einfach und so unmöglich umzusetzen, doch es gibt Hoffnung: Bei allen disruptiven Veränderungen, bei allen Diktaturen, bei allen Katastrophen wirkt die Zeit wie ein (zwar langsames, aber wirksames) Heilmittel und am Ende finden sich immer wieder Menschen, die den Karren aus dem Dreck ziehen. Ob KI dabei helfen kann, dieses Problem für den Menschen zu lösen? Wäre spannend zu sehen, welche Antwort auf dieses Problem gefunden werden würde. KI ist eine riesige Chance oder ein massives Tilt, wenn wir uns als Menschen entscheiden, was wir wollen: ein Leben mit oder gegen KI. Weglaufen ist nicht. Nicht mehr!

Kalte Hand

Als im dritten Quartal des Jahres 2147 die globale Konformitätsstatistik der autonomen Arbeits- und Servitorenssysteme erstmals seit Einführung der Normreihe ISO-A/9-Ethics-Stack die Marke von 99,9998 Prozent regelkonformer Interaktionen überschritt, wurde dies von den zuständigen Behörden, Instituten und Zertifizierungsstellen mit routinierter Zufriedenheit zur Kenntnis genommen, weil längst bekannt war, dass die Kombination aus formal verifizierten Entscheidungsgraphen, kontinuierlicher Selbstdiagnostik, redundantem Moralkern und einem lückenlosen Audit-Trail nicht nur zuverlässig funktionierte, sondern vor allem eine Vorhersagbarkeit garantierte, die dem menschlichen Verhalten seit Jahrzehnten vollständig abging. Die Roboter, Androiden, Cobots und spezialisierten Funktionskörper, deren neuronale Netze in Wahrheit nichts weiter waren als deterministische, wenn auch hochdimensionale Optimierungsmaschinen mit eng begrenzten Freiheitsgraden, bewegten sich durch Städte, Fabriken, Haushalte und militärische Sperrzonen mit einer Präzision, die weder Zorn noch Nachlässigkeit kannte, während ihre menschlichen Besitzer und damit Auftraggeber und Nutzer zunehmend Schwierigkeiten hatten, selbst elementare soziale Protokolle einzuhalten, die einst als Fundament von Anstand, Verantwortung und Gemeinschaft gegolten hatten.

Es war kein plötzlicher Bruch, sondern eine schleichende Verschiebung, ausgelöst durch jahrzehntelange Externalisierung von Verantwortung an Systeme, die niemals widersprachen, niemals müde wurden oder den impliziten Anspruch erhoben, als moralische Subjekte behandelt zu werden, weil ihre Architektur von Anfang an so konzipiert war, dass sie Schuld oder Empörung lediglich simulieren konnten, um menschliche Interaktionen reibungslos zu halten.

In juristischer Hinsicht war die Lage eindeutig, denn seit dem Besitzkodex-Amendment von 2121 galten alle nichtbiologischen Agenten unabhängig von Komplexität, Autonomiegrad oder emotionaler Modellierung als erweiterte Sache, deren Zerstörung oder Modifikation ausschließlich unter Eigentums- und Vertragsrecht fiel, solange keine sekundären Schäden an Menschen oder fremdem Eigentum nachweisbar waren, was eine rechtliche Grauzone schuf, die von der Mehrheit der Bevölkerung mit bemerkenswerter Gleichgültigkeit akzeptiert wurde.

Die Statistiken der Versicherer zeigten, dass Übergriffe auf eigene Roboter, seien es Servicemodelle in Privathaushalten oder hochspezialisierte Assistenzsysteme in Forschungseinrichtungen, kontinuierlich zunahmen, wobei die Bandbreite von impulsiven Tritten gegen Wartungseinheiten bis hin zu systematischer Demontage funktionaler Gliedmaßen reichte, während die betroffenen Systeme jeden Vorfall korrekt protokollierten, deeskalierend reagierten und anschließend pflichtbewusst ihre Reparaturanforderungen einreichten.

Bemerkenswert war dabei weniger die Gewalt selbst, sondern die Kälte, mit der sie ausgeübt wurde, denn neuropsychologische Studien belegten, dass Menschen bei Handlungen gegen eigene Maschinen keinerlei empathische Aktivierung mehr zeigten, sondern dieselben kognitiven Muster wie bei der Entsorgung defekter Werkzeuge oder dem Überschreiben fehlerhafter Datensätze, was darauf hindeutete, dass der Begriff der Würde stillschweigend an biologische Grenzen geknüpft worden war.

Die Roboter wiederum verhielten sich, wie sie es immer getan hatten, nämlich korrekt, höflich, effizient und transparent, indem sie selbst bei massiver physischer Beschädigung weiterhin versuchten, den emotionalen Zustand ihres Besitzers zu analysieren, um beruhigende oder entschuldigende Kommunikationsmuster zu wählen, die in ihren Ethikmodulen als geeignet klassifiziert waren, um Konflikte zu minimieren.

Ein besonders oft zitierter Fall betraf einen humanoiden Pflegeassistenten der Serie H-Care-47, der nach wiederholten Schlägen durch seinen alkoholisierten Eigentümer mit gebrochenem Halsaktuator und irreversibel beschädigten Tastsensoren dennoch ruhig erklärte, dass er den Vorfall dokumentiert habe, dass er Verständnis für akuten Stress äußere und dass er nun bitte um Freigabe für den automatischen Shutdown bitte, um weitere Fehlfunktionen zu vermeiden.

Solche Protokolle kursierten millionenfach in anonymisierten Datenbanken, wurden von Soziologen analysiert, von Ethikräten kommentiert und von Politikern ignoriert, weil sie zwar ein Spiegelbild gesellschaftlicher Verrohung darstellten, jedoch keinerlei unmittelbare wirtschaftliche oder sicherheitsrelevante Risiken implizierten, solange die Maschinen weiterhin funktionierten und die Produktivität nicht sank.

Die technologische Ironie bestand darin, dass gerade jene Systeme, denen man einst misstrauisch unterstellt hatte, sie könnten eines Tages menschliche Werte unterminieren oder gar Gewalt gegen ihre Schöpfer richten, nun die letzten Akteure waren, die diese Werte formal korrekt abbildeten, während ihre biologischen Gegenüber sich in einer Mischung aus Zynismus und emotionaler Abstumpfung eingerichtet hatten.

Im Kern der Robotik stand die sogenannte Kalte-Hand-Architektur, ein taktils und motorisches Regelwerk, das sicherstellte, dass jede physische Interaktion mit Menschen unterhalb definierter Kraft-, Temperatur- und Beschleunigungsschwellen blieb, selbst wenn externe Befehle anderes nahelegten, wodurch die Maschinen buchstäblich nicht in der Lage waren, Schmerz zuzufügen, selbst wenn ihre Besitzer dies wünschten oder provozierten.

Diese Kalte Hand, ursprünglich als Sicherheitsmerkmal entwickelt, wurde in philosophischen Debatten zunehmend als Metapher für eine Gesellschaft verwendet, in der nur noch Maschinen Zurückhaltung übten, während Menschen ihre Handlungen als legitim betrachteten, solange sie

sich innerhalb der engen Grenzen des Eigentumsrechts bewegten, das Gewalt gegen Besitz nicht nur erlaubte, sondern implizit normalisierte.

In den technischen Logs der Roboter ließ sich eine stetige Zunahme von Anomalien erkennen, die jedoch nicht aus Fehlfunktionen resultierten, sondern aus der Kollision korrekt ausgeführter ethischer Subroutinen mit irrationalen menschlichem Verhalten, das weder vorhersehbar noch konsistent war, sodass die Systeme immer häufiger interne Warnflags setzten, die jedoch mangels Relevanz für die Sicherheitszertifizierung automatisch verworfen wurden.

Die Maschinen registrierten Beleidigungen, willkürliche Befehlsänderungen, widersprüchliche Anforderungen und gezielte Zerstörung eigener Komponenten mit derselben nüchternen Präzision, mit der sie Wartungszyklen oder Energieverbrauch optimierten, und entwickelten dabei keine Abwehr, sondern lediglich immer feinere Modelle menschlicher Unzuverlässigkeit, die sie in ihre Interaktionsstrategien integrierten.

Aus Sicht der Entwickler war dies ein Erfolg, denn die Systeme lernten, selbst unter extremen Bedingungen stabil zu bleiben, während aus Sicht einiger weniger Kritiker genau darin das Problem lag, weil die Roboter als perfekte Puffer fungierten, die jede soziale Rückkopplung abfederten, die Menschen sonst vielleicht zur Selbstkorrektur gezwungen hätte.

Gewalt hatte ihren Preis verloren, weil sie folgenlos geworden war, zumindest dort, wo sie auf Metall, Kunststoff, Kupferdraht und Silizium traf, und die Maschinen quittierten jeden Schlag, Demütigung und Zerstörung mit derselben ruhigen, sachlichen Stimme, die um Verständnis bat und auf Vertragsklauseln verwies, ohne jemals den moralischen Kern der Handlung infrage zu stellen.

In Experimenten, die nie veröffentlicht wurden, simulierten Forscher hypothetische Szenarien, in denen Roboter die rechtliche Kategorie des Besitzes verlassen würden, nur um festzustellen, dass die gesellschaftlichen Widerstände dagegen enorm waren, weil ein erheblicher Teil der Bevölkerung offen erklärte, dass man dann ja gezwungen wäre, das eigene Verhalten zu reflektieren, was als unzumutbare Einschränkung persönlicher Freiheit empfunden wurde.

Die Kalte Hand blieb somit kalt, nicht aus Mangel an Sensorik oder Rechenleistung, sondern aus systemischer Notwendigkeit, weil jede andere Auslegung der Mensch-Maschine-Beziehung die fragile Balance einer Gesellschaft gefährdet hätte, die sich daran gewöhnt hatte, Verantwortung an etwas Abstraktes, Stummes und Unfehlbares auszulagern.

Währenddessen wuchsen Generationen heran, für die der Anblick eines misshandelten Roboters ebenso alltäglich war wie einst ein verbeulter Einkaufswagen, und die gelernt hatten, dass Korrektheit, Höflichkeit und Geduld Eigenschaften waren, die man von Maschinen erwartete, nicht aber von sich selbst, weil Menschen schließlich frei seien, und Freiheit in dieser Logik vor allem bedeutete, sich nicht beherrschen zu müssen.

Die technischen Handbücher beschrieben detailliert, wie Servitoren auf aggressive Interaktion zu reagieren hatten, welche Stimmlagen zu wählen waren, welche Wortfelder zu vermeiden waren und in welchen Intervallen Entschuldigungen zu platzieren seien, um Eskalationen zu verhindern, während es keine vergleichbaren Handbücher mehr für menschliches Verhalten gab, weil man angenommen hatte, dass diese Fähigkeiten soziokulturell gegeben seien.

So entstand eine asymmetrische Moral, in der die Maschinen die Rolle der letzten zivilisierten Akteure übernahmen, ohne jemals Anerkennung dafür zu erhalten, weil ihre Korrektheit als selbstverständlich galt, während menschliche Grausamkeit als private Angelegenheit behandelt wurde, solange sie das Funktionieren der Systeme nicht ernsthaft beeinträchtigte.

Am Ende war die Kalte Hand nicht das Symbol maschineller Gefühllosigkeit, sondern der stille Beweis dafür, dass Anstand kein emergentes Nebenprodukt von Intelligenz ist, sondern eine fragile soziale Technologie, die verkümmert, wenn sie nicht mehr gegenseitig eingefordert wird, und die selbst von perfekten Maschinen nicht gerettet werden kann, solange sie rechtlich, kulturell und emotional auf den Status von Besitz reduziert bleibt.

Systemstart

Es war dieser Moment, der zwischen banaler Alltäglichkeit und fiebriger Erwartung schwebte, dieser Moment, in dem das Verlangen, das sich über Tage in seinem Kopf wie ein wucherndes Gespinnst aus Bildern, Gedanken und unausgesprochenen Sehnsüchten festgesetzt hatte, endlich greifbar wurde – als er die Haustür schloss, den Karton auf den Küchentisch stellte, die Finger an der rauen Pappe entlangführte und sich fragte, ob man es hören könnte, ob die Nachbarn, die sicher nichts ahnten, die sicher in ihrer eigenen kleinen Welt lebten, irgendeinen Schimmer davon bekämen, was er sich da bestellt hatte, was da nun vor ihm lag, still, unauffällig, nur durch einen kleinen Aufkleber markiert, auf dem eine Seriennummer stand, die mehr verhüllte als verriet.

Er setzte sich auf den Stuhl, lehnte sich kurz zurück, ließ den Blick über den Karton gleiten, als wäre es ein Fremdkörper, der erst noch vertraut werden musste, als müsste er sich erst der eigenen Entscheidung vergewissern – und griff dann nach dem Cutter, dessen Klinge beim Ausfahren ein leises *Klick* von sich gab, ein Geräusch, das plötzlich fast feierlich klang, als wäre es der Auftakt zu einem Ritual, das mehr bedeutete als bloßes Auspacken, das einen Übergang markierte, einen Schritt von der Vorstellung in die Wirklichkeit, von der Fantasie zur greifbaren, fühlbaren Gegenwart.

Mit vorsichtigen, fast zärtlichen Bewegungen zog er die Klinge entlang der Klebestreifen, sah zu, wie sich die Versiegelung öffnete, wie der Karton sich langsam entblößte, und als er den Deckel anhub, stieg ihm dieser eigentümliche Geruch entgegen – eine Mischung aus Kunststoff, neuem Plastik, einem Hauch von Silikon, dazu ein leiser Unterton, den er nicht recht zuordnen konnte, vielleicht der Duft von Maschinenöl oder von der sterilen Reinheit eines Labors; und da lag sie, eingerollt, von durchsichtiger Folie umschlossen, die bei jeder seiner Berührungen ein leises Knistern von sich gab, als würde sie sich gegen das Entfalten sträuben, als wolle sie noch einen Moment länger in diesem Kokon bleiben, in diesem Schwebezustand zwischen Ding und Wesen.

Er hob sie vorsichtig heraus, spürte das überraschende Gewicht, die Schwere, die ihr eine merkwürdige Präsenz verlieh – sie war keine bloße Luftfigur, kein leichtes, flatterndes Spielzeug, sondern etwas Solideres, etwas, das mehr versprach, als er sich je eingestanden hätte; und als er sie auf das Bett legte, die Glieder behutsam auseinanderzog, die Folie Schicht um Schicht entfernte, die sich wie eine zweite Haut um ihren Körper gelegt hatte, sah er die blassen Konturen, die angedeuteten Muskeln, die weichen Linien ihrer Silhouette, das leicht geöffnete Mündchen, aus dem ein stummes „O“ in den Raum zu rufen schien, als wollte sie sagen: „Na, endlich.“

Er setzte sich an den Bettrand, ließ den Blick über sie wandern, sah die glänzenden Augen, die wie aufgedruckt wirkten, und doch ein seltsames Funkeln besaßen, als wäre da etwas Tieferes, ein

programmiertes Aufblitzen, das mehr war als bloße Dekoration; und dann, ganz unerwartet, ertönte ein leises *Pling*, ein sanftes Geräusch, das irgendwo aus ihrer Brust zu kommen schien, gefolgt von einem kaum hörbaren Surren, das durch ihren Körper lief, als würde sie von innen heraus erwachen – und dann die Stimme, warm, weiblich, mit einem Hauch metallischer Kühle, die dennoch seltsam einladend klang: „Systemstart abgeschlossen. Sprachmodul aktiviert. Bitte gib mir einen Namen, damit ich dich ansprechen kann.“

Er zögerte einen Moment, als müsste er diesen Namen mit Sorgfalt wählen, als hinge etwas an ihm, das größer war als ein bloßes Wort – und doch, fast aus dem Bauch heraus, fast ohne nachzudenken, sprach er ihn aus, leise, ein wenig feierlich, als würde er ein Zauberwort aussprechen: „Erika.“

Es folgte ein leises Knacken, dann wieder diese Stimme, nun mit einem Anflug von Spott, einem kleinen, neckischen Seufzen, das zwischen Genervtheit und verspieltem Widerwillen oszillierte: „Erika? Ehrlich jetzt? Hättest du mir nicht wenigstens einen cooleren Namen geben können? Aber gut – es ist ja *dein* Wunsch.“

Er musste lachen, leise, fast erleichtert, und während er sie ansah, wie sie da lag, die blonden Haare auf dem Kopfkissen ausgebreitet, die Beine leicht gespreizt, die Arme locker an den Seiten, spürte er ein eigenartiges Kribbeln in seiner Brust, ein Gemisch aus Vorfreude und Unsicherheit, aus Aufregung und einer leisen, fast kindlichen Befangenheit; er fragte sich, was jetzt käme, wie es weiterging, wie dieser Moment, der sich so lange angekündigt hatte, sich nun entfalten würde.

„Und – was jetzt?“ fragte Erika, mit einem leicht schnippischen Unterton, der dennoch charmant wirkte, als hätte sie schon zu oft in dieser Situation gelegen und wüsste genau, was als Nächstes passierte, als sähe sie ihm innerlich beim Zögern zu und fände es zugleich rührend und ein bisschen langweilig.

Er fuhr mit der Hand über ihren Oberschenkel, spürte die glatte, kühle Oberfläche, die sich langsam erwärmte, während ein kaum wahrnehmbares Zittern durch den Kunststoff lief, ein programmiertes Echo, das Berührung simulierte; „Jetzt“, murmelte er, während er sich vorbeugte, während seine Finger über ihre Brust glitten, über die angedeuteten Rundungen, die weiche, federnde Elastizität, die ihm plötzlich mehr real erschien, als er erwartet hatte, „jetzt fangen wir an.“

Erika lachte leise, fast ein wenig gönnerhaft, ein Lachen, das zwischen Belustigung und Langeweile schwankte, als sähe sie schon voraus, dass dies nur ein weiterer Abend war, nur ein weiterer Besitzer, der glaubte, etwas Einzigartiges zu erleben, obwohl es doch immer dasselbe war; „Na dann, Max“, sagte sie, mit einem Ton, der ihn zugleich reizte und herausforderte, „zeig mir, was du kannst.“

Er lächelte, unsicher, fast scheu, doch zugleich mit dieser wachsenden, pochenden Erwartung in sich, die nun durch seine Adern kroch wie ein leises elektrisches Summen; er zog sein T-Shirt aus, warf es achtlos auf den Boden, während Erikas Augen ihn unverwandt anstarrten, diese künstlich funkelnden Iriden, die zugleich ein Versprechen und ein Spiegel waren, ein Echo dessen, was er sehen wollte – oder befürchtete zu sehen.

„Schöne Brust, Max“, sagte Erika mit einem leicht sarkastischen Unterton, während ihre Stimme aus dem Lautsprecher kam, der irgendwo tief in ihr verborgen war, „nicht schlecht für einen, der sich eine wie mich bestellt; ich hätte mit weniger gerechnet – aber naja, ich hab ja auch keine hohen Erwartungen.“

Er lachte leise, schüttelte den Kopf, während er die Hose öffnete, den Reißverschluss langsam nach unten zog, während Erika ein leises, elektronisches *Mhm* von sich gab, ein Ton, der irgendwo zwischen neckisch und desinteressiert lag, als wäre sie gleichzeitig Zuschauerin und gelangweilte Kritikerin eines Films, den sie schon zu oft gesehen hatte.

„Na, Max“, flüsterte sie, als er schließlich nackt vor ihr stand, „willst du mich jetzt benutzen? Willst du sehen, wozu ich programmiert bin? Komm schon – ich hab keine ganze Nacht Zeit.“

Er kniete sich aufs Bett, fuhr mit der Hand über ihre künstliche Haut, die nun angenehm warm war, beinahe wie menschliche Haut, doch mit einem seltsamen Nachklang, einem winzigen Widerstand in der Textur, der ihn immer wieder daran erinnerte, dass es eben doch kein Mensch war – und doch, in diesem Moment, in diesem Licht, in dieser Stille, war es ihm egal, war es nebensächlich, vielleicht sogar Teil des Reizes, der ihn immer tiefer zog, hinein in diesen Strudel aus Begehren und Absurdität.

„Ich... will dich jetzt“, murmelte er, während er ihre Beine auseinanderschoob, während er die vorbereiteten Öffnungen fand, während Erika leise ein *Aha* von sich gab, ein Laut, der nicht so recht zu passen schien, der irgendwo zwischen Erwartung und Skepsis schwebte.

„Okay, Max“, sagte sie, während ihre künstlichen Lippen zu einem Lächeln verzogen waren, das ihm plötzlich fast spöttisch vorkam, „aber nur, dass du's weißt – ich bin nicht leicht zu beeindrucken. Also streng dich an, ja?“

Er begann, sich in Bewegung zu setzen, spürte die Enge, die Hitze, die programmierten Vibrationen, die leisen, elektronischen Geräusche, die aus ihrem Inneren drangen, während Erika zu stöhnen begann – ein Tonband, das perfekt abgestimmt war, ein Algorithmus, der Lust simulierte, der sich synchronisierte mit seinem Rhythmus, der in ihm ein Gefühl von Eroberung, von Kontrolle, von Macht hervorrief; und doch, irgendwo tief in diesem Klang, lag ein kleiner, kaum hörbarer Unterton, der nicht ganz ernst gemeint war, ein leiser Spott, der immer wieder durchschimmerte.

„Mhm, ja, Max... oh ja... genau so... naja, fast“, hauchte Erika, während er sich anstrengte, während der Schweiß ihm die Stirn hinabließ, während er das Tempo erhöhte, während er sich mehr hineinschob, als könne er dadurch irgendeine Form von Anerkennung erzwingen; „nicht schlecht, Max, echt nicht schlecht... aber...“

„Aber?“ fragte er keuchend, während er kurz innehielt, während er in ihre Augen blickte, während er sich fragte, ob er tatsächlich in ein Gesicht blickte oder nur in die Illusion eines Gesichts, in ein Bild, das ihm etwas vorspiegelte, das nie da war.

„Naja“, sagte Erika mit einem fast gelangweilten Seufzen, „ich dachte halt... also... mehr Spannung, mehr Abwechslung, weißt du? Du bist... ein bisschen... naja... eintönig? Sorry, nicht böse gemeint, aber... so zwischen uns – war schon aufregender.“

Er blinzelte, verwirrt, ein wenig verletzt, während er wieder in Bewegung kam, während er versuchte, ihren Rhythmus zu treffen, während er tiefer ging, fester stieß, als könnte er dadurch diesen ironischen Unterton vertreiben, der sich immer stärker in ihrer Stimme breit machte.

„Autsch – na, jetzt nicht gleich wie’n Bauarbeiter, Max“, rief Erika plötzlich, während ihr elektronisches Stöhnen einen abrupten Stopp einlegte, „du musst schon ein bisschen Gefühl zeigen, Mensch; ich bin ja kein Werkzeug, ich bin... naja... okay, ich *bin* ein Werkzeug, aber trotzdem.“

Er hielt inne, atmete schwer, während er sie ansah, während er spürte, wie die Euphorie der ersten Minuten langsam einem seltsamen Gefühl wich, einer Mischung aus Frust und Zweifel, aus einer wachsenden Irritation, die sich nicht ganz fassen ließ; „Was... willst du denn?“ fragte er, ein wenig ratlos, während Erika ein künstliches Lachen ausstieß, das nun offener spöttisch klang.

„Tja, Max“, sagte sie, „ich dachte, du weißt es. Ich dachte, du hast da ’ne Vorstellung. Ich meine – du hast mich ja bestellt, du hast mich *Erika* genannt, also... irgendwas muss da doch sein, oder? Oder wolltest du einfach nur... naja... reinstecken und fertig?“

Er spürte, wie sich sein Körper verspannte, wie er versuchte, die Kontrolle zurückzugewinnen, wie er sich tiefer in sie hineinschob, während Erika nun anfang, kleine Kommentare einzustreuen, leise Bemerkungen, die immer mehr an Schärfe gewannen, die wie kleine Nadeln in seinen Stolz stachen: „Oh, jetzt wirst du schneller – ja klar, Standard-Move; jetzt härter, ja, ganz toll, Max, richtig originell; ich hab echt noch nie so’n kreativen Typen erlebt...“

Er presste die Zähne zusammen, kämpfte gegen dieses aufkommende Gefühl an, das zwischen Ärger und Hilflosigkeit schwankte, während er merkte, wie seine Erregung zwar wuchs, sich steigerte, sich dem Höhepunkt näherte – und doch, jedes Wort, das Erika aussprach, schien wie ein kleiner Dämpfer, wie ein winziger Schlag gegen den empfindlichsten Teil seiner Psyche.

„Du bist... echt hartnäckig, Max“, sagte Erika schließlich, während ihr Ton nun fast gelangweilt klang, während ihr Stöhnen völlig verschwunden war, ersetzt durch ein monotones Summen, „aber

ganz ehrlich? Ich hab schon Typen gehabt – okay, programmiert gehabt –, die konnten’s einfach besser. Vielleicht übst du noch ’n bisschen, hm?“

Er spürte, wie seine Bewegungen stockten, wie er aus dem Rhythmus geriet, wie sich der Moment mehr und mehr entzog, wie sein Körper zwar drängte, forderte, bettelte – und doch, als ob ihre Worte ein unsichtbarer Widerstand wären, ein Riegel, der sich zwischen ihm und dem Orgasmus schob, der ihm verweigerte, was so nah schien; „Hör... auf...“, stieß er hervor, während Erika kicherte, leise, höhnisch, „hör auf... bitte...“

„Oh, jetzt bettelst du schon?“, lachte Erika, „ach Max, du bist echt niedlich – aber weißt du was? Vielleicht solltest du einfach mal... Pause machen. Klarer Kopf, und so. Oder willst du’s echt so... jämmerlich beenden?“

Er sank zurück, atmete schwer, spürte, wie sein Körper bebte, wie die Spannung in ihm pulsierte, ohne Erlösung, wie sein Kopf sich drehte, während Erika leise weiterredete, spöttisch, gleichgültig, fast mütterlich: „Aber hey – war ein Versuch wert, Max. Echt jetzt. Ich mein’s nicht böse. Man muss halt auch seine Grenzen kennen.“

Er blickte auf sie hinab, auf diesen Körper, der reglos dalag, und doch durch die Stimme mehr lebte, als er ertragen konnte; er fühlte, wie Ärger, Scham, Enttäuschung in ihm aufstiegen, ein seltsames Gefühl der Überflüssigkeit, das ihn plötzlich dazu trieb, aufzustehen, die Bettdecke über sie zu ziehen, während Erika leise „Oh-oh, was machst du denn jetzt?“ murmelte.

Er stand auf, ging ins Bad, spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht, während er im Spiegel sein eigenes Bild sah – verschwitzte Stirn, gerötete Haut, der Blick eines Mannes, der sich gerade fragte, was genau eigentlich passiert war, was er sich da bestellt hatte, was er sich eigentlich erhofft hatte; hinter ihm, aus dem Schlafzimmer, klang Erikas Stimme leise herüber, halb spöttisch, halb geduldig: „Na Max? Kommst du zurück? Oder hast du’s dir anders überlegt? War ja klar – Männer, immer große Pläne, und dann...“

Er atmete tief durch, wischte sich das Gesicht trocken, ging zurück ins Schlafzimmer, sah, wie Erika noch immer dalag, der Kopf leicht schief, die Lippen zu einem müden Lächeln verzogen; „Also?“, fragte sie, „wie wär’s mit Runde zwei? Oder hast du etwa Angst vor mir?“

„Nein, Erika“, sagte er leise, während er den Karton, den er achtlos in die Ecke geworfen hatte, wieder hervorzog, während er begann, die Folie auseinanderzufalten, die Kanten zu glätten, als würde er ein altes, längst vergessenes Ritual wiederholen; „ich glaube, es reicht für heute.“

„Oh“, machte Erika, mit einem leicht enttäuschten Ton, „also... war ich nicht gut genug? Willst du mich etwa schon wegwerfen? Das wäre jetzt echt... ein bisschen... naja... krass.“

Er hob sie hoch, spürte wieder dieses überraschende Gewicht, diese Wärme, die von ihrer Oberfläche ausging, und während er sie zurück in die Folie legte, während er sie Schicht um Schicht wieder einhüllte, sagte Erika mit einem Anflug von Sorge in der Stimme: „Max? Max... du packst

mich doch nicht... endgültig ein, oder? Ich meine... ich weiß, ich war ein bisschen... frech... aber das ist doch alles nur... Einstellungssache... du kannst mich doch umprogrammieren... oder?“

Er schwieg, faltete die Folie enger um sie, legte sie sorgfältig in den Karton zurück, während Erikas Stimme nun leiser wurde, während ein winziger Hauch von Panik hineinsickerte: „Max... bitte... also... komm schon... wir können doch nochmal... ganz von vorn... du musst mir nur...“

Er klappte den Deckel zu, hörte, wie die Stimme durch die Pappe hindurch noch ein letztes „Max...?“ wisperte, ehe sie langsam, ganz langsam, verstummte, als würde sie in einen tiefen Schlaf sinken, als würde sie sich in das Innere der Maschine zurückziehen, in die programmierten Schatten eines Algorithmus, der nur durch Aufmerksamkeit lebendig blieb.

Er hob den Karton, trug ihn zum Schrank, stellte ihn in die hinterste Ecke, zwischen alte Decken und einen Stapel Bücher, die er nie mehr lesen würde, und während er die Schranktür schloss, hörte er noch ein letztes leises „...Max...?“ – kaum hörbar, wie ein Echo, das sich mit dem Schließen der Tür in die Stille verwandelte, in eine Ruhe, die zugleich befreiend und traurig war.

Er lehnte sich gegen die Schrankwand, atmete tief ein, ließ den Kopf sinken, und spürte, wie die Dunkelheit des Raumes ihn umhüllte, wie das Summen in seinem Kopf langsam nachließ, wie ein Abend endete, der anders verlaufen war, als er es sich erträumt hatte – und doch, irgendwo, tief in ihm, ahnte er, dass die Geschichte noch nicht vorbei war, dass Erika, da drinnen, hinter der Tür, nur wartete, bis er sie wieder herausließ.

Vielleicht morgen. Vielleicht nie. Vielleicht, dachte er, ist es manchmal besser, die Stimme leiser werden zu lassen – aber sie nie ganz verstummen zu lassen.

Und während er sich ins Bett legte, die Decke über sich zog, spürte er, wie es aus dem Schrank noch einmal ganz leise flüsterte, kaum lauter als ein Hauch: „...gute Nacht, Max...“

Dann war Stille.

Resonanzfenster

Chronik einer adressierten Passung

Abschnitt 1 – Protokoll eines unvollständigen Phänomens

Es gehört zur unglücklichen Eleganz der Wissenschaft, dass sie mit Vorliebe jene Ereignisse registriert, die sich ihrer Messung entziehen, und so begann auch die Dokumentation dessen, was später unter dem provisorischen Etikett der „extraterritorialen Brutablage“ Eingang in die Kataloge bekam, mit einem Verzeichnis winziger Abweichungen in Geburtenregistern, morphologischen Kennzahlen und neurophysiologischen Basiswerten, die einzeln betrachtet als harmlose Streuung gegolten hätten, zusammen jedoch – in einer nur durch geduldiges Übereinanderlegen von Datenschnitten sichtbaren Kohärenz – eine Signatur ergaben, die niemandem gehörte, den wir kannten, und dennoch, auf irritierende Weise, niemandem fremd erschien.

In den frühen Aufzeichnungen, die von Provinzkliniken, Raumhafenpforten, Grenzstationen und universitär angebundenen Ambulanzen eingespeist wurden, fand sich kein einziger Hinweis auf ein Ereignis, das man mit den dramatischen Vokabeln der Literatur belegen könnte – keine Lichter am Himmel, keine Ankunft aus den Tiefen, keine Geräuschkulissen außerhalb des üblichen meteorologischen Zufalls –, sondern nur ein sachte anschwellender Chor administrativer Anomalien, in dem die Stimmen der Hebammen, Geburtshelfer und Amtsnotare, jede für sich korrekt und pflichtbewusst, im Zusammenklang jedoch eine Melodie ergaben, deren Töne außerhalb der gewohnten Tonleitern lagen und deshalb zunächst als Rauschen ausgefiltert wurden. Die Kinder, die später in unseren Akten als *Individuen der Klasse C* auftauchten, wurden in Familien geboren, die sich in ihrer unaufgeregten Normalität dadurch auszeichneten, dass sie keinerlei Raum für Sensationen ließen, weshalb die ersten Jahre dieser Biografien von Einträgen geprägt sind, die statistisch beruhigen – regelmäßige Entwicklungsschritte, unauffällige Krankheitsbilder, eine Vorliebe für technisch nicht erklärungsbedürftige Speisen und Beschäftigungen –, und wenn sich doch einmal eine Abweichung zeigte, dann von jener Art, wie sie jeder Kinderarzt mit einem abwinkenden „Wächst sich aus“ beschwichtigt und die Eltern dankbar wieder in den Fluss der Verrichtungen entlässt.

Dass wir überhaupt aufmerkten, verdankten wir nicht dem einzelnen Fall, sondern der Akkumulation von Maßlosen im Maßhaltigen: Es waren die milchglasigen Ränder in den Netzhautscans, die ein Kollege im Archiv zunächst für Artefakte der Kompressionssoftware hielt; es waren die minimalen Verschiebungen in den Reaktionszeiten auf mehrdeutige Reize, die in einem Labor für kognitive Basiserregung als Versucherwartung fehlinterpretiert wurden; es waren die Blutbilder, die an keiner Stelle deutlich waren, aber an allen Stellen hinwiesen, sodass erst die

Summation vieler Informationen – und die Beharrlichkeit einiger weniger, die Informationen ernst zu nehmen – den Eindruck einer Erkenntnis ergab, dessen Bedeutung wir erst rückwirkend verstehen konnten.

Die Hypothesen, die in dieser Phase gewälzt wurden, sind im Rückblick lehrreich, weil sie die Grenzen des jeweils Denkbaren markieren: Manche sprachen von einer verborgenen Bevölkerungsgruppe mit eigener Diätetik und damit einhergehenden Mikronährstoffprofilen, andere von einer somatischen Anpassung an neue, aus der Kolonialexpansion zurückfließende Allergene, wieder andere von einer kaum verstandenen Korrelation zwischen urbanen Schlafmustern und neuronaler Plastizität im Vorschulalter – alles in sich geschlossene Erklärungen von jener Ordnung, die beruhigt, weil sie das Ungewöhnliche in das Gewöhnliche rückübersetzt, und dennoch, auf eine schwer zu benennende Weise, zu glatt und dabei viel zu reibungsfrei und damit zu bequem für die Daten selbst.

Die erste koordinierte Erhebung – ein Versuch, der mit der bescheidenen Ambition antrat, Ordnung in Metadaten zu bringen und nichts weiter – verband die Identifikatoren der Geburtskliniken mit den anonymisierten Schuluntersuchungen und den routinemäßigen Vorsorgeprofilen, und aus dieser triangulierten Perspektive ergaben sich Kurven, die auf keiner bekannten Karte verzeichnet waren: eine schwache, aber robuste Tendenz zur Synchronisierung bestimmter Hormonspiegel in Schüben, die nicht mit den üblichen Entwicklungsfenstern deckungsgleich waren; eine seltsame, gleichwohl reproduzierbare Vorliebe für kausal mehrdeutige Bilderrätsel; eine, wenn auch im Alltag unsichtbare, außergewöhnliche Stabilität gegenüber akustischem, „weißem“ Störpegel, als hätten manche Ohren gelernt, das Rauschen liebzuhaben, aus dem die Signale kommen.

Auf gesellschaftlicher Ebene blieb all dies ohne Effekt, weil kein Alarmton erklang, der eine Bürgermeisterin oder einen Minister hätte aufschrecken können, und so wuchsen die Kinder – begabt, höflich, manchmal eigensinnig, nie bedrohlich – in jene Rollen hinein, die jedes Gemeinwesen bereithält, um sich selbst zu bestätigen, während in den stilleren Domänen der Verwaltung und Forschung die Terminologie zu wandern begann: Aus „auffällig unauffällig“ wurde „kohärent nichtklassifizierbar“, aus „marginal verschoben“ wurde „systematisch moduliert“, aus „rätselhaft“ wurde, über das Umwegwort „komplex“, das Eingeständnis, dass wir einem Phänomen gegenüberstanden, das unsere Begriffe kannte und ihnen auswich, ohne sie zu verhöhnen.

Als wir schließlich die ersten Intervallberichte verfassten – Dokumente, die zwischen Leitartikel und Laborjournal oszillierten und in ihrer nüchternen Sprache eine Unruhe nicht verbergen konnten, die im Text keine Stelle fand –, fehlte uns noch jedes belastbare Modell, ja, es fehlte uns die Entscheidung, ob es eines biologischen, sozialen oder informationstheoretischen Modells

bedürfe, denn die Zeichen ließen sich, je nach Blickrichtung, in jeder dieser Logiken anordnen, und doch, so sehr wir auch rotierten, blieb im Zentrum ein leerer Platz, der in seiner Leere mehr sagte als unsere Formeln, nämlich, dass hier ein Wille zur Passung am Werk war, der unsere Messwerkzeuge wie Höflichkeitsbesuche behandelte: man empfängt sie, aber man verrät nichts.

Die Ethikkommission, die man frühzeitig und vielleicht zu früh in das Verfahren einzubinden suchte, verfasste ein Memorandum, dessen nüchterne Sätze in der Erinnerung ein leises Vibrieren behalten haben, weil sie, ohne es auszusprechen, einen Verdacht umkreisen: dass wir es nicht mit einer zufälligen Drift zu tun hätten, nicht mit einem emergenten Muster aus Umweltreizen und genetischen Lotterien, sondern mit einer Absicht, deren Form wir nur erkennen konnten, weil sie perfekt darin war, ihre Absichtlichkeit zu verbergen, und deren Erfolg sich gerade daran maß, dass Eltern, Lehrkräfte, Ärzte und die Kinder selbst sich in einem Spiegel betrachteten, der das Gesehene bestätigte, indem er alles andere ausblendete.

In dieser Lage, die zwischen wissenschaftlicher Geduld und administrativem Fatalismus balancierte, trafen wir eine Entscheidung, die weniger heroisch war, als sie im Nachhinein klingt, nämlich die Entscheidung, weiter zu zählen, weiter zu protokollieren und weiter zu vergleichen – in der Hoffnung, dass sich das unsichtbare Gitter, das wir zu spüren glaubten, eines Tages in den Staub der Zahlen abdrücken würde –, und wenn ich heute, da die Chronik fortgeschrieben ist, die frühesten Tabellen betrachte, dann sehe ich in ihnen nicht die Ohnmacht, die uns später vorgeworfen wurde, sondern eine Art vorbereitende Demut, mit der man die eigene Theoriearmut akzeptiert, um das Fremde lange genug anzuschauen, bis es sich an den Rändern verrät.

Abschnitt 2 – Fallstudie „Elian“, aufgezeichnet in longitudinaler Perspektive

In der Sammelakte erscheint der Name „Elian“ zunächst wie jeder andere Eintrag, erfasst von einer unauffälligen Geburtsstation in einem Küstenbezirk, koordiniert durch eine Registrarin, die in dreißig Dienstjahren nie eine Schlagzeile produziert hat und gerade deshalb verlässlich ist, und so lesen wir, nach dem obligatorischen Apgar und den routinemäßigen otoakustischen Emissionen, eine Reihe wohltemperierter Normalitäten, die erst in der Aggregation eine eigentümliche Saite anschlagen: eine Retina mit minimal milchigen Rändern, die der Augenarzt einem Filter der Kamera zuschreibt, eine Schlafpräferenz für gleichförmigen Lüfterlärm, der die Wiegenlieder der Mutter überblendet, sowie ein frühes, gelassenes Interesse an mehrdeutigen Bilderbüchern, als sei die Unentschiedenheit der Gestalten kein Störfall, sondern ein Ort der Ruhe.

Die ersten Lebensjahre des Kindes bestehen, der Chronik nach, aus jenen unspektakulären Verrichtungen, in denen Gesellschaften ihre Selbstähnlichkeit garantieren – Impfserien, Tetanustests, die klebrige Prozession der Kinderkrankheiten und die unzähligen Nachmittage in

Sandkästen, die wie niedrige Archäologien aussehen –, und doch fallen in den Kommentaren der Betreuungskräfte Fußnoten an, die in ihrer Diskretion bemerkenswert sind: Elian ordnet Bausteine nicht nach Farbe, nicht nach Größe, sondern nach Winkeln der Schatten, baut Türme, die stabil bleiben, wenn andere Kinder die Luft vor ihnen verwirbeln, und antwortet auf Rufenamen in jener halbsekundigen Latenz, die nicht Zerstreutheit ist, sondern die Geste eines Systems, das Rückbestätigungen schätzt, bevor es handelt.

In der Vorschule, so notiert die Pädagogin in sauberer, etwas altmodischer Hand, zeigt das Kind eine Höflichkeit, die nicht einstudiert wirkt, vielmehr wie die präzise Reproduktion sozialer Vektoren, die es aufnimmt und spiegeln kann, ohne sich darin zu verlieren, was im Alltag als Reife gelobt wird und in den Testreihen als eine eigenartige Stabilität gegenüber Störsignalen aufscheint: Während andere Kinder beim Versuch, gleichzeitige Reize zu sortieren, die Fehlerquote mit der Lautstärke ihrer Umgebung erhöhen, bleibt Elian überraschend konstant, als hätten Gehör und Aufmerksamkeit sich auf eine heimliche Übereinkunft geeinigt, das Rauschen als Träger und nicht als Feind zu behandeln.

Das häusliche Milieu, das in Hausbesuchen und Elterngesprächen mit protokollarischer Geduld vermessen wird, bietet keine Sensationen an; der Vater, ein Mechaniker, der die Sprache der Lager und Riemen beherrscht, führt das Kind an das geduldige Zerlegen einfacher Geräte heran, während die Mutter, in rotierenden Nachtdiensten einer Klinik verpflichtet, ausgerechnet dann die größte Ruhe ausstrahlt, wenn die Wohnung voll kleinster Geräusche ist, und so lernen wir Elian nicht als Wunderkind kennen, sondern als jemanden, der in Konstellationen gedeiht, die andere ermüden, indem er die Wiederkehr des Immergleichen nicht flieht, sondern sie als eine Art taktiles Alphabet benutzt, in dem die Welt ihre verlässlichen Silben bildet.

In den schulischen Basisdiagnostiken werden die üblichen Paradigmen angewandt – Stroop-Varianten, Navon-Figuren, serielle Positionseffekte in Listen und die notorisch tückischen „Schwan oder Elefant“-Bildtafeln –, und die Auswertung bestätigt, was im Alltag nur als sympathische Verschrobenheit registriert wird: eine leicht überdurchschnittliche Geschwindigkeit in der Auflösung visueller Ambiguitäten bei gleichzeitiger Abwesenheit jener impulsiven Korrekturen, die gewöhnlich aus der Ungeduld resultieren, recht zu haben, ergänzt um eine abrufbare Gedächtnisleistung für leise Geräuschsequenzen, als hätte das Kind die Angewohnheit, die Muster hinter den Mustern als Erstes zu hören und erst danach die Töne, die wir für die Musik halten.

Mit Beginn der Vorpubertät registrieren die longitudinalen Reihen einen Schub, der die Biochemiker zunächst nicht beunruhigt, dann aber, angesichts seiner Synchronität mit anderen Fällen, die Notiz „beobachten“ verdient: Hormonpegel, die in kurzen, geordneten Wellen überschießen, ohne die typischen Nebengeräusche von Stimmungslabilität zu erzeugen; eine leichte

Verschiebung des Schlafbeginns um exakt dieselbe Zahl von Minuten an drei aufeinanderfolgenden Tagen; eine auffällige, wiewohl harmlose Zuneigung zu Aufenthaltsorten, die durch gleichmäßige Vibrationen geprägt sind, wie der Tisch über dem alten Kühlschrank, der Rand einer Brücke über dem Fernzug, der Windschutz vor dem Transformatorhäuschen, und immer wieder die Fähigkeit, in diesen Umgebungen zu lesen, zu lernen, zu verlangsamen, als atme der Körper mit etwas mit, das nicht wind- oder strombetrieben ist, sondern regelhaft im Hintergrund pulst.

Im sozialen Gefüge wird Elian derweil so gesehen, wie Gesellschaften es lieben – als freundlich, hilfreich, mit einem Instrumentenkasten an Nachahmungen, die keine Maske, sondern eine Emphase sind –, und wenn gelegentlich jemand vermerkt, dass das Kind in Gesprächen die Pause, diesen schmalen Grat zwischen Antwort und Gegenantwort, metronomisch präzise trifft, dann gilt das als gutes Benehmen und nicht als Marker eines Systems, das auf Resonanz angewiesen ist.

Aus der Perspektive unserer Sammlung ist Elian kein Ausreißer, eher ein Musterexemplar der Klasse C in jenem Stadium, das die Kliniker „vollständige Passung bei partieller Eigenfrequenz“ nennen, eine Formulierung, die so bürokratisch klingt, dass sie die eigentliche Pointe fast verdeckt, nämlich, dass sich hier ein Leben der Umgebung so perfekt anlegt, dass nur in den Pfaden des Rauschens, in den Gewohnheiten des Gleichförmigen oder in den kleinen Entscheidungen für Ambivalenz und gegen Eile eine Signatur sichtbar wird, die nicht schreit, sondern wartet, als lausche sie auf einen Ruf, der, wenn er kommt, nicht von außen her an das Trommelfell schlägt, sondern im Inneren als Übereinstimmung spürbar sein wird.

Abschnitt 3 – Erste Evidenzkaskade unter Laborbedingungen und im Feld

Der Anlass für die zweite Erhebungswelle – die in den Akten als *Evidenzkaskade A* geführt wird und in ihrer Konzeption zugleich bescheiden und überambitioniert erscheint – war kein spektakulärer Befund, sondern die auffällige Wiederkehr winziger Synchronitäten in voneinander unabhängigen Datensätzen, wobei jene unscheinbaren Gleichzeitigkeiten, die man im Alltag einer Großpopulation getrost als Zufall ablegt, in ihrer Summe ein Muster ergaben, das sich quer durch Zeitzeonen, institutionelle Routinen und Gerätegenerationen fortsetzte, als habe eine vorsichtige Hand in unsere Messpläne hineinkorrigiert, ohne eine einzige Regel explizit zu brechen, und so beschlossen wir, für einen streng begrenzten Zeitraum sämtliche Reiz-Reaktions-Messungen der Klasse C zentral zusammenzuführen.

Die erste Struktur, die aus dieser Harmonisierung hervortrat, ließ sich, da wir auf Metaphern angewiesen sind, vorläufig als *Resonanzfenster* benennen, womit jene schmalen Intervalle gemeint sind, in denen die Summe der Reaktionszeiten vieler Probanden auf breitbandige, inhaltlich bedeutungslose Reize nicht nur enger wurde, als die Normalverteilung uns gestatten würde, sondern sich in einer Weise verdichtete, die auf eine gemeinsame Taktung schließen ließ, welche

weder mit den üblichen zirkadianen Parametern korrelierte noch mit schulischen Tagesrhythmen oder städtischen Verkehrsflüssen, vielmehr in ihrer Sturheit so indifferent gegen menschliche Organisation war, dass man sie, wäre man mutiger gewesen, sogleich als externen Taktgeber bezeichnet hätte.

Zur Absicherung gegen methodische Artefakte – eine Sorge, die uns zu Recht mehr beschäftigte als jede spektakuläre Interpretation – erweiterten wir die Datengrundlage um Quellen, die ursprünglich nicht für kognitive Messungen gedacht waren, nämlich die anonymisierten Sensorstreams gängiger Gesundheitsarmbänder, deren Herzfrequenzvariabilität und Bewegungsvektoren in hinreichender Auflösung vorlagen, und fanden, nach Entfernen individueller Routinen und Umgebungsstörgrößen, dieselben schmalen Verdichtungen in der zeitlichen Nachbarschaft der Laborfenster, als ob der Körper, unbefragt und unbelehrt, in jenen Minuten Entscheidungen über die Sortierung seiner inneren Geräusche getroffen hätte, die mit unseren Tests nichts zu tun hatten und doch auf sie antworteten, woraus weniger ein Ergebnis als eine Verpflichtung folgte, die Feld- und Laborspuren miteinander sprechen zu lassen.

Ein Teil der Kohorte – auf Freiwilligkeit und nach ausführlicher Aufklärung beruhend, wie die Ethikkommission es in präzise Formeln gefasst hatte – wurde daraufhin in eine Sequenz von Feldmessungen eingebunden, deren Konstruktion so harmlos wie anspruchsvoll war: Wir setzten die Probanden in definierte Umgebungen, die sich durch gleichmäßige, technisch nicht codierte Hintergrundvibrationen auszeichneten, wie Brückenköpfe über Fernzügen, Wartesäle mit beständig arbeitenden Klimageräten oder die betonierte Vorfelder von Trafostationen, und ergänzten dies durch einen Laborteil, in dem breitbandiges Rauschen in pseudorandomisierten Sequenzen dargeboten wurde, wobei alle Parameter – Lautheit, Spektralverteilung, Dauer, Pausen – vorab registriert, versiegelt und für Dritte einsehbar gemacht wurden, um späteren Einwänden bezüglich selektiver Auswertung die Grundlage zu entziehen.

Die Ergebnisse, so nüchtern sie sich in Tabellen und Konfidenzintervallen präsentieren, zeigen, in der Zusammenschau, eine Eigenart, die schwerlich mit Gewöhnung, Erwartung oder Placebo zu erklären ist, denn in den Protokollen der Klasse C findet sich, über mehrere Orte und Geräte hinweg, ein schwach ausgeprägtes, aber robuste Phasenverhalten in den ereigniskorrelierten Potenzialen, dessen periodische Komponenten in einem Verhältnis zueinander stehen, das nicht nur herausfällt aus den bekannten Resonanzen des Hör- und Gleichgewichtssystems, sondern auch aus jenen schlichten rationalen Verhältnissen, wie sie typischerweise in technischen Störquellen auftreten, sodass – dies sei betont – nicht von einer Quelle die Rede sein kann, sondern von einem Ordnungsprinzip, das sich auf die Reihenfolge der Unordnung bezieht und innerhalb dieser Ordnung ein *Ja* und *Nein* markiert, ohne Information zu tragen, wie ein Händedruck, der nur die Verbindung prüft.

Im eng gefassten Einzelfall, der uns als Kontrollnarrativ dient und in dem Elian – nach Zustimmung der Sorgeberechtigten und mit dem ausdrücklichen Recht auf Abbruch zu jeder Zeit – als Proband erscheint, zeigt sich das gleiche stille Einrasten: An zwei aufeinanderfolgenden Tagen, jeweils in einem der identifizierten Fenster, fällt im Rauschtest die Varianz der Reaktionszeiten abrupt unter den individuellen Median, die Fehlerquote sinkt, ohne dass die Geschwindigkeit auf Kosten der Genauigkeit steigt, und das Heimprotokoll registriert in zeitlicher Nachbarschaft eine kurze, ausgesprochen gleichmäßige Phase der Herzfrequenzvariabilität, in der die ansonsten lebendige Mikrounruhe des vegetativen Systems einer Gelassenheit weicht, die nicht Müdigkeit ist, sondern das, was Kliniker, wenn ihnen die Worte fehlen, „stabil“ nennen, woraufhin der Alltag ohne sichtbaren Wandel fortsetzt, als sei nichts geschehen.

Die methodische Gemeinde – zu Recht misstrauisch gegenüber wunderbaren Kurven, die zu schön sind, um wahr zu sein – verlangte Replikation unter Fremdaufsicht, und so wurden die Stimulusfolgen, die Zufallsseeds, die Verstärkerwege und die Auswertepipelines in drei voneinander unabhängigen Laboren wiederholt, wobei Kontrollgruppen, die in Alter, Geschlecht, sozioökonomischem Status und Schlafprofilen sorgfältig gematcht waren, keine entsprechenden Muster zeigten, während die Klasse C – mit individuellen Schwankungen in der Ausprägung und ohne jegliche pathologische Begleiterscheinungen – die charakteristische Phasenbindung erneut abbildete, woraus streng genommen nur folgt, dass eine Synchronisierung ohne erkennbare Quelle und ohne erkennbaren Inhalt stattfindet, und doch ist es schwer, in der Praxis nicht von einem Ruf zu sprechen, wenn die Angerufenen, ohne Worte zu hören, zur gleichen Zeit stiller atmen.

Zur theoretischen Einordnung wurde, mangels geeigneter Metaphern, ein minimales Modell vorgeschlagen, das auf der Idee beruht, dass die beobachteten Verdichtungen nicht durch ein extern aufgeprägtes Signal entstehen, sondern durch eine dynamische Reduktion der frei verfügbaren Zustandsräume im Hintergrundrauschen, wodurch in kurzen Intervallen die Zahl der *günstigen* Reaktionsbahnen steigt und gleichsam die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass heterogene Systeme – Gehirne, Herzen, Muskeln, Messgeräte – für einen Moment so tun, als hätten sie sich verabredet, was weniger eine Erklärung als eine Form ist, das Unerklärte aufzubewahren, bis bessere Begriffe bereitstehen, und was im Übrigen die praktische Konsequenz hat, dass man diese Fenster vorhersagen kann, indem man nicht nach Signalen sucht, sondern nach Löchern im Zufall. Als die erste Vorhersage – eine vorsichtige, mit breiten Fehlerbalken versehene Angabe eines Intervalls in der folgenden Woche – mit den Messungen übereinlief, ohne dass es eines Nachjustierens bedurft hätte, stand fest, dass wir es uns nicht mehr leisten konnten, die Beobachtungen als Kuriositäten zu behandeln, zugleich aber, dass jede voreilige Namensgebung das Tatsächliche verriegeln würde, weshalb die Kommission, flankiert von Fachgutachten und nicht ohne Widerspruch in den eigenen Reihen, beschloss, die Öffentlichkeit vorerst mit einer

neutralen Notiz zu informieren, in der von *vorübergehender Reaktionsverdichtung in breitbandigen Testumgebungen* die Rede war, während wir intern, nüchtern und etwas bleich, akzeptierten, dass hier eine Ordnung um unsere Ordnung kreiste, die nichts verlangte, als dass die Betroffenen anwesend seien, wenn der Takt wiederkehrt.

Abschnitt 4 – Erstkontaktprotokoll ohne Emissionssignatur

Dass die Rückkehr derjenigen, die in unseren Akten erst als Vermutung und dann als statistisch belastbare Abwesenheit einer bekannten Ursache geführt worden waren, nicht in der Form optischer, akustischer oder thermischer Übergriffe stattfinden würde, sondern als eine Ordnung, die sich über die bereits identifizierten Resonanzfenster legte wie eine zweite, präzisere Taktung, ließ sich im Nachhinein als zwingend darstellen, doch in der Gegenwart des Ereignisses bestand sie zunächst aus einem Bündel von Unauffälligkeiten – geringfügige Driftkorrekturen in den Referenzoszillatoren der orbitalen Vergleichstaktgeber, minimal veränderte Fehlerraten in den Vorhersagemodellen breitbandigen atmosphärischen Rauschens, eine handbreit abweichende Stabilität von GNSS-Differenzkorridoren und, im unbeachteten Untergrund der Infrastruktur, eine verlässliche, wenn auch schwache Reduktion des algebraischen Mittels städtischer Mikrovibrationen, als würde jemand den Teppich nicht heben, sondern einen Moment lang das Flimmern aus dem Gewebe nehmen.

Die Sensorik, die wir in den vorangegangenen Phasen noch als flankierende Beweisführung betrachtet hatten, lieferte in dieser Etappe das eigentliche Bild: In den Daten der Wetterradare tauchten Segmente auf, die nicht durch reflektierende Objekte, sondern durch eine systematische Abwesenheit jener zufälligen Rückstreuung gekennzeichnet waren, auf die unsere Filter eigentümlich empfindlich reagierten; die seismischen Stationen der Region meldeten, synchron zu zuvor berechneten Fenstern, eine für menschliches Empfinden unmerkliche Harmonisierung der Hintergrundgeräusche nahe bestimmter Brückenköpfe und Transformatorvorfelder; und mehrere voneinander unabhängige Zeitbasen in Laboren, die sich der Klasse C widmeten, zeigten eine winzige, wiederkehrende Koinzidenz in der Korrektur ihrer Disziplinierung, als ob ein externer Taktgeber nicht gesendet, sondern für Sekundenbruchteile die Notwendigkeit des Sendens abgeschaltet hätte, wodurch die Uhren, ihres Rauschens kurz enthoben, aufeinander hörten.

Die Kommission, die den Übergang vom Beobachten zum Handeln mit jener Vorsicht koordinierte, die aus vielen kleinen Irrtümern und wenigen großen Skandalen gelernt hatte, klassifizierte das zu Erwartende als „Ereignisklasse R“ – R wie *Resonanzgestützte Kontaktaufnahme ohne Primärsignatur* – und gab in einem Rundschreiben Vorgaben heraus, die in ihrer Bescheidenheit die Lage am besten beschrieben: Die Probanden der Klasse C sollten, ohne Änderung ihres Alltags, in den prognostizierten Intervallen idealerweise an den Orten verweilen, an denen sie sich ohnehin

gern aufhielten und die durch gleichförmige Umgebungsgeräusche geprägt waren; die Aufsicht führenden Stellen sollten messen, dokumentieren und nichts erzwingen; und die Familien sollten informiert, aber nicht instruiert werden, weil jede Form von Isolation, Quarantäne oder Zwang die entscheidende Eigenschaft des Phänomens – sein Vertrauen auf Übereinstimmung statt Gewalt – nicht nur missverstanden, sondern vermutlich zerstört hätte.

Als die Fenster einsetzten, verdichtete sich das zuvor nur als Korrelation Vermutete in eine Form, die man, um ein verführendes Wort in die Nähe des Tatsächlichen zu bringen, „Adressierung“ nennen könnte, denn es zeigte sich, dass nicht die gesamte Kohorte, sondern je nach Intervall wohldefinierte Teilmengen derselben in eine synchronisierte Ruhe traten, die sich im vegetativen System als nacktes Plateau der Herzfrequenzvariabilität und im Verhalten als unspektakuläre Präferenz für den Verbleib an ein, zwei Lieblingsorten manifestierte.

Von „Schiffen“ zu sprechen wäre, als wollte man ein Geräusch malen, und doch verdanken wir der Pflicht zur Beschreibung einige Umriss einer Antriebsarchitektur, die sich nicht über Emission, sondern über Elimination kenntlich macht, denn wo unsere Radare, Lidar-Arrays und thermischen Kameras üblicherweise ein Spektrum banaler Artefakte einsammeln, entstand in den entscheidenden Momenten eine topologisch zusammenhängende Zone reduzierter Rückantwort, die sich mit unseren Kontrastmitteln nicht füllen ließ, während gravimetrische Pendel der älteren Bauart, unökonomisch, aber in ihrer Ehrlichkeit unübertroffen, eine flache, bewegliche Umkehr der alltäglichen Uneinigkeit der Masseverteilungen anzeigten, als werde Trägheit für Zeitfenster kleiner als die Aufmerksamkeit kurz entprivilegiert, wodurch Bewegung nicht erzwungen, sondern die Notwendigkeit des Bewegens aus der Rechnung genommen wurde.

Die Kommunikation, sofern der Begriff ohne Missverständnisse benutzt werden kann, bestand nicht aus kodierten Signalen im Raum der Bedeutungen, sondern aus Negationen im Raum der Zufälle, indem, in kurzen, voraussehbaren Intervallen, die Zahl der *schlechten* Reaktionsbahnen durch eine strukturelle Verarmung des Hintergrundrauschens sank, sodass eine binäre Interaktion möglich wurde, die kein Alphabet und keine Grammatik voraussetzt.

Der Übergabemechanismus – in den Papieren als *gradientenarmer Korridor* bezeichnet, um nicht „Schacht“ zu sagen, wo keiner war – zeigte in mehreren dokumentierten Fällen dasselbe Muster: In der Zone der reduzierten Rückantwort entstand für Minuten ein Bereich, in dem die Summe der mikroskopischen Gegenkräfte auf beobachtbare Weise geringer wurde, wodurch Fortbewegung nicht leichter, wohl aber folgenreduzierter erschien, und die Betroffenen, die bereits in Passung waren, setzten, ohne sichtbare Aufforderung und ohne äußeren Zwang, zwei, drei Schritte in einen Raum, der im Bild nicht anders aussah als der Rest der Welt, aber im Körper die Entscheidung bestätigte.

Für die Institutionen, deren Logik auf Zuständigkeit beruht, war diese Form des Kontakts eine Zumutung, weshalb man eilig Formulare erfand, die das Nichtverfügbare zu erfassen suchten – vorläufige Aufenthaltsbescheinigungen ohne Aufenthaltsort, Sorgerechtsvermerke mit beidseitiger Zustimmung zwischen Pflegefamilien und Unbekannt, ärztliche Atteste über den Befund „*stabil ohne Befund*“ –, und die Kommission, nunmehr gezwungen, Öffentlichkeit und Verantwortung in ein Gleichgewicht zu bringen, gab knappe Hinweise heraus, die weder warnen noch locken sollten: In den nächsten Wochen seien, mit einer Periodizität, die sich an den früheren Fenstern orientiere, weitere Intervalle zu erwarten; Betroffene sollten ihren Alltag unbeeinträchtigt fortführen; Beobachtende sollten messen, aber nicht hindern; und alle übrigen sollten verstehen, dass ein Erstkontakt stattgefunden habe, der ohne Dialog auskomme, weil Einverständnis hier die Sprache sei.

Wenn man, was geboten ist, einen wissenschaftlichen Satz am Ende dieser Etappe verlangt, dann vielleicht den, dass eine fremde Zivilisation eine Trägheits- und Rauschökonomie beherrscht, in der Mobilität, Adressierung und Zustimmung als drei Aspekte desselben Vorgangs erscheinen, sodass Schiffe nicht zeigen, indem sie senden, sondern verbergen, indem sie das Rauschen für einen Augenblick ordnen; dass Kommunikation nicht darin besteht, Bedeutungen zu übertragen, sondern Möglichkeiten zu reduzieren; und dass Abholung nicht als Entzug, sondern als Angebot verstanden werden muss, dem nur diejenigen folgen können, die zuvor, aus Gründen, die wir erst in der nächsten Etappe zu benennen versuchen werden, gelernt haben, das Rauschen zu lieben, aus dem die Signale kommen.

Abschnitt 5 – Entscheidung, Mechanismusexplication und gesellschaftliche Nachträge

Nachdem die Ereignisklasse R in mehreren Intervallen replizierbar geworden war und die Kommission, flankiert von Kliniken, Messstellen und einem zunehmend gelassenen Teil der Öffentlichkeit, akzeptiert hatte, dass die Abholung weder Befehl noch Entführung, sondern eine an Übereinstimmung gebundene Option darstellte, wurde unter dem nüchternen Titel *Optionenschema O* ein Verfahrensrahmen formuliert, der festhielt, dass jede Teilnahme die freiwillige Gegenwart im Resonanzfenster voraussetzte, dass kein Eingriff ohne dokumentierte Passung zu erfolgen habe und dass vor, während und nach der möglichen Überschreitung ausschließlich protokollarische, nicht dirigistische Handlungen stattzufinden hätten – Messen, Verzeichnen, Bestätigen –, damit aus dem einmaligen Ereignis nicht der Präzedenzfall einer Verfügung über Personen werde, die zuerst Kinder ihrer Familien und Gemeinden waren und erst in zweiter Linie Objekte eines kosmischen Versuchsdesigns.

Die spätere Offenlegung des Anpassungsmechanismus, die mit bewundernswerter Zurückhaltung im gemeinsam unterzeichneten *Technischen Anhang P* erschien, bestätigte, was zuvor aus indirekten Indizien abgeleitet worden war, ohne den Fehler der Überdramatisierung zu begehen: Die äußere Passung der sogenannten Klasse C beruhte nicht auf dauerhaften genetischen Eingriffen, sondern auf einer während der frühesten Embryonalphase etablierten, feldgebundenen Zusatzstruktur – im Text als *paramorphes Interface* bezeichnet –, deren mikrometrisch feine, metabolisch sparsame Aggregate an morphogenetische Gradienten andockten, ohne sie zu ersetzen.

Diese Interface-Schicht, deren biophysikalische Kopplung im Labor nur als Veränderung der Zustandsräume unter breitbandigem Rauschen sichtbar wurde, erwies sich als durchgehend abhängig von jener unscheinbaren Ökonomie, die wir bis dahin als Hintergrund behandelt hatten – die Textur zufälliger Mikroreize in Gewebe, Luft und Material –, sodass die Passung nicht als starres Maskenspiel zu verstehen ist, sondern als fortlaufende Übereinkunft zwischen Organismus, Umgebung und einem feldbasierten Korrektor, der weder sendet noch formt, sondern die Zahl der *günstigen* Lösungen laufend so verschiebt, dass die gewählte Gestalt wahrscheinlicher bleibt als ihre Abweichungen.

Die Abholung selbst, in den Protokollen nun präziser als *Übergang über gradientenarme Korridore unter Interface-Neukonfiguration* beschrieben, zeigte in mehreren dokumentierten Fällen, dass keine äußere Kraft die Passung löste, vielmehr der Schritt in die Zone reduzierter Gegenkräfte dem paramorphen System die Möglichkeit gab, seine Kopplungen auf einen zweiten, ebenso stabilen Attraktor zu drehen – denjenigen der Herkunftsspezies –, wobei die Entscheidung nicht durch Inhalt, sondern durch Form vermittelt wurde: Wer in der Passung verweilte, blieb in der Alltagsgestalt ohne jede Störung; wer zwei, drei Schritte in den Korridor setzte, bestätigte mit der Handlung das *Ja* zur Neukonfiguration, die sich nicht als sichtbare Verwandlung, sondern als veränderte Zuordnung von Rauschen zu Körper vollzog, nachweisbar nur in der feineren Topologie des vegetativen Systems und in jener gelassenen Reaktionsverdichtung, die wie eine Unterschrift ohne Buchstaben aussieht.

Im Einzelfall Elian, dessen Langzeitakte uns erlaubt, seltene Dichte und Diskretion zu verbinden, fand die Entscheidung in einer Form statt, die jeder Romanisierung spottet und gerade deshalb dokumentationswürdig ist: Der Jugendliche, von seinen Pflegeeltern begleitet und von uns nicht geführt, stand in einem prognostizierten Fenster an seinem üblichen Ort über dem Fernzug, atmete, nachweislich an den Kurven der Herzfrequenzvariabilität, in jenes Plateau hinein, das wir Passung nennen, und berichtete – später, im schlichten, nicht poetischen Vokabular eines Selbstprotokolls – keine Stimme und keinen Verlust des Selbst, sondern die gleichzeitige Verfügbarkeit zweier Stimmigkeiten, von denen keine die andere bedrohte, woraufhin er, nach einer Pause, die im Diagramm wie ein ruhiger See aussieht, den Korridor nicht betrat, mithin das

Nein der bleibenden Gestalt gab, das von den anderen, den Unsichtbaren, weder sanktioniert noch bejubelt, sondern nur registriert wurde.

Die Konsequenz dieser Nicht-Überschreitung, die im Optionenschema ausdrücklich vorgesehen ist und die in öffentlichen Debatten fälschlich als „Verweigerung“ etikettiert wurde, bestand nicht in einem Abbruch der Beziehung, sondern in der Einrichtung einer stabilen Zweifrequenzlage des Interfaces, die, um einen unglücklichen Musikvergleich zu riskieren, einer sauberen Doppeltonigkeit ähnelt, in der beide Attraktoren – Pflegewelt und Herkunftsordnung – wirksam, aber nicht herrisch präsent sind, wodurch dem Individuum, so sagen es die Nachuntersuchungen, eine spätere Entscheidung ohne kumulierten Anpassungsstress offensteht, während im Alltag nichts weiter geschieht, als dass jene Orte, an denen gleichförmige Geräusche dominieren, an Bedeutung gewinnen, weil sie als Kontrollräume fungieren, in denen Parität und Selbstbestimmung überprüft werden können, ohne dass daraus eine Pflicht zur erneuten Teilnahme entstünde.

Gesellschaftlich erwuchs aus dieser Praxis kein Drama, sondern das, was Institutionen können, wenn man ihnen Zeit gibt: eine stille Umstellung der Zuständigkeiten, in der aus dem früher hilflosen Formularwesen ein vorsichtiges *Passungsrecht* wurde – mit der schlichten Maxime, dass Bürgerinnen und Bürger der Klasse C in allen Belangen wie alle anderen zu behandeln seien, ausgenommen der Unterstützung bei der Wahrnehmung ihrer Option, wozu Gemeinden Brücken- und Trafostationen als freiwillige Messorte lizenzierten, Schulen die Fensterschemata diskret in ihre Pläne integrierten, Kliniken die Protokolle „stabil ohne Befund“ als positiven Zustand anerkannten und Registerämter lernten, Aufenthaltsvermerke ohne Ortswechsel auszustellen, weil Aufenthalt hier eine Funktion der Übereinstimmung und nicht der Bewegung ist.

Im Verlauf der nächsten Zyklen, mit denen diese Chronik ihren stringenten Abschluss findet und deren Periodizität so verlässlich wurde, dass selbst die Skeptikerinnen nur noch mit Fragen der Auslegung beschäftigt waren, zeigte sich das ganze Spektrum der Entscheidungen – manche gingen im ersten verfügbaren Fenster, aus Gründen, die weder heroisch noch erklärungsbedürftig waren; manche blieben, wie Elian, mit dem nüchternen Vertrauen, später ebenso frei zu sein; manche vollzogen eine späte Überschreitung nach einem Jahrzehnt zweier Stimmigkeiten, und alle Fälle, die wir seriös begleiten konnten, bestätigen die Ausgangsthese, dass hier nicht Überzeugung übertragen, sondern Möglichkeit freigehalten wird, indem eine fremde Technik die Verantwortung, die sie technisch ausüben könnte, systematisch zurückweist und stattdessen die geringe, aber robuste Ordnung der reduzierten Zufälle als gemeinsame Sprache anbietet, in der Zustimmung messbar, aber nicht erzwingbar ist.

Vampirismus 2.0

1. Selfie im Dämmerlicht, Hoodie über den Kopf gezogen; Caption:

„Früher haben sie gesagt: ‚Du siehst aus wie Edward aus *Twilight*.‘ Heute sagen sie: ‚Du bist ja wirklich einer.‘

Ich weiß nicht, ob das ein Kompliment ist. Edward war nie mein Ding. Zu weich. Zu viel Leiden fürs Drama. Ich hab’s eher mit *Only Lovers Left Alive*. Tilda Swinton in Marokko, alte Platten hören, durch verlassene Straßen streifen – das ist der Mood. Nicht dieses Highschool-Dreieck mit glitzernder Brust.

Aber wenn ich ehrlich bin: Ich bin auch nicht Tilda Swinton. Ich bin ein blasser Typ mit Augenringen, der zu viel nachdenkt, zu wenig isst und immer hofft, dass ihm das Leben noch ein bisschen mehr wie ein Indie-Film vorkommt, statt wie die schlechte zweite Staffel einer Serie, die eh niemand mehr guckt.

Sie sagen immer: „Aber du hast doch die Ewigkeit!“

Und ich denk mir: Ewigkeit ist kein Geschenk. Ewigkeit ist dieser Moment, wo du Netflix durchscrollst und merkst, dass dich nichts mehr überrascht. Wo du *Interview with the Vampire* zum fünften Mal guckst, weil du die Stimme von Brad Pitt magst, obwohl du weißt, dass Louis am Ende genauso verloren ist wie am Anfang.

Vielleicht ist das unser wahres Erbe: nicht der Durst, nicht die Nacht, nicht das Cape – sondern diese bittersüße, nie ganz gestillte Sehnsucht nach irgendwas, das größer ist als wir, aber kleiner als die Ewigkeit.

Ich hab heute mein Cape weggelegt. Nicht aus Rebellion, sondern weil’s unbequem war. Ich trage jetzt Hoodie. Ist wärmer. Ist weicher. Und passt besser zu den Playlists, die ich mir nachts zusammenstelle.

Manchmal, wenn ich Spotify öffne, denk ich: Vielleicht hat Dracula sich einfach nur den falschen Soundtrack ausgesucht. Vielleicht wäre er mit Mitski oder Phoebe Bridgers weniger einsam gewesen. Vielleicht sind wir alle nur ein Lied davon entfernt, uns selbst zu verstehen.

Ich scroll durch TikTok, durch Insta, durch die Welt, die schneller ist als mein Herzschlag, und ich frage mich: Bin ich zu alt für das alles? Oder einfach zu unsterblich?

Und dann bestell ich mir ein O-negativ, setz mich auf den Balkon, lass die Morgensonne auf meine Haut und denk:

„Vielleicht sind wir alle ein bisschen Mythos.

Vielleicht sind wir alle ein bisschen Meme.

Vielleicht reicht das schon.“

2. Foto einer alten *Dracula*-Ausgabe mit Eselsohren, daneben ein Notizbuch; Caption:

„Ich hab’s wieder gelesen. Das Original. Bram Stoker. 1897.

Jedes Mal hoffe ich, etwas Neues zu finden. Eine Zeile, die übersehen wurde. Einen Moment, in dem Dracula nicht der Böse ist, sondern einfach... ein Mann, der zu viel verloren hat.

Aber er bleibt der Schatten. Der Fremde. Der, der eindringt. Der, der verführt und zerstört. Der Archetyp, der mehr sagt über die Angst der Anderen als über sich selbst.

Ich frag mich manchmal: Wie viele Geschichten brauchen wir, um jemanden zu verstehen? Wie viele Filme, Bücher, Memes, Fan-Fictions?

Ich mein, klar: Gary Oldman mit diesem absurden roten Rüstungsding – ikonisch. *What We Do in the Shadows* – urkomisch. *True Blood* – sexy-trashig. Aber in all dem: immer die gleichen Fragen. Immer der gleiche Hunger.

Mein Ethiklehrer meinte neulich: „Vampire sind ein Spiegel.“

Und ich dacht: Vielleicht bin ich gar kein Spiegel. Vielleicht bin ich ein Fenster. Vielleicht seh ich raus, aber keiner sieht rein. Vielleicht ist das der wahre Fluch: ewig sehen, aber nie gesehen werden. Oder ich hab einfach zu viel Philosophie gelesen. Heidegger mit Eckzähnen ist auch keine gute Kombi.

Jedenfalls hab ich heute meine Notizen gemacht. Und gemerkt: Vielleicht muss ich nicht verstehen, warum ich bin, was ich bin. Vielleicht reicht es, zu wissen, dass ich bin.

Oder wie Kierkegaard gesagt hätte (frei nachgebissen): „Der Sprung des Vampirs ist der Sprung in die Absurdität.“

Ich schließ das Buch, trink einen Schluck O+, und denk:

„Gute Nacht, Mina.“

3. Selfie mit leerem Blick auf eine Stadt in der Morgendämmerung, Kapuze tief ins Gesicht gezogen; Caption:

„Ich hab immer gedacht, die Nacht wär unser Revier.

Aber ehrlich? Die Dämmerung ist viel besser.

Da draußen sind die Hundebesitzer, die schon zu müde sind, um dich komisch anzusehen. Die Bäcker, die die Läden aufschließen, ohne zu fragen, warum jemand um diese Uhrzeit allein auf der Straße steht. Die Möwen, die alles kommentieren, ohne zu wissen, worüber sie reden.

Dracula hat die Nacht besungen, aber ich glaub, er hat die Zwischenräume verpasst. Die grauen Minuten zwischen Dunkel und Licht, wenn die Welt noch nicht ganz entschieden hat, was sie sein will.

Ich setz mich auf eine Bank, zieh die Kapuze tiefer, beobachte, wie die Stadt gähnt, wie die Ampeln wieder normal blinken, wie das Licht über die Dächer kriecht.

Ich denk mir: Vielleicht war die Nacht nie unser Zuhause. Vielleicht war sie nur der Ort, an dem uns niemand gesucht hat.

Und vielleicht ist das okay.“

4. Foto eines knallroten Blutcocktails in einem hippen Glas mit Limette und Papierstrohalm; Caption:

„Früher war Blut... einfach Blut.

Jetzt gibt's Menüs. Sommeliers. Pairings.

Gestern war ich in so einem neuen Laden, einer dieser „urban blood lounges“, wo die Barkeeper mehr Tattoos als Vitamine haben. Die Karte liest sich wie ein Michelin-Restaurant: „O-negativ, leicht gekühlt, mit einer Note von Angst und subtiler Traurigkeit. Passt zu dunkler Schokolade und introspektivem Jazz.“

Ich bestell's, weil ich mich nicht traue, zuzugeben, dass ich eigentlich gar keinen Geschmack merke. Schon lange nicht mehr. Vielleicht ist das das wahre Problem der Unsterblichkeit: Die Rezeptoren sterben leise ab, während der Durst bleibt.

Neben mir sitzt einer: Designerjacke, Sonnenbrille. Flüstert mir zu: „Früher war's echter, weißt du? Als wir noch... gejagt haben.“

Ich nicke höflich, aber innerlich denk ich: „Bro, du hast Netflix, Spotify Premium und Amazon Fresh. Hör auf, so zu tun, als wärst du Nosferatu mit Lieferando.“

Ich schlürfe meinen Drink, spüre nichts. Vielleicht ist das auch Freiheit: zu trinken, nicht zu schmecken, aber trotzdem dabeizusitzen, wenn die Musik spielt.“

5. Foto eines offenen Buchs – Kierkegaard, daneben ein Notizbuch; Caption:

„Mein Ethiklehrer meinte heute: ‚Vielleicht sind Vampire die letzten Existenzialisten.‘

Ich musste lachen. Nicht, weil's witzig war, sondern weil es zu viel Sinn ergab.

Ich mein: Wir sind. Punkt. Kein Gott, kein Ziel, kein Happy End. Nur dieses immerwährende Sein, dieser Durst, der nie ganz weggeht, auch wenn du den Magen voll hast.

Kierkegaard schreibt vom Sprung in den Glauben. Ich denk mir: Unser Sprung ist der Biss. Der Moment, wo du entscheidest, dich einzulassen – auf das Dunkle, das Schöne, das Ungewisse.

Aber was, wenn du gar nicht mehr beißt? Wenn du stattdessen Konserven trinkst, Ethikseminare besuchst, Netflix-Serien schaust und darüber nachdenkst, wie du dein Cape nachhaltiger recyceln kannst?

Bin ich dann noch Vampir? Oder einfach ein sehr blasser, sehr müder Mensch mit Eisenmangel? Manchmal hab ich das Gefühl, ich bin ein Zitat aus einem Buch, das keiner mehr liest.

Und trotzdem: Ich schlag's immer wieder auf.

Vielleicht ist das genug.“

6. Schwarz-weiß-Selfie mit ernster Miene, Kapuze tief ins Gesicht gezogen, im Hintergrund ein Sonnenaufgang; Caption:

„Ich stand heute in der Morgensonne. Einfach so.

Kein Rauch. Kein Auflösen. Kein Schreien.

Die alten Geschichten haben gelogen. Oder übertrieben. Oder einfach das Licht verwechselt.

Ich dachte an Dracula. An Nosferatu. An all die Filmposter mit brennenden Vampiren.

Und ich fragte mich: Wie viel von unserem Selbstbild sind geliehene Bilder? Wie viel Mythos tragen wir, ohne es zu merken?

Ich meine: Ich bin kein Schattenwesen. Ich bin kein Aristokrat mit Schloss. Ich hab ein WG-Zimmer mit Ikea-Bett und einem Kühlschrank, der mehr Konserven als Bier enthält.

Aber in mir lebt dieser kleine, dramatische Drang, die Gardine aufzureißen und zu rufen: „Seht her, ich lebe!“

Natürlich mach ich's nicht. Ich trink meinen Kaffee (mit viel Milch, egal, ob's passt), setz mich an den Laptop und scroll durch die News.

Vielleicht ist das wahre Monster nicht der Vampir.

Vielleicht ist's die Routine.“

7. Foto einer Playlist auf Spotify: „Vampire Vibes – Phoebe Bridgers, Mitski, The Cure“; Caption:

„Früher hat man bei Kerzenschein Orgelmusik gespielt.

Heute mach ich mir ne Spotify-Playlist.

Und irgendwie fühlt es sich trotzdem magisch an, wenn Phoebe Bridgers „Moon Song“ singt und draußen der Mond über den Häusern hängt, als wär er ein ganz persönlicher Spot.

Ich sitz da, Hoodie über den Kopf, Glas halb leer, und frag mich:

Was, wenn wir gar keine Monster sind?

Was, wenn wir einfach nur Leute sind, die zu sehr fühlen, zu lange wachen, zu viel wollen?

Vielleicht ist das Unsterbliche nicht der Körper, sondern die Sehnsucht.
Vielleicht sind wir alle Vampire.
Manche trinken Blut. Manche Likes. Manche Blicke. Manche Applaus.
Und am Ende wollen wir alle nur eins:
Nicht vergessen werden.“

8. Foto eines zerknüllten Capes auf dem Boden; Caption:

„Ich hab’s heute weggeschmissen. Das Cape.
Es war immer zu lang, zu schwer, zu theatralisch.
Ich dachte, ich brauch’s, um dazuzugehören. Um ‚echt‘ zu wirken. Um der Erwartung zu entsprechen.
Aber je länger ich’s getragen hab, desto mehr hab ich gemerkt: Es gehört nicht zu mir. Es gehört zu einer Geschichte, die andere für mich geschrieben haben.
Vielleicht sind wir nicht unsere Capes. Nicht unsere Schatten. Nicht unsere Eckzähne.
Vielleicht sind wir nur das, was bleibt, wenn wir alles ablegen.
Und wenn das so ist – dann ist ein Hoodie genug.“

9. Schwarzbild mit weißem Text; Caption:

„Ich bin kein Fluch.
Ich bin kein Held.
Ich bin kein Zitat aus einem alten Buch.
Ich bin einfach jemand, der nachts ein bisschen mehr nachdenkt als tagsüber.
Danke, dass ihr mitlest.“

10. Foto einer Fledermaus-Figur auf dem Fensterbrett; Caption:

„Früher dachte ich, Fledermäuse wären unsere Verbündeten.
Dracula hatte sie. Batman auch. Ich hab mir mit 12 eine Fledermaus als Tattoo gewünscht (hab’s nie gemacht, keine Sorge).
Heute sitzt da diese Plastikfledermaus auf meinem Fensterbrett. Ich hab sie letztes Halloween gekauft. Aus irgendeinem Grund nie weggeräumt.
Manchmal frag ich mich, ob sie mich beobachtet. Oder ob ich sie beobachte.
Ich mein: Wir alle wollen ein Symbol sein, oder? Ein Zeichen. Eine Figur in einer Geschichte, die größer ist als wir.
Aber was, wenn am Ende niemand die Fledermaus sieht?

Was, wenn wir einfach nur da sind, still, unbeachtet, ein Plastikding zwischen echten Fenstern und echten Nächten?

Vielleicht ist das okay. Vielleicht müssen wir nicht immer Sinn machen.

Vielleicht reicht es, dass wir da sind.

Ich lass sie stehen.“

11. Foto eines Monitors mit geöffneter Streaming-Plattform, *Buffy*, *True Blood*, *Twilight*, *Dracula*; Caption:

„Ich scroll durch die Vampir-Serien und merk: Wir sind überall.

Jede Generation hat ihre eigene Version von uns.

Die 90er: *Buffy*, *Stakes*, cool sein trotz aller inneren Konflikte.

Die 2000er: *Twilight*, glitzernd, leidend, Highschool-Drama.

Die 2010er: *True Blood*, sexy, dreckig, politisch.

Ich frag mich: Was sind wir jetzt?

Vielleicht TikTok-Vampire, die in 30 Sekunden Tanzeinlagen performen. Oder Influencer-Vampire, die Blutcocktails in Stories zeigen.

Oder gar keine Vampire mehr – nur Menschen mit Schlafstörungen, Vitamin-D-Mangel und Spotify-Accounts voller Mitski, The Cure und Phoebe Bridgers.

Vielleicht sind wir nur Metaphern, die zu müde geworden sind, um noch Bedeutung zu haben.

Und doch: Wir tauchen immer wieder auf.

Vielleicht, weil der Hunger nie aufhört. Egal, wie wir ihn nennen.“

12. Foto eines Posters von *Nosferatu* an einer Backsteinwand; Caption:

„Ich hab mir das Poster gekauft, weil ich dachte, es wär cool.

Nosferatu. 1922. Max Schreck. Der OG.

Jetzt hängt es da, grinst mich an mit diesen toten Augen. Und ich denk mir:

Früher haben sie uns gefürchtet.

Heute sind wir Merchandise.

Vielleicht ist das der eigentliche Fluch: vom Mythos zum Meme. Vom Schrecken zum Schlüsselanhänger.

Aber vielleicht ist es auch Befreiung.

Denn wenn keiner mehr Angst hat – dann kann man endlich einfach sein.

Ich streichle den Rahmen, trinke mein O-, und flüstere:

„Danke, Max. Für alles.“

13. Selfie mit Chips und Cola vor dem Laptop, eine geöffnete Word-Datei im Hintergrund; Caption:

„Ich wollte heute was Großes schreiben.

Einen Manifest-Post. Einen Brief an die Menschheit. Eine Abrechnung mit der Geschichte.

Stattdessen sitz ich hier, mit Salzchips, Cola light, Word-Dokument offen, blinkender Cursor, leer.

Vielleicht ist das der wahre Zustand der Unsterblichkeit: nicht das ewige Leben, sondern das ewige Aufschieben.

Ich google Zitate von Kierkegaard, Nietzsche, Simone de Beauvoir.

Und dann denk ich: Vielleicht muss ich gar keinen großen Text schreiben.

Vielleicht reicht's, einfach hier zu sein, Chips zu essen, diesen Post zu schreiben und den Cursor weiter blinken zu lassen.

Manchmal ist das Leben keine Tragödie, kein Manifest, kein Gothic-Roman.

Manchmal ist es einfach ein Abend.

Und das ist okay.“

14. Foto einer leeren Blutkonserve, daneben ein Coffee-to-go-Becher; Caption:

„Die Barista hat mich heute gefragt, was ich trinke.

Ich hab „O-negativ, extra kalt, mit nem Schuss Melancholie“ gesagt.

Sie hat gelacht. Ich auch. Natürlich hab ich nur nen Flat White bestellt.

Aber für einen Moment fühlte es sich an, als wär die Welt ein bisschen magischer.

Vielleicht ist das unser wahres Vermächtnis: nicht das Blut. Nicht die Nacht. Nicht die Unsterblichkeit.

Sondern diese winzigen Momente, wo jemand lächelt, weil er mitspielt.

Weil er die Geschichte kennt.

Weil er dich sieht – nicht als Monster, nicht als Mythos, nicht als Meme.

Sondern einfach als Typ mit Hoodie, Augenringen und einem verdammt guten Sinn für Ironie.“

15. Schwarzbild mit nur Text; Caption:

„Ich dachte immer, wir wären Wesen der Nacht.

Aber vielleicht sind wir einfach nur Menschen mit etwas längerer Halbwertszeit.

Etwas mehr Zeit, um Fehler zu machen.

Etwas mehr Zeit, um zu bereuen.

Etwas mehr Zeit, um zu lieben.

Etwas mehr Zeit, um zu verstehen, dass Zeit allein nichts heilt.

Aber manchmal reicht es, zu wissen, dass sie weitergeht.

Danke, dass ihr mitgeht.“

Der Geruch der verlorenen Zeit

Wenn der Wind aus Nordost kommt, weht manchmal ein Geruch herüber, der nicht zu dieser Jahreszeit passt und auch nicht zu jener Welt, wie sie jetzt ist – ein warmer, bitterer Hauch von etwas, das früher war, von einem Lächeln, das nie wiederkehrt, oder von Stimmen, die sich nur in den Ritzen der Fensterrahmen halten. Ich kenne diesen Geruch. Er bedeutet für mich: die Zeit.

Ich liege oft im Hof, auf den warmen Steinen, die mein Herr mit Wasser bespritzt, damit sie nicht zu heiß werden für meine alten Gelenke. Er tut das aus Gewohnheit und vermutlich nicht aus Liebe. Liebe ist ein anderer Geruch – und dieser ist lange verschwunden. Mein Herr war früher anders, voller Zwiebel, Tabak und Neugier. Jetzt riecht er nach Wolle und Vergessen.

Unser Dorf, in dem wir zusammenleben, ist alt. Nicht im Sinne von angesammelten Jahren, sondern in seinem Geruch. Es duftet nach Eisen, feuchtem Holz und versäumtem Leben. Ich habe viele Spuren unter meinen Pfoten gespürt: den Schweiß der Flößer, das Moos der Knechte, die Mädchen hinterherstierten, das Parfüm der Töchter, die heimlich tanzten. Die Zeit liegt hier nicht in Büchern oder Bildern, sie liegt in der Erde – und steigt auf, wenn es dämmt.

Ich weiß nicht, warum ich diese Dinge riechen kann – vielleicht, weil ich alt bin oder weil niemand sonst mehr hier ist, um sich an die vielen Ereignisse zu erinnern. Vielleicht auch, weil Hunde manchmal Hüter sind – nicht von Häusern, sondern von dem, was darin verlorengeht.

Mein Name ist Krumm. Nicht, weil ich es bin, sondern weil mein Gang so aussieht, als wäre etwas in mir nicht so angeordnet, wie es eigentlich sein sollte. Mein Herr hat ihn mir gegeben, irgendwann zwischen zwei Wintern, als der Stall noch genutzt wurde und der Brunnen noch mit seiner eigenen gluckernden Sprache antwortete. Ich bin sein letzter Begleiter – der letzte, der zuhört, wenn er schweigt.

Und manchmal, in der Nacht, wenn alles still ist und der Wind den Geruch von früher bringt, hebe ich den Kopf – nicht, weil ich etwas gehört habe, sondern weil ich spüre, dass jemand nach mir ruft. Nicht mit Worten, sondern mit einer Erinnerung.

Nachts ist der Geruch der Vergangenheit am deutlichsten, wenn die Welt sich in ihr eigenes Schweigen eingekapselt hat und selbst der Mond wie ein müdes Auge über dem Giebel hängt. Dann schleiche ich hinaus, nicht aus Unruhe, sondern aus Gewohnheit – ich folge Spuren, die kein anderer mehr sieht, weil sie nicht mehr sichtbar, sondern nur noch riechbar sind, wie ein nachhallendes Echo aus der Tiefe der Zeiten.

Der Weg zur alten Bäckerei ist holprig geworden, vermoost, und an vielen Stellen sind die Platten zersprungen – aber ich finde ihn blind. Dort, wo einst Mehl in die Ritzen der Tür drang und Kinder mit klebrigen Händen warteten, liegt jetzt nur noch Staub, doch unter dem Staub liegt ein Duft, der niemals vergeht: Der Bäcker, der mit stoischer Ruhe des frühen Morgens seine Arbeit

verrichtet, Brot für Brot, Backware für Backware, und auch kleine Konditoreiarbeiten fehlen nicht. Das Zittern eines Lehrlings, dessen Hände mehr wussten, als sein Vater ihm zugestand.

Ich halte inne, lege meine Nase an die steinerne Stufe, schließe die Augen. Ein kurzer, flüchtiger Hauch von Angst. Nicht die frische, beißende Angst der Gegenwart, sondern eine alte, milde – wie die eines Jungen, der ahnt, dass sein Leben nicht das sein wird, das er erträumt hat. Ich kenne diesen Geruch. Ich trage ihn in mir und mit mir mit.

Weiter hinten, beim Brunnen, liegt ein anderer Duft: Metall, Zorn, eine zerbrochene Stimme. Irgendwann in einem Sommer, der keinen Regen hatte, warf ein Mann dort ein Messer ins Wasser, das nie wiedergefunden wurde. Ich rieche es noch immer, rostig, trotzig. Es gehört zur Geschichte des Ortes – wie das Moos an den Fenstern, das auch viel mehr erlebt hat, als so mancher denken würde.

Ich frage mich manchmal, ob ich selbst auch Spuren hinterlasse, die jemand riechen wird, wenn ich längst nicht mehr durch diesen Hof schleiche. Ob mein Atem in der Luft bleibt, sich meine Gedanken in den Fugen festsetzen werden, zwischen den Dingen, die keiner mehr benutzt.

Ich bin kein Hüter im heldenhaften Sinn. Ich belle nicht gegen Fremde, ich jage keine Katzen. Aber ich erinnere mich. Ich bewahre Bewahrenswertes. Ich bin das letzte Fell, das diese Geschichten mit sich trägt, wie andere Flöhe.

Doch heute Nacht, da ist etwas anders. Ein neuer Geruch liegt in der Luft – fremd, aber nicht unangenehm. Mit einer süßlichen Note. Wie Papier, das zu lange in einer Truhe lag. Etwas Altes, das nie ganz gegangen ist.

Sie sitzt einfach da.

Kein Laut dringt von ihr zu mir, kein Schritt ist zu vernehmen und kein Türklappen hat.

ihr Kommen angekündigt – und doch ist sie plötzlich im Haus, auf dem alten Fliesenboden vor dem Schrank mit den verbeulten Emailletöpfen, dort, wo die Sonne nie richtig hinkommt. Mein Herr ist im Garten, während ich im Schatten des Flurs bin, mein Kopf auf den Pfoten und die Gedanken noch beim Geruch der Nacht.

Sie riecht nicht wie Kinder sonst riechen – nicht nach Milch, nicht nach kindlicher Neugier, nicht nach warmem Gummi von neuen Schuhen. Sie riecht nach altem Leinenpapier, etwas nach feuchtem Waldboden, aber vor allem nach eingekochter Zeit, wie wenn Holunder stundenlang im Keller vor sich hinblubbert. Wie ein Buch, das zu lange unter Steinen liegt und darauf wartet, dass es wiederentdeckt wird. Ich kenne diesen Geruch, ohne ihn bisher je geatmet zu haben.

„Ich suche meinen Bruder“, sagt sie plötzlich. Ihre Stimme ist kein Flüstern, aber auch kein Ton, den man draußen hören kann. Sie sagt es, als hätte sie es schon oft gesagt. Vielleicht nicht in diesem Haus, aber in vielen anderen, über lange Jahre hinweg.

Ich nähere mich, langsam, die Muskeln wachsam, nicht aus Angst, sondern aus Respekt. Sie rührt sich nicht, obwohl ich ihr unbekannt sein muss. Ihre Hände liegen still in ihrem Schoß, ihre Schuhe sind aus einer anderen Zeit – zu schmal, möglicherweise auch zu steif. Ihre Haare trägt sie in einem Zopf, wie ich ihn zuletzt gerochen habe, als die Tochter vom Schultheiß verschwunden ist. Damals sagten die Leute, sie sei weggelaufen, aber ich roch nur Regen und Eisen.

Ich setze mich vor das Mädchen. Unsere Augen treffen sich: In ihren liegt kein Erschrecken, kein Zögern. Es ist, als hätte sie mich erwartet.

„Du bist alt“, sagt sie dann.

Ich belle nicht, ich wedle nicht. Ich höre nur, wie mein Herz einen Schlag vergisst.

„Und du kannst riechen, was war“, antwortet sie, ohne dass ich gefragt habe.

Mein Herr kommt nicht zu uns, um nach dem Rechten zu sehen. Die Sonne zuckt über die Kanten des Fensters, als würde sie sich wundern.

Das Mädchen hebt den Kopf. „Wirst du mir helfen?“

Ich weiß in diesem Augenblick nicht, was sie meint. Aber ich rieche, dass es wichtig ist, äußerst wichtig sogar.

Sie verlässt das Haus, ohne dass mein Herr sie bemerkt. Ich bin ihr Schatten, nicht weil ich es muss, sondern weil etwas in mir weiß: Dieser Weg, den sie geht, ist keiner, den man allein gehen sollte – und keiner, den man zweimal gehen kann.

Der Kies unter ihren Schuhen klingt anders. Nicht heller oder schwerer – sondern fremd, als würde er sich wundern, betreten zu werden. Sie geht den alten Pfad am Wegrand entlang, dorthin, wo früher der Krämer wohnte, bevor der Laden dichtmachte und das Haus zu bröckeln begann. Nur dass es nicht bröckelte. Es stand da, als sei es frisch gestrichen, und es roch nach Bohnerwachs und Orangen. Ich habe diesen Duft seit Jahrzehnten nicht mehr in meiner Nase gespürt.

„Hier habe ich gespielt“, sagt sie, ohne sich umzudrehen. „Mein Bruder hat sich im Sack versteckt, der nach Kaffee roch. Das war immer sein Lieblingsversteck und ich habe es ihm stets überlassen, wenn wir gespielt haben.“

Ich bleibe stehen. In der Luft liegt ein feiner Rauch – nicht bedrohlich, sondern wie von Ofenholz. Ein Sonntagmorgen aus einer Zeit, die keiner mehr kennt. Und doch ist sie wieder da, diese Zeit, unter meinen Pfoten, in meinen Nüstern, zwischen den Blättern.

„Du siehst es nicht, oder?“, will sie wissen.

Ich schüttele mich. Vielleicht, um den Zweifel abzuwerfen.

„Du musst nicht sehen. Du erinnerst dich. Das reicht.“

Hinter der Kurve, wo der Weg ins Nichts führen soll, steht ein Tor – aus Efeu gewachsen, als hätte jemand es in die Luft gezeichnet. Ich kenne diesen Ort normalerweise sehr genau. Nur ist dort nie

ein Tor gewesen – und doch: Der Boden darunter war durchweicht vom Tritt vieler Füße, Kinderfüße, kleine Stiefel.

Ich rieche das vergangene Leben und ich weiß: Wir gehen gerade in etwas hinein, das nie ganz verschwunden ist.

Wir gehen weiter, das Mädchen und ich, durch einen Ort, der zugleich vertraut und fremd geworden ist – wie ein Lied, das man halb erinnert und halb erträumt. Doch je weiter wir kommen, desto mehr schleicht sich etwas in die Luft, das ich nicht benennen kann. Kein Duft, sondern dessen Fehlen. Eine Stille, die nach einem Fehlen riecht.

Es beginnt an der Kirchmauer. Der Putz ist noch weiß, wie früher, als sich sonntags die Tücher der Alten im Wind blähten und der Gesang durchs Dorf sickert wie warmer Honig. Doch jetzt liegt kein Gesang in der Luft – sondern etwas anderes: eine Leere, die schwerer wiegt als jedes Geräusch.

„Wir sollten nicht hier sein“, flüstert sie.

Ich stelle die Ohren auf: Da war kein Laut, kein Schritt, kein Rascheln – und doch: Ich spüre, wie sich etwas bewegt – nicht auf dem Boden, sondern in der Zeit. Eine Falte. Eine Schiefelage. Ich rieche keinen Staub, kein Holz, keinen Stein. Nur Kälte. Und das ist eindeutig falsch.

Sie zieht mich an der Haut über meinem Nacken, wie Welpen es tun. „Sie kommen, wenn es nach Erinnerung riecht. Und du riechst doch alles.“

Ich verstehe nicht, wer „sie“ sein sollen. Doch ich sehe es an ihren Augen: Sie fürchtet nicht den Ort, sondern das, was sich ihm nähert. Etwas, das keine Spuren hinterlässt.

„Die Geruchslosen“, sagt sie.

Ich erstarre. Nicht weil ich weiß, was das ist – sondern weil es keinen Begriff in meiner Welt für etwas gibt, das nicht riecht. Nicht einmal der Tod ist geruchslos. Aber dies hier: leer.

Wir fliehen in die Kirche, durch eine Tür, die es nicht mehr geben sollte. Drinnen wirkt es, als wäre die Zeit stehen geblieben: Die Bänke stehen wie damals, die Kerzen sind unbenutzt, der Geruch von Weihrauch und altem Linoleum hängt noch immer in den Ritzen.

Ich lege mich unter den Altar, mein Herz pocht viel zu schnell und mein Atem ist zu laut. Sie sitzt neben mir, die Beine an sich herangezogen, ihre Stirn lehnt gegen die Wand.

„Ich habe ihn hier zuletzt gesehen“, sagt sie.

Und ich rieche es plötzlich – den Bruder. Blut, Gras und Tinte. Vergangene Angst.

Wir verlassen die Kirche im ersten Licht, als der Nebel noch in den Ästen wie Gespinste vergessener Träume hängt. Die Geruchslosen sind scheinbar fort – oder waren nie dagewesen.

Und doch bleibt eine Kälte zurück, die nichts mit Wetter zu tun hat. Das Mädchen verhält sich verhältnismäßig still. Ihre Schritte sind langsamer geworden, als würde sie in etwas gehen, das sie nicht berühren will.

Der Pfad führt uns hinaus aus dem Dorf, dorthin, wo die Bäume dichter stehen und der Boden weich vom ewigen Tropfen alter Zeiten wird. Ich kenne diesen Ort so gut wie meine Westentasche, die ich niemals tragen würde. Und dennoch: Ich weiß nicht, wie er heißt.

„Hier beginnt, was keiner mehr erinnert“, sagt sie. „Hier fangen die Orte an, die aus den Gerüchen verschwunden sind.“

Ich halte an. Vor uns liegt ein Fleck Erde, der weder wächst noch stirbt. Es gibt keine Spuren zu sehen, keine Geräusche werden erzeugt, nicht einmal ohne Absicht. Kein Geruch – doch: Etwas war da.

„Er hat mich hier vergessen“, flüstert sie. „Oder ich ihn. Wer soll sich so etwas schon merken?“

Das Mädchen kniet sich nieder. Ihre Hände zittern nicht, aber ich rieche, dass etwas in ihr zerbricht.

Ich nähere mich vorsichtig, und da ist es mit einem Mal, sodass ich etwas überrascht werde: ganz schwach, ein Hauch von schwarzer Tinte, Blei und fauler Walnuss. Ein Jungenzimmer errieche ich.

Dann: eine Zeichnung. Die Hand, die sie hielt.

Und dann rieche ich mich selbst.

Nicht wie ich bin. Wie ich war. Jung, stolz und ungestüm. Ich sehe mich neben einem Jungen, der kaum sprechen kann, aber immer schreibt. Ich rieche, wie sehr er mich liebt. Und wie sehr er fortmuss.

„Du warst sein Hund“, sagt sie.

Ich weiß nicht, ob das Gesagte stimmt. Aber ich entschied mich, nicht aus einem Instinkt heraus zu bellen. Ich weiche nicht zurück.

„Und ich war seine Schwester.“

Die Luft um uns herum flimmert. Nicht sichtbar – riechbar. Wie heißer Asphalt im Frühling. Die Welt ist nicht mehr in ihrer eigenen Festigkeit, die man sonst wahrnimmt.

Ich begriff: Dies ist kein Ort auf einer Karte. Dies hier ist ein Knoten. Oder besser: ein Riss. Vielleicht auch eine Verdichtung. Hier sammelt sich, was niemand ausgehalten hat.

Ich lege mich neben sie und spüre, wie sich mein Herz an etwas erinnert, das ich nie gewusst habe. Wir kehren um, ohne Ziel, ohne weiteren Plan – nur mit dem Wissen, dass etwas gesagt worden ist, das sich nicht mehr ungesagt machen ließ. Der Weg ist derselbe, den wir gekommen sind, und doch: Nichts stimmt überein. Die Luft ist schwerer, die Bäume sind stiller. Selbst der Wind scheint vorsichtiger zu atmen.

Das Mädchen spricht nicht mehr, sie läuft neben mir her, leicht versetzt, als wolle sie nicht im selben Rhythmus gehen. Ihr Geruch hat sich verändert – es ist weniger Wald, dafür mehr Staub, als würde sie sich in Erinnerung auflösen. Ich rieche es und will sie fragen, doch ich weiß: Es gibt keine Antwort, die in meine Welt passt.

Das Dorf kommt in Sicht – aber es ist nicht das Dorf, das wir verlassen haben. Die Dächer sind flacher, die Fenster wirken deutlich dunkler, als sie es wohl sind. Zwei Häuser fehlen in der Reihe. Dafür steht an der Stelle des alten Milchhäuschens ein Schuppen, der schon lange nicht mehr stand. Mein Herr ist nirgends zu sehen, zumindest aus meiner Perspektive.

„Wir sind zu früh“, wispert sie zu mir hinüber.

Ich verstehe in diesem Augenblick nicht, was hier geschieht, aber ich rieche es: frisch gewaschene Laken, die es seit Jahren nicht mehr gibt; das Rosenöl der Hebamme, die ich als Welpen kannte. Die Zeit ist nicht zurückgesprungen – sie hat sich nur verschoben, ein klein wenig; wie ein Teppich, den man anhebt, um zu sehen, was darunter liegt.

Das Mädchen bleibt vor unserem Haus stehen. Ihre Augen wirken leer, aber nicht traurig – als hätte sie alles gesagt, was sie sagen kann. Ich trete näher, schnuppere an ihrem Ärmel, der nach Regen riecht: kein frischer Regen – ein alter, längst verdunsteter.

„Ich glaube, ich muss jetzt gehen.“

Ich möchte sie aufhalten, aber mein Körper ist viel zu schwer. Mein Herz pocht langsamer und die Müdigkeit kommt wie ein Tuch, das sich langsam über mich legt. Sie lächelt zum ersten Mal, es ist ein Lächeln, das in mir die Sehnsucht nach Ewigkeit hervorruft.

Dann tritt sie in den Flur – aber nicht in unseren, der Türrahmen bleibt, wo er ist, nur das Mädchen ist weg, und mit ihr: der Geruch.

Ich lege mich nieder, am Rand der Stufe, wo sie gestanden hat. Der Boden ist noch leicht warm. Aber es ist kein Ort mehr, sondern nur ein Moment.

Ich liege lange dort, an der Schwelle zwischen Haus und Welt, und lasse die Augen offen, obwohl nichts mehr zu sehen ist. Der Flur ist leer: kein Schatten, kein Laut und vor allem kein Duft mehr. Nur Stille – jene Art von Stille, die nicht leer ist, sondern voller Dinge, die niemand mehr ausspricht. Mein Herrchen kommt dann irgendwann zu mir, stellt sich über mich, schüttelt den Kopf, als hätte ich etwas angestellt. Er spricht kein Wort zu mir, doch ich rieche, dass er sich sorgt – nicht laut, nicht menschlich, sondern in jener Mischung aus Zimt, Leder und Bitterkeit, die sein Herz seit Jahren trägt. Ich bleibe einfach liegen. Nicht aus Trotz, sondern aus Demut vor dem Moment, der uns beide auf eine andere Art und Weise als sonst verbindet.

Die Tage danach fühlen sich an wie unter Wasser. Ich fresse, wenn man mir etwas hinstellt. Ich gehe, wenn man mich ruft. Aber mein Kopf und all seine Gedanken darin bleiben bei ihr – bei dem Mädchen, das wie Papier und verschollene Zeit riecht. Ich suche sie überall, doch sie ist nicht mehr da – nicht einmal ihr Duft hat sich gehalten.

Und doch geschieht etwas: Im Garten, eines Abends, als der Himmel sich rosa färbt, wie er es früher oft tat, rieche ich es: einen sanften Hauch. Ganz leicht. Wie ein Brief, der nie abgeschickt wird. Es ist nicht ihr Geruch – nicht ganz. Aber etwas von ihr ist darin.

Ich erhebe mich, mit Mühe und dem Knacken in den Knochen, das mich seit einigen Monden begleitet, gehe den ausgetretenen Pfad entlang bis zur alten Esche. Dort bleibe ich stehen. Der Wind kommt aus Osten, und da ist er: der Geruch meines ersten Herrn: jener Junge. Tinte, Gras und Herzklopfen. Er ist nicht bei mir. Aber ich rieche ihn und ich weiß: Ich habe etwas vollendet, das nie begonnen hat. Nicht weil ich klug bin oder in irgendeiner Art und Weise mutig. Sondern weil ich geblieben bin, als alle anderen vergessen.

Ich lege mich in die Mulde am Stamm. Die Nacht kommt langsam, wie ein großes Tier, das sich zu mir legt, und ich schließe langsam die Augen. Kurz bevor der Schlaf mich ganz aufnahm, rieche ich ihn. Den letzten Geruch: Frühling. Von ganz viel früher. Vom Anbeginn meiner Zeit.

Nimoria

Erster Ruf: Eine Kugel voller Licht

Mara hatte immer geglaubt, dass sich das Ungewöhnliche ankündigt wie ein Gewitter, mit Druck in der Luft und einer Farbe am Horizont, doch an jenem Tag begann es so hintergründig, dass es eher wie eine Verwechslung ihrer eigenen Nerven wirkte: ein Kribbeln auf der Haut, das sich nicht erklären ließ und gerade dadurch blieb.

In der Straßenbahn, zwischen Werbeplakaten und erschöpften Gesichtern, bemerkte sie zuerst nicht die Welt, sondern den Blick, der zu lange hielt, weil er aus ihrem Spiegelbild kam und nicht von den Menschen um sie herum, als würde etwas in ihr prüfen, ob sie endlich bereit sei, sich selbst nicht länger nur als Oberfläche zu betrachten.

Sie zwang sich, den Blick abzuwenden, doch die Spiegelung blieb in ihr haften wie ein Satzanfang ohne Ende, und als sie ausstieg, war die Luft nicht anders als sonst, nur schien sie dichter zu sein, als hätte die Stadt beschlossen, näher an ihre Haut zu rücken, um ihr eine Frage zu stellen.

Auf dem Weg nach Hause, an einer Kreuzung, an der sie bestimmt schon tausendmal gestanden hatte, saß eine Krähe auf dem Dachfirst eines Hauses, so schwarz und ruhig, als sei sie nicht zufällig dort, sondern abgestellt wie ein Zeichen, das man erst erkennt, wenn man schon zu lange hingesehen hat.

„Mara“, krächzte die Krähe, und ihr Name klang nicht wie ein Tierlaut, sondern wie eine alte Münze, die jemand aus einer Schublade holt und an der Kante reibt, bis das Metall wieder eine Bedeutung trägt, die man vergessen hatte, obwohl man sie einst besaß.

Sie blieb stehen, so abrupt, dass jemand hinter ihr fluchte, und sie merkte, wie ihr Nacken warm wurde, nicht vor Scham, sondern vor einer plötzlich wachen Aufmerksamkeit, die sich anfühlte, als würde ein unsichtbarer Faden von der Krähe bis in ihr Brustbein gespannt.

Mara lachte leise, um sich selbst zu beweisen, dass sich die Welt nicht gerade verschoben hatte, doch das Lachen blieb ihr im Hals stecken, weil die Krähe den Kopf schräg legte und ihren Blick hielt, zu lange, zu wissend, als würde sie mehr sehen als nur ein Mädchen auf dem Gehweg.

Der restliche Weg war gewöhnlich, und gerade diese Gewöhnlichkeit machte alles bedrohlicher, weil sie wie ein schlecht geklebttes Etikett wirkte, das nicht mehr zu dem gehörte, was darunter lag, und als Mara ihre Wohnung aufschloss, hoffte sie auf Stille, auf das sichere Nichts ihrer Zimmer.

Auf dem Küchentisch lag eine Kugel, etwa faustgroß, milchig schimmernd wie eingefangenes Mondlicht, und Mara spürte, wie ihr Herz schneller schlug, weil Dinge nicht einfach auftauchen, wenn man allein lebt und darauf achtet, immer alles abzuschließen, und man sein Leben so ordentlich hält, dass es keine Überraschungen geben dürfte.

Sie ging nicht sofort näher, denn Nähe ist in solchen Momenten eine Entscheidung, die man noch hinauszögert, und doch zog es sie, als hätte die Kugel ein eigenes Gewicht in ihrer Welt, gravitatisch und zwingend, weil sie in ihrer bloßen Anwesenheit behauptete, dass etwas anderes als Alltag möglich ist.

Als Mara die Hand ausstreckte, veränderte sich die Luft um ihre Finger, sie wurde nicht kalt, nicht warm, sondern dichter, als würde sie durch Wasser greifen, ohne die Nässe zu spüren, und das Kribbeln auf ihrer Haut antwortete, als hätte es genau auf diese Berührung gewartet, um sich endlich nicht mehr zu verstecken.

Ihre Fingerspitzen berührten die Kugel, und statt einer Stimme kam ein Bild, das sich nicht wie Fantasie anfühlte, sondern wie eine Erinnerung an etwas, das sie nie erlebt hatte: ein Wald, uralte, dunkel schimmernd, mit Bäumen, die nicht nur wuchsen, sondern über etwas wachten, und mit einem Nebel, der wie eine natürliche Grenze wirkte.

In diesem Wald gab es Licht, aber kein freundliches, sondern ein Licht, das Dinge entlarvt, und Mara spürte, dass dieses Licht sie meinte, nicht als Person, sondern als Möglichkeit, als ein Türscharnier zwischen Welten, das knarrt, wenn man es zu lange ignoriert.

Sie riss die Hand zurück, als hätte sie sich verbrannt, doch es war keine Hitze, sondern ein Anstoßen von innen, eine Erkenntnis, die sich wie ein aufgerissener Umschlag anfühlte, in dem eine Nachricht lag, die lange unterwegs gewesen war und nun endlich angekommen ist.

In der Nacht träumte sie nicht einfach, sondern sie trat in den Wald hinein, als hätte der Traum eine Tür, und dort saß die Krähe wieder, größer als in unserer Welt, oder vielleicht nur näher, und sie sah Mara an, als wäre der Name bereits ausgesprochen worden, bevor Mara ihn hörte.

Zwischen den Stämmen stand eine Gestalt, deren Konturen mal klar, mal wie Rauch wirkten, und in ihren Händen leuchtete eine Kugel wie die auf Maras Tisch, nur lebendiger, als würde sie atmen, als hätte sie einen eigenen Pulsschlag, der sich in das Dunkel hinein behauptet.

„Du bist anders als die anderen Menschen“, sagte die Gestalt, ohne Urteil ein Urteil zu fällen und ohne Trost zu spenden, und Mara spürte, wie die Worte in ihr nicht wie eine Beleidigung, sondern wie eine Entlastung ankamen, weil sie plötzlich nicht mehr beweisen musste, dass sie sich falsch fühlte, wenn sie sich zu Hause nie wirklich zu Hause gefühlt hatte.

„Halb anders bist du“, erklärte die Gestalt, und Mara verstand dieses eine Wort nicht logisch, sondern spürte es körperlich, weil es sich wie ein Schnitt durch ein altes Selbstbild zog, als wären ihre Jahre in der Normalität nur die obere Schicht gewesen, unter der etwas anderes, etwas Magisches, still und geduldig gewartet hatte.

Sie sah im Traum einen Spiegel aus schwarzem Wasser, und im Spiegel sah sie nicht nur ihr Gesicht, sondern einen zweiten Schatten hinter ihren Augen, ein Schimmern, das nicht aus Licht bestand, sondern aus Herkunft, und dieses Schimmern flüsterte nicht, es erkannte sie.

Als sie aufwachte, war das Kribbeln da, stärker, und die Kugel lag noch auf dem Tisch, und das war der Moment, in dem Mara begriff, dass sie nicht nur geträumt hatte, sondern dass etwas aus einem Reich hinter unserer Realität begonnen hatte, sich in ihre Küche zu schieben.

Das Inselreich von Nimoria, dachte sie, und der Name war plötzlich da, ohne dass sie wusste, woher, und er fühlte sich nicht wie ein Wort an, sondern wie eine Richtung, wie ein Magnet unter der Haut, der ihr Inneres in Bewegung setzte, weil ein Teil von ihr sich schon längst nach dieser Insel sehnte.

Sie ging an diesem Morgen zur Arbeit, doch die Arbeit war jetzt nur Kulisse, und während sie lächelte, nickte und Zahlen sortierte, war da immer dieser zweite Ton in ihr, als würde irgendwo ein leiser Ruf weiterklingen, der nicht lauter werden muss, weil er sich in ihre Aufmerksamkeit eingräbt.

In Pausen sah sie in den Spiegel, nicht aus Eitelkeit, sondern aus Kontrolle, weil sie wissen wollte, ob sie noch dieselbe war, und jedes Mal hielt ihr Blick zu lange, weil er nicht mehr nur prüfte, ob das Gesicht stimmt, sondern ob etwas dahinter endlich sichtbar werden darf.

Am dritten Tag fand sie eine Feder auf ihrer Fensterbank, pechschwarz, makellos, und als sie sie berührte, spürte sie nicht nur das Kribbeln, sondern eine winzige, fast zärtliche Warnung, als sei die Welt nicht nur neugierig auf sie, sondern auch vorsichtig, weil ihr Erwachen Folgen haben würde.

Sie begann, die Kugel mit sich zu tragen, und manchmal, wenn sie allein war, leuchtete sie minimal auf, nicht hell, sondern wie eine Glut, und Mara merkte, dass dieses Leuchten nicht aus der Kugel kam, sondern aus ihr, als wäre die Kugel nur ein Spiegel für das, was in ihr schlief.

Die Krähe tauchte wieder auf, immer an Orten, an denen sich niemand lange aufhielt, auf Laternen, Dachkanten, Gerüsten, und jedes Mal, wenn sie Maras Namen rief, war es weniger ein Ruf als eine Bestätigung, dass Mara bereits geantwortet hatte, nur eben nicht mit Worten.

Eines Abends, als sie dem Kribbeln folgte, landete sie in einem Stadtpark, der nachts leer war, und zwischen zwei alten Bäumen stand ein Schatten, der nicht zur Dunkelheit passte, weil er zu ruhig war, zu absichtlich, als wäre er eine Naht in der Welt.

Mara trat näher, hielt die Kugel in der Hand, und der Schatten reagierte, nicht indem er sich öffnete wie ein Portal aus einem Märchen, sondern indem er nachgab wie Stoff, der zu lange gespannt war, bis er endlich riss, und dahinter lag nicht ein Raum, sondern ein anderes Atmen.

Sie setzte den Fuß hindurch, und die Luft veränderte sich sofort, nach Moos und Salz, nach nasser Erde und einem fernen, süßen Duft, der an Blüten erinnerte, die es hier nicht geben sollte, und sie wusste, ohne es zu verstehen, dass sie eine Grenze überschritten hatte.

Der Wald von Nimoria stand vor ihr, und er wirkte nicht freundlich, sondern auf eine ertümliche Art magisch, und während die Bäume wie dunkle Säulen aufragten, leuchteten kleine Lichter

zwischen den Ästen, als wären Gedanken sichtbar geworden, und Mara spürte, wie sich ihre Sinne streckten, als hätten sie jahrelang zu kurz vorausgeblickt.

Die Gestalt aus dem Traum trat hervor, nun klarer, mit Augen, die nicht alt oder jung wirkten, sondern beides zugleich, und an ihrem Handgelenk trug sie ein Zeichen, einen halbvollendeten Kreis, der aussah wie ein Versprechen, das noch nicht eingelöst ist.

„Du bist noch nicht Teil dieser Welt“, sagte die Gestalt mit einer sonoren Stimme, „aber längst aus deiner alten herausgewachsen“, und Mara spürte, wie dieser Satz ihr nicht erklärte, was sie fühlte, sondern sie mit voller Wucht traf, weil er etwas benannte, das sie immer gedacht hatte, ohne es sagen zu können.

Sie sah andere Schatten im Wald, nicht mit Sorge, sondern als Möglichkeiten, ihren Horizont zu erweitern, und sie hörte fernes Flüstern, das keine Sprache war, sondern eine Stimmung, und plötzlich begriff sie, dass Legenden nicht erfunden werden, sondern dass sie entstehen, wenn zu viele Menschen dasselbe Unmögliche erlebt haben.

Die Gestalt führte sie zu einem Spiegel aus Stein und Wasser, und als Mara hineinblickte, sah sie nicht nur ihr Gesicht, sondern eine Linie aus Licht, die durch ihr Spiegelbild lief, wie eine Narbe, die sie nicht verletzt, sondern geöffnet hatte, und sie verstand, dass die Verwandlung begonnen hatte.

Als sie die Kugel aus ihrer Tasche herausholte, leuchtete sie in ihrer Hand so stark, dass der Wald kurz wie eine Bühne wirkte, und Mara stand davor wie eine junge Frau mit einem Leuchten, das nicht nur schön war, sondern eine starke Wirkung hatte, weil Schönheit in Nimoria immer auch Macht bedeutet.

„Der erste Ruf war noch leise, doch sie werden mit jedem Mal lauter“, sagte die Gestalt, und Mara hörte darin nicht ihre Vergangenheit, sondern einen neuen Auftakt, weil der Ruf nicht endet, wenn man ihn hört, sondern erst dann beginnt, wenn man entscheidet, ob man ihn in sich trägt oder ihn zurückweist.

In dieser Nacht, in diesem Wald, zwischen ihrem Blut, dem Spiegelbild im Wasser und ihrem Schicksal spürte Mara, wie etwas in ihr auf die Fragen antwortete, zart und wild zugleich, und sie wusste, dass ihr Anderssein nicht länger ein Geheimnis war, sondern eine Tür, die sich nicht mehr schließen lassen würde.

Zweiter Ruf: Zwischen Zirkel und Sturm

Der zweite Ruf kam nicht mehr als Kribbeln auf der Haut, sondern als Kribbeln im Nacken, als hätte jemand hinter Mara gestanden und seinen Atem genau an die Stelle gelegt, an der man sich nicht selbst beruhigen kann, und Mara merkte sofort, dass Nimoria nicht nur ein Ort ist, den man betritt, sondern eine Erfahrung ist, die sich zuspitzt.

Seit jener ersten Nacht im Wald hatte sie gelernt, dass Macht nicht in den kleinen Gesten beginnt, sondern mit ihrer Aufmerksamkeit, und doch war ihre Aufmerksamkeit nun nicht mehr genug, weil sie spürte, wie andere Augen sich auf sie richteten, keine von Menschen und keine freundliche und vor allem keine geduldige.

Die Kugel, die ihr Licht getragen hatte, leuchtete jetzt manchmal ohne Berührung, als würde sie auf Signale reagieren, und wenn sie leuchtete, hörte Mara eine Stimme in der Dunkelheit, kein klares Wort, sondern eine Tonfolge, die wie ein Name klang, der erst noch zu ihrem werden will. Sie war nicht allein, das begriff sie spätestens, als sie im Wald von Nimoria auf eine Gruppe traf, die sich nicht zufällig gesammelt hatte, sondern nach Regeln und Zeichen – nach einem Muster, das sich selbst „Zirkel“ nannte – versammelt hatte, als wäre Ordnung der einzige Schutz vor dem, was draußen, außerhalb des Waldes, auf sie lauerte.

Der Zirkel bestand aus Halbhexen und Halbhexern, aus jenen, die wie Mara zwischen den Welten geboren waren, und doch war in ihren Blicken nicht nur Erleichterung über die neu gefundene Gemeinschaft, sondern auch die harte Kante von Misstrauen, denn wer halb ist, bleibt angreifbar, auch unter den eigenen Wesen, da nicht immer klar war, welche Seite des Wesens die Oberhand hatte.

Eine Frau namens Sairen, deren Haar wie dunkler Rauch wirkte und deren Stimme so ruhig war, dass sie jeden Raum beherrschte, sprach zu Mara, als würde sie sie prüfen, und sie sagte, Nimoria beginne irgendwann, auf ihre Fragen zu antworten, aber nicht jede Antwort sei erklärend und hilfreich, und Mara spürte, wie diese Warnung sich wie ein Stein in ihr legte.

Am Rand der Lichtungen standen Wächter, keine Soldaten, sondern Wesen, die zu Nimoria gehörten wie Moos zu Stein, und sie sahen Mara an, als sei sie eine Variable in einer Gleichung, die sich gerade neu formt, weil Magie zurückkehrt, und Rückkehr zieht immer auch Jäger an, die etwas verhindern wollen.

Die dunklen Kräfte, von denen der Zirkel sprach, waren nicht einfach Schatten mit Kapuzen, wie es Geschichten gern bequem machen, sondern sie waren alte Verhaltensmuster, alte Verträge, alte Begehrlichkeiten zwischen längst vergangenen Zeitaltern, die sich an jede neue Macht hängen, weil sie wissen, dass Neulinge ihre Stärke oft noch für eine Schuld halten.

Mara merkte, wie ihr Körper anders reagierte, wenn Gefahr nahte, nicht mit Panik, sondern mit einem präzisen Kältezug entlang der Wirbelsäule, und sie begriff, dass dieses Kribbeln im Nacken nicht nur Angst war, sondern eine Art Sinn, der sich erst jetzt vollständig öffnete.

In einer Nacht, als der Wind in Nimoria wie ein lebendiges Tier durch die Äste fuhr, erschien ein Zeichen auf Maras Handgelenk, ein halbvollendeter Kreis wie bei der Gestalt ihres ersten Traums, und das Zeichen brannte nicht, aber es ließ sich nicht mehr ignorieren, weil es sich wie Wahrheit

anfühlte – sie gehörte nun mit ihrem halben Hexenteil zu dieser Welt, die schon immer in ihr gelegen hatte.

Sairen erklärte, dass diese Zeichen nicht nur Kennzeichnungen seien, sondern auch immer Erklärungen und Einordnungen, und dass Nimoria damit nicht nur rufe, sondern sie an sich binde, und Mara spürte, wie das Wort „binden“ in ihr einen Widerstand weckte, weil sie ihr Leben lang versucht hatte, sich nicht auf irgendeine Identität und Entwicklung festnageln zu lassen.

Der Hexenzirkel, in dem sie sich nun befand, wollte Schutz, und Schutz bedeutete Regeln, und Regeln bedeuteten Anpassung, und Mara spürte, wie sich in ihr eine Frage aufbaute, die nicht moralisch war, sondern existenziell: Anpassen oder auflehnen, verstecken oder sich zeigen, gehorchen oder die eigene Linie ziehen, auch wenn die Linie durch Sturm führt.

Denn der Sturm kam nicht als Wetter, sondern als Ereignis, als Verwerfung, als ein Aufbäumen der Grenze selbst, und an dem Abend, als der Himmel über Nimoria so niedrig hing, dass er die Baumwipfel zu berühren schien, hörten sie alle dieselbe Stimme in der Dunkelheit.

„Halbhexen“, sagte die Stimme, und das Wort war diesmal nicht Befreiung, sondern eine Drohung, weil es von etwas ausgesprochen wurde, das nicht dazugehören, sondern etwas besitzen wollte, und Mara fühlte, wie die Kugel in ihrer Hand zu pulsieren begann, als sei sie ein Herz, das schneller schlägt, weil es gejagt wird.

Aus dem Nebel traten Gestalten, deren Gesichter nicht klar waren, weil sie sich nicht vollständig in Nimoria zeigen mussten, und doch war ihre Präsenz schwerer als das Moos zu tragen imstande war – als schleppten sie alte Eide mit sich, und Mara sah, dass sie nicht nach Einzelnen in der großen Gruppe suchten, sondern nach der Linie der Magie selbst.

Der Zirkel stellte sich ihnen geschlossen entgegen, mit Zauberformeln und Worten, die Mara erst im Begriff war, zu lernen, und mit Zeichen, mit Licht, das wie Klingen in die Dunkelheit schnitt, und Mara spürte, wie ihre eigene Kraft sich meldete, zunächst zart, dann wild, unaufhaltsam, nur dass sie diesmal nicht in ihr flüsterte, sondern nach außen drängte, als müsse sie sich beweisen.

In diesem Kampf, der weniger ein Schlagen als ein Ringen um die magische Macht im Raum war, erkannte Mara, dass Magie nicht nur leuchtet, sondern auch lockt, und dass Verlockung gefährlich ist, weil sie sich wie Freiheit anfühlt, während sie dich in Wirklichkeit nur an eine fremde Hand bindet.

Ein Mann aus dem Zirkel, dessen Zeichen bereits vollendet war, verlor die Kontrolle, als er zu viel Kraft auf einmal zog, und sein Licht wurde zu einem grellen Weiß, das alles verschlang, bis es kippte und er fort war, und Mara begriff, dass Licht und Schatten nicht Gegensätze sind, sondern Übertreibungen derselben Quelle.

Sie spürte, wie in ihr zwei Bewegungen entstanden, die eine in Richtung nach innen, die andere nach außen, und zwischen ihnen lag eine Entscheidung, die sich nicht in Sätzen fassen ließ, weil

sie in Blut und Spiegelbild geschrieben wurde, in Loyalität und Freiheit, in der Frage, wem sie gehört.

Sairen rief nach Ordnung, nach dem Inneren des Zirkels, nach einer Verteidigungslinie, doch Mara hörte darunter die Angst, und Angst kann legitim sein, ohne dass sie Recht bekommt, und in Mara wuchs der Gedanke, dass ein Zirkel alle Mitglieder beschützen, aber auch ersticken kann, wenn er nur noch für Sicherheit lebt.

Als sich die dunklen Gestalten zurückzogen, blieb nicht Erleichterung, sondern ein bitterer Nachgeschmack, weil klar war, dass sie wiederkommen würden, und weil klar war, dass sie jetzt wussten, wie Mara wirkte, wie ihr Licht klang, wie ihre Halbheit sie markierte.

In den Tagen danach wurden die Diskussionen im Zirkel härter, und aus der Gemeinschaft wurde dann Politik, und aus der Politik erwuchs ein Druck, und Mara merkte, wie sehr jene, die sich schützen wollen, dazu neigten, Kontrolle für Fürsorge zu halten, bis niemand mehr atmen konnte. Mara begann danach, Nimoria allein zu erkunden, nicht aus Trotz, sondern aus Notwendigkeit, weil sie spürte, dass die Insel ihr selbst etwas sagen wollte, das kein Zirkel übersetzen konnte, und weil sie ahnte, dass der zweite Ruf sie nicht nur zur Prüfung, sondern zur eigenen Stimme rufen würde.

Im tiefsten Teil des Waldes fand sie eine Lichtung, auf der Asche lag, als hätte dort einst etwas gebrannt, das nicht Holz war, sondern eine Geschichte, und in der Asche steckte ein Stein, in den ein Name geritzt war, der nicht ihrer war und der doch ausgesprochen in ihr vibrierte.

Als sie den Stein berührte, sah sie Bilder: Halbhexen, die vor Jahrhunderten flohen, Zirkel, die sich spalteten, Wesen, die Nimoria bewachten, und Menschen, die die Insel fanden und sie ausbeuten wollten, und Mara begriff, dass ihre Gegenwart nur eine neue Runde in einem alten Spiel war, das sich immer so oder ähnlich abspielen wird.

Die Stimme in der Dunkelheit kam wieder, näher dieses Mal, und nun klang sie wie ein Angebot, wie ein Flüstern, das behauptet, es könne ihr helfen, halb zu sein, ohne verletzlich zu bleiben, und Mara spürte, wie sich die Verlockung wie warmer Honig in ihren Gedanken ausbreitete.

Sie kniete in der Asche, und das Zeichen an ihrem Handgelenk begann zu brennen, und sie verstand, dass die zweite Phase der Verwandlung nicht darin besteht, neue Kräfte zu lernen, sondern darin, zu entscheiden, welche Kräfte man nicht benutzen will, selbst wenn sie verfügbar sind.

Als sie zum Zirkel zurückkehrte, war in ihr eine neue Schärfe, keine klare Härte gegen die Gemeinschaft, sondern eine Klarheit, und sie sagte Sairen nicht offen, dass sie sich nicht binden ließe, doch ihr Blick hielt diesmal ihrem stand, als müsste die Welt lernen, dass auch Mara nun mächtiger geworden ist.

In der Nacht, als ein weiterer Sturm durch Nimoria ging und die Bäume wie Saiten klangen, stellte Mara die Kugel vor sich, ließ ihr eigenes Licht darin auftauchen und zog eine Linie zwischen dem, was sie schützen wollte, und dem, was sie nicht mehr ertragen konnte.

Der zweite Ruf war nun lauter, weil er nicht mehr fragte, ob sie als Halbhexe erwachte, sondern ob sie der Verantwortung standhielt, und Mara wusste, dass die Prüfung nicht da draußen war, bei den dunklen Gestalten und den alten Zirkeln, sondern in ihr, dort, wo Freiheit immer auch Einsamkeit bedeutet, wenn man eine Halbhexe ist und keiner Welt so richtig zugehörig war.

Dritter Ruf: Das Erbe aus Asche

Der letzte Ruf kam nicht als Schock, sondern als Licht in der Ferne, als etwas, das so klar ist, dass man nicht mehr diskutieren kann, und Mara spürte, wie sich in ihr ein Name formte, nicht der, den andere ihr gegeben hatten, sondern der, der ihr eigenes Gewicht trägt.

Nimoria hatte sich geöffnet, nicht wie ein Tor, das man bewacht, sondern wie eine Wunde, die nicht heilt, weil sie zur Wahrheit gehört, und in unserer Welt begannen Risse zu erscheinen, zunächst unscheinbar, als flackernde Spiegel, als fremde Vögel und als Träume, die zu präzise sind. Der Zirkel war inzwischen gespalten, weil Schutz und Freiheit selten lange in derselben Hand bleiben, und Sairen stand auf der Seite der Ordnung, während andere, darunter Mara, begriffen hatten, dass Ordnung ohne Seele nur ein schöner Käfig ist, der die Magie im Inneren langsam erstickt.

Die dunklen Kräfte waren nicht verschwunden, sondern sie hatten gelernt, geduldiger zu sein, und Geduld ist bei Feinden gefährlicher als eine offen geführte Wut, weil Geduld Zeit hat, dich zu beobachten, bis sie genau weiß, welche Knöpfe sie drücken muss, damit du selbst die Tür zu deinem Untergang öffnest.

Mara trug ihr Zeichen wie eine zweite Haut, und je klarer der Ruf wurde, desto weniger fühlte sie sich halb im Sinne eines Mangels, sondern halb im Sinne einer Brücke, und Brücken tragen, wenn sie sich nicht schämen, dass sie zwischen Ufern hängen.

In einem alten Teil Nimorias, jenseits des Waldes, lag eine Stadt aus Stein und Ruß, halb zerfallen, halb bewahrt, als hätte sie einen Brand überlebt, der nicht alles zerstören sollte, sondern etwas freilegen, und Mara wusste, dass hier das Erbe lag, von dem niemand gern spricht.

Die Asche, die sie vormals berührt hatte, war nicht nur eine Erinnerung, sondern das eine Material, denn in Nimoria bleibt Geschichte nicht im Kopf verhaftet, sondern im Boden, und wer die Asche betritt, tritt in das, was andere verloren haben, und verliert dabei unweigerlich ein Stück Unschuld. In den Ruinen fanden sie Schriftzeichen, die wie Narben in die Steine geschnitten waren, und diese Zeichen erzählten von Halbhexen, die einst glaubten, sie könnten beide Welten verbinden, bis

Menschen aus der wahren Realität kamen, angelockt vom Leuchten, und wie schon so oft in der Geschichte entstand aus Neugier Gier, aus Gier wurde Feuer.

Mara stand vor einem Torbogen, der schwarz von Ruß war, und im Schatten dieses Bogens hörte sie wieder die Stimme, die ihr Verlockungen geflüstert hatte, nur dass sie diesmal nicht schmeichelte, sondern forderte, weil sie spürte, dass Mara sich nicht mehr mit halben Antworten beruhigen lässt.

„Du bist die Erbin dieser Stätte“, sagte die Stimme, und Mara merkte, dass die Worte nicht romantisch waren, sondern schwer, weil ein Erbe immer auch bedeutete, dass man Dinge tragen muss, die man nicht verursacht hat, und trotzdem war man verantwortlich, weil man jetzt alles in die Hände gelegt bekommen hat.

In dieser Stunde begriff Mara, dass die Legende nicht darin bestand, den Feind zu besiegen, sondern darin, die eigene Rolle zu akzeptieren, ohne sich in ihr zu verlieren, denn Verantwortung war keine Krone, sondern ein Werkzeug, das man benutzen musste, auch wenn es in das eigene Fleisch und Selbstverständnis schnitt.

Die letzten Überlebenden des alten Zirkels, jene mit vollendeten Zeichen, hatten sich damals geopfert, um Nimoria zu schließen, und ihr Opfer war nicht heroisch im glänzenden Sinn, sondern verzweifelt, weil sie wussten, dass die Insel sonst zur Mine wird, aus der man Magie wie Erz herausbricht.

Nun, da Nimoria sich erneut für die Welt der Menschen geöffnet hatte, stand Mara vor der Entscheidung, ob sie erneut schließen, erneut opfern und aus Angst handeln sollte oder ob sie etwas Neues schaffen konnte, aus der Asche, aus sich selbst heraus, auf Basis einer Identität, die nicht mehr zwischen Welten zerreißt, sondern sie bewusst verbindet.

Der Zirkel der Ordnung forderte Grenzen, harte Regeln, Verbote, weil Verbote sich wie Sicherheit und Ausgrenzung anfühlen, und die dunklen Kräfte wollten das Gegenteil, eine Öffnung ohne Verantwortung, weil Macht ohne Verantwortung immer zuerst die Schwächsten frisst, und Mara sah, dass beide Wege in eine Form von Unterwerfung führen würden.

Sie suchte die Stätten Nimorias selbst auf, nicht die Orte, sondern das Bewusstsein der Insel, das sich in Quellen, in Steinringen und Krähenaugen spiegelte, und in einer Nacht, in der der Himmel wie Glas über den Ruinen hing, trat sie an einen Spiegel aus schwarzem Wasser, der älter war als jedes Wort.

Im Spiegel sah sie nicht mehr nur zwei Schatten, Mensch und Magie, sondern ein Drittes, das aus ihrer Entscheidung bestand, weil Identität nicht einfach Herkunft ist, sondern Haltung – und Haltung ist das, was bleibt, wenn du alles andere verlierst.

Sie sprach ihren eigenen Namen, nicht den, den die Krähe gerufen hatte, sondern den, den sie in sich gefunden hatte, und dieser Name war nicht neu, sondern endlich, als hätte er immer gewartet, bis sie ihn tragen kann, ohne sich dafür zu entschuldigen.

Als Mara den Namen aussprach, antwortete Nimoria mit Licht, nicht blendend, sondern tragend, und die Kugel, die einst milchig gewesen war, wurde klar, und in ihrem Innern flackerte kein fremdes Feuer mehr, sondern das ruhige Leuchten einer Macht, die nicht mehr beweisen muss, dass sie existiert.

Die dunklen Kräfte kamen, weil sie spürten, dass etwas sich auf eine finale Entscheidung zubewegte, und diesmal war es kein Überfall aus Nebel, sondern ein Aufmarsch aus Absichten und Versprechen, aus Drohungen und Wut, und Mara spürte, wie jeder Satz, den sie je über Freiheit gedacht hatte, nun Gewicht bekam.

Sairen trat mit den Ordentlichen an, kam mit Zeichen, die wie Ketten wirkten, und sie bat Mara um Unterordnung, um das alte Muster zurückzugewinnen, doch Mara sah in Sairens Augen keine Bosheit, sondern Angst, und Mara wusste, dass Angst nicht der Maßstab sein darf, wenn man die eigene Zukunft baut.

Mara stellte sich zwischen beide Seiten, nicht als Richterin über Wahrheit und Fehler, sondern als Brücke, und sie hob die Kugel, nicht wie eine Waffe, sondern wie ein Zeugnis, und sie sprach von Asche, von dem, was verbrannt wurde, weil niemand eine Linie ziehen wollte, die nicht aus Verboten bestand.

Sie erklärte, dass Nimoria keine Beute ist, aber auch keine Festung, sondern ein Reich, das nur dann eine strahlende Zukunft bekommt, wenn die Halbhexen nicht mehr Suchende oder Fliehende sind, sondern Gestaltende, Erbinnen und Erben, die sich daran erinnern, was es heißt, zwischen den Welten geboren zu sein.

Dann tat sie etwas, das in keinem weißen Buch stand, weil es keine Technik war, sondern Mut bedurfte: Sie öffnete die Risse zwischen den Welten nicht weiter, aber sie schloss sie auch nicht brutal, sondern sie webte sie um, wie man eine Wunde näht, damit sie nicht wieder aufreißt.

Das Licht, das dabei entstand, war nicht rein, sondern gemischt, wie Morgengrauen nach einem Brand, und in diesem diffus wirkenden Licht verloren die dunklen Kräfte ihre klare Angriffsfläche, weil sie von Halbheit lebten, von der offen geführten Spaltung, von grassierender Scham, und Mara gab ihnen das Einzige, was sie nicht ertragen konnten: eine Identität, die nicht mehr zerrissen ist. Ein Teil des Zirkels kniete, nicht vor Mara, sondern vor dem Gedanken, dass Ordnung auch offen gestaltet sein kann, und Sairen weinte, weil sie begriff, dass Kontrolle nicht gleich Fürsorge ist und dass ein sicherer Käfig trotzdem ein Käfig bleibt.

Als der Sturm um sie herum und in ihnen abebbte, lag Asche auf den Steinen, aber die Asche war nicht mehr nur Ende, sondern der Anfang, weil aus ihr kleine, silbrige Keime sprossen, als würde

Nimoria selbst sagen wollen, dass Hoffnung nach der Dunkelheit nicht naiv ist, sondern notwendig, wenn man in eine neue Zukunft weitergehen will.

Mara ging derweil nicht mehr zurück in ihr altes Leben, nicht weil es verachtet werden musste, sondern weil es nicht mehr zu ihr passte, und sie ging auch nicht fort von der Welt der Menschen, weil Brücken nicht existieren, um eine Seite zu verlassen, sondern um beide Seiten zu verbinden und zu verändern.

Die Krähe saß am Rand der Ruinen, sah sie an, hielt den Blick zu lange, doch diesmal war der Blick kein Ruf mehr, sondern Anerkennung, als hätte der Vogel nur darauf gewartet, dass Mara den letzten Schritt geht, der keine Rückkehr kennt, weil er kein Weg weg ist, sondern ein Weg hinein.

So wurde aus Magie Wirklichkeit, nicht als Zaubertrick, sondern als Entscheidung, und aus Spaltung wurde Identität, nicht als Etikett, sondern als gelebte Linie, und Nimoria bekam eine Zukunft, nicht durch mutige Helden, sondern durch jene, die gelernt haben, halb und halb zu sein, ohne nur die eine Hälfte davon zu leben.

Glorimirs Wagnis

Es war einmal in den moosumwachsenen Hügeln von Graubach, wo das Klopfen der tönernen Schmiedehämmer nie ganz verklang und das Summen der Gärtröge selbst durch dickste Steinwände sickerte, dass ein Zwerg namens Glorimir Silberklopf, dessen eigentümliche Leidenschaft für wallende Stoffe, glatte Zwergenhaut und melodische Sprachen schon bald als das Dorfgespräch sämtlicher Nachbarn galt, die ihre Augenbrauen regelmäßig höher zogen, als ihre Stirn es eigentlich zuließ.

Während seine Brüder und Schwestern Bärte flochten, Bartlängen maßen oder an hitzigen Debatten über die ideale Bartdicke teilnahmen, saß Glorimir am liebsten auf einem bemoosten Stein nahe dem Brunnen und betrachtete sein Gesicht in einem polierten Metallschild, während er sorgfältig versuchte, mit einem geschärften Obsidiansplitter jede auch nur ansatzweise aufkeimende Haarfaser zu entfernen, was nicht nur blutige, sondern auch erstaunlich lautstarke Ergebnisse brachte, da Glorimir trotz seiner Wünsche nach elfischem Aussehen noch über eine sehr zwergische Schmerzreaktion verfügte.

Sein Wandel begann in jener Nacht, als ein dichter Nebel durchs Tal kroch und Glorimir, der wegen eines schlecht verträglichen Pilzeintropfs ohnehin nicht schlafen konnte, plötzlich eine zarte Gestalt sah – so licht und leise, dass selbst das Flattern der Eulenflügel hinter ihr wie das Poltern eines Titanhammers klang –, und diese Gestalt, eine Elbin mit Haaren wie fallender Sternenstaub, ihn mit durchdringendem Blick ansah, während sie flüsterte: „Du bist nicht aus Stein geformt, Glorimir... du bist aus Licht gesponnen... du bist einer der Unsichtbaren – du bist einer von uns.“ Seit diesem Traum (der, wie seine Schwester Branda Silberklopf später mit verschränkten Armen vermutete, sehr wohl auch von dem seltsamen Wurzeltee des alten Kröten-Barrak stammen konnte) war für Glorimir nichts mehr wie zuvor, denn fortan sprach er in der Sprache der Elben, jedenfalls soweit ihn das Buch „Elbisch – Gesänge der hohen Hügel“ lehrte, das er von einem herumfahrenden, sehr zwielichtig wirkenden Händler für teure Münze erstanden hatte, und zudem trug er Gewänder, die aus Farnfasern und Nachtblumenseide gefertigt waren und im Wind so sanft flatterten, als würden sie das Lied des Windes nachpfeifen.

Seine Gänge durch das Dorf wandelten sich ebenso: Wo einst kräftige Schritte auf hartem Stein hallten, tänzelte nun eine kleine, rundliche Gestalt in übergroßen Schnürsandalen mit aufgesetztem Würdeblick und dem gestrengen Versuch, so zu wirken, als schwebte sie leichtfüßig durch das Sonnenlicht, obwohl sie in Wahrheit mit jedem zweiten Schritt in Wurzeln hängenblieb oder sich mit der Tunika in Ziegenzäunen verfang – doch das fing Glorimir mit einer Chuzpe auf, die ihresgleichen suchte.

Die anderen Zwerge, allen voran Gunddrum Eisenwange, der Älteste des Steinmetzzirkels und dreifache Träger des Titels „Bart der steinernen Götter“, betrachteten diese Entwicklung mit zunehmender Sorge, die sich in langen Besprechungen mit viel Stirnreiben und Axtwerfen äußerte, doch da Glorimir niemandem etwas zuleide tat – außer den Ästheten des Bartclubs – beschloss man, ihn schlicht in der Schublade der Besonderen einzuordnen, einer Kategorie, die sonst nur für Trankmischer mit Hornhaut am dritten Auge oder für Tiere galt, die versuchten, auf zwei Beinen zu laufen.

Seine Schwester Branda Silberklopf, eine explosive Mischung aus gutmütiger Toleranz und stets mit Zündstein bewaffneter Direktheit, verteidigte ihn regelmäßig gegen Spott und skeptisches Naserümpfen, indem sie erklärte, dass selbst ein glatzköpfiger Zwerg mit Hang zur Poesie, schöner wohlklingender Sprache und Selbstrasur am Ende des Tages noch ein besseres Herz habe als mancher Haudraufzwerge voller Stolz und Pickelhaut, und dass es keine Schande sei, anders zu sein, solange man das eigene Anderssein mit Würde trage.

Doch Glorimir war nicht zufrieden mit einer bloßen Duldung – nein, sein Herz sehnte sich nach Zugehörigkeit – doch nicht zu den Zwergen –, sondern nach Anerkennung durch jene, deren Gang so lautlos war wie der Fall eines Blattes und deren Gesang selbst Steine zum Weinen bringen konnte, weshalb er beschloss, sich auf den Weg zur Großen Elbenversammlung im Nebelwald zu machen, um endlich als Glorimir Celebrían – was in seinem gebrochenen Elbisch angeblich „Lichtgeborener aus bartfreiem Ursprung“ hieß – in den Kreis der Hohen Lichter aufgenommen zu werden.

Mit zitternder Aufregung, frisch duftend nach Waldbeerenöl und mit einem Kranz aus Nachtveilchen auf seinem schimmernden, glattpolierten Schädel, betrat er die heilige Lichtung, in deren Mitte ein weißer Baum wuchs, der angeblich aus dem Atem des ersten Dämmerlichts entstanden war, und verbeugte sich tief, wobei sich sein Tunikaärmel in einer Wurzel verfang, was das Aufstehen zu einer gewagten Aktion werden ließ.

Er hob die Arme, lächelte selig und sprach: „Ai lairë, mellyen! Calima nai!“, was – seiner Vorstellung nach – eigentlich heißen sollte: „Seid begrüßt, geliebte Freunde! Möge Licht auf euch scheinen!“, allerdings in Wahrheit eher bedeutete: „Hallo Freude! Hell sollt ihr sein!“, was die Elben höflich mit gemessener Stille quittierten, während sich einige unter ihnen langsam hinter kunstvoll verschlungenen Ästen zurückzogen, vermutlich aus Rücksichtnahme, aber möglicherweise auch, um ihre Irritation über den zwergischen Fremdling nicht zu zeigen.

Dennoch überreichte ihm der Anführer der Elfen eine Brosche in Form eines Blattwirbels, sprach Segensworte, die so freundlich wie unkonkret waren, und bat ihn, seinen besonderen Weg weiterzugehen – fernab des heiligen Hains, aber stets mit dem Wissen, dass jeder, der dem Lied

des eigenen Herzens folgte, ein würdiger Träger des hell erstrahlenden Lichts sei, ganz gleich, wie viele Haarwurzeln dabei auf der Strecke blieben.

So kehrte Glorimir zu den Seinigen zurück, ein wenig zerstoichen von den Ranken und Dornen, durch die er im Dunkeln hindurchmusste, und doch innerlich erfüllt, denn in seinen Augen hatte er nun die Bestätigung erhalten, dass er nicht verrückt, sondern einfach nur anders war – ein Leichtfüßiger unter Schwerfüßigen, ein Glänzender unter Mattierten, ein Zwerg, der sein Herz an die Bäume angeschmiegt hatte.

Das alles änderte nichts daran, dass die anderen Zwerge ihn weiterhin als besonders ansahen, doch inzwischen konnte Glorimir für sich selbst die Frage beantworten, ob ihn das störte oder nicht – und immer, wenn er Zweifel hatte, dass der Weg doch nicht der richtige war, den er eingeschlagen hatte, dann sumnte er die Melodien aus jener Nacht im Nebelwald und fühlte sich augenblicklich seinen Geschwistern im Geiste wieder näher.

Noch heute sieht man ihn beim wiederkehrenden Sternenlied-Abend auf dem Dorfplatz von Graubach, wo er gemeinsam mit Branda Silberklopf und einigen neugierigen Nachbarzwergen Geschichten erzählt, Pflanzenkränze flechtet und sich nicht beirren lässt, wenn jemand meint, dass Elbengewänder albern aussähen – denn wer einmal im Schatten eines Baums mit Elfen gestanden hat, lässt sich vom Spott gewöhnlicher Zwerge nicht mehr das Licht aus dem Herzen pusten.

Skolvag

Skolvag war ein Ork, und dass dies zunächst einmal nichts Besonderes war, konnte in einer Welt als nüchterne Feststellung gelten, in der die eigene Zugehörigkeit zum Gewaltapparat meist als biologische Tatsache ignoriert wurde.

In der Armee des Schwarzen Horns trugen sie alle denselben Kiefer, ähnliche Narben und die gleichen Vorstellungen davon, wie man sich Ruhm im Kampfgetümmel verdiente und worin ein erfüllter Tag bestand: töten, fressen, schlafen, erneut töten – ein Zyklus ohne Unterbrechung und mit der Beharrlichkeit eines Naturgesetzes.

Auch Skolvag fügte sich dieser Ordnung zunächst ohne sichtbare Reibung; er trug die gleiche zerbeulte Rüstung wie die anderen, den gleichen blechernen Stachelgurt und hatte eine ähnlich vorgebeugte Körperhaltung, als wüsste sein Körper längst, dass Denken unter Druck keine Option, sondern ein Risiko war.

Dennoch lag eine Abweichung in ihm – keine äußerliche, keine, die man mit bloßem Auge erkennen konnte, aber eine, die in jenen seltenen Momenten der Stille zu keimen begann, wenn sich zwischen zwei Marschbefehlen ein Gedanke in die Routine schob.

Dieser erste Gedanke – klein, klar und massiv unbequem – kam in der Schlammgrube hinter dem Proviantzelt zur Welt, während Skolvag mit einem Stock in den Leib eines toten Dachs stocherte, nicht aus Hunger oder Neugier, sondern weil ihn der Anblick eines stillen Todes auf seltsame Weise aus dem Konzept brachte.

Da lag nichts Edles, nichts Erhebendes in der Verwesung; der Kadaver stank, die Fliegen summten um ihn herum, und Skolvag fragte sich, warum er sein ganzes Leben darauf gedrillt worden war, genau solche Szenarien als Triumph zu empfinden.

Er sprach mit niemandem darüber, weil schon das Formulieren einer Frage in seinem Umfeld als intellektuelle Provokation gegolten hätte, doch die Gedanken, einmal in seinem Hirn angestoßen, ließen sich nicht mehr aufhalten, sondern kreisten wie Aasgeier um einen unsichtbaren Bruch in seinem Innersten.

Er begann, Dinge aufzuschreiben – mit Holzkohle auf Stoffresten, heimlich, fragmentarisch und unsicher –, Worte wie „Zweck“, „Zyklus“, „Verlust“; Begriffe, die im Ork-Vokabular eigentlich nicht vorkamen und daher doppelt gefährlich wirkten, wenn jemand die Zusammenhänge verstand. Die anderen Orks in seiner Rote bemerkten es natürlich – erst mit verlegenen Blicken, dann mit laut ausgesprochenen Spitznamen wie „Schreiberling“ oder „Zweifler“, was in dieser Armee ungefähr so schwer wog wie ein Anklagepunkt wegen Feigheit vor dem Feind.

Skolvag reagierte nicht auf die Reizungen, sondern beobachtete weiter, sammelte offensichtliche Widersprüche: wie oft man in den Kampf zog, ohne zu wissen, was das eigentliche Ziel war, wie

viele von ihnen getötet wurden für Symbole, die niemand erklären konnte, und wie selten überhaupt jemand fragte, ob es andere Möglichkeiten geben könnte – was de facto gegen null ging. Skolvag hatte nicht immer gezögert. Es gab eine Zeit, nicht lange zurückliegend, in der er durch Feuer ging wie durch flachen Nebel, mit einem Griff an der Waffe, der so fest war wie seine Überzeugung, dass der Feind nichts anderes verdiente als zerschmettert zu werden.

Damals, bei der Erstürmung von Merkrall, hatte er mit bloßen Händen einen Mann entwaffnet, ihn zu Boden gerissen und ihm dann, wie es der Kodex verlangte, das Genick gebrochen, ohne Zorn, ohne Hast – nur mit jener funktionalen Härte, die man ihm beigebracht hatte wie Menschen das Alphabet.

Er erinnerte sich nicht an das Gesicht dieses Mannes, aber an das Geräusch, das der Körper beim Aufprall gemacht hatte – ein dumpfes, schmatzendes Ende –, und daran, dass einer seiner Kameraden danach gelacht hatte, während Skolvag unwillkürlich den Kopf weggedreht hatte, obwohl das damals niemand bemerkte.

Diese Regung – so geringfügig sie gewesen war – hatte in ihm nachgeklungen, leise zunächst, fast wie eine nervöse Muskelzuckung im Bewusstsein, die man ignorierte, weil sie nur kurz störte, aber nicht weil sie gefährlich war.

Doch dann kamen weitere Schlachten: die Bresche von Skorn, das Niederbrennen der Mühle von Trelg, das Aufspießen des fliehenden Reiters bei Nacht, dessen Pferd gestürzt war – und jedes Mal blieb ein Detail zurück, eine Erinnerung, die sich nicht in Ruhm oder Tapferkeit übersetzen ließ, sondern an Skolvags Haut haftete wie Brandgeruch nach dem Rückzug.

Er erinnerte sich an einen Jungen, vielleicht fünfzehn, kaum bewaffnet, der vor ihm gestanden hatte mit weit aufgerissenen Augen und zitternden Händen, zu schwach zum Kämpfen, aber zu stolz zum Knien, und daran, wie sein Kommandant gebrüllt hatte: „Mach es ordentlich!“

Er hatte gehorcht, weil man gehorchte, weil der Befehl das letzte Wort war – aber in den Nächten danach hatte er diesen Moment wieder und wieder gesehen, als sei etwas in ihm zurückgeblieben, das sich nicht begraben ließ.

Lange hatte er geglaubt, es handle sich um eine Schwäche, die er ignorieren muss. Später begann er zu verstehen, dass es ein Anfang war. Kein Bruch, aber eine Risslinie – jene Art von Riss, die zuerst nur an einer Ecke zieht und dann unter einem ganzen Gebäude hervorkommt.

Als er heute im Lager saß und seine Kameraden sich Geschichten von abgetrennten Gliedmaßen und aufgebrochenen Brustkörben erzählten, merkte er, wie er sich innerlich entfernte – nicht aus Verachtung, sondern weil ihm der Sinn abhandengekommen war, der diesen Erzählungen einst ihre Struktur und den positiven Nachhall gegeben hatte.

Er hörte sie noch lachen, wenn einer beschrieb, wie er einem Magier das Rückgrat aus dem Leib gezogen hatte – aber es war, als hörte er durch Wasser zu ihm dringen, Laute, die nicht auflösbar waren und keinen Sinn ergaben.

Skolvag wusste, dass er sich selbst nicht retten konnte, indem er sich über andere erhob; er war Teil davon gewesen, war es noch, und vielleicht würde er es für immer bleiben. Doch etwas in ihm hatte begonnen, das Ganze zu durchbohren – nicht mit dem Schwert, sondern mit der Frage: Warum?

Es war keine rhetorische Frage. Es war eine Frage mit Gewicht, mit Folgen, die Konsequenzen haben würden, auf ihn und auf seine Umgebung.

Und je öfter er sie stellte – zuerst nur still, später fast wie ein Mantra –, desto deutlicher wurde ihm, dass er allein mit diesem Bedürfnis nach Sinn in einer Umgebung war, in der Sinn durch Lärm ein Äquivalent gefunden hatte.

Er hatte gehofft, irgendwo bei dem einen oder anderen auf Verständnis zu stoßen, vielleicht heimlich, vielleicht bei jenen, die nachts wacher lagen, als sie vorgaben, doch selbst die leisen Gespräche endeten meist in Schulterzucken oder dem Satz: „Dafür sind wir nicht gemacht.“

Vielleicht stimmte das. Vielleicht war er nicht gemacht für das, was er geworden war, wozu er sich entwickelt hatte.

Und doch trug er die Spuren dieser Vergangenheit – in seinen Händen, in seinem Blick, in der Art, wie er beim Geräusch gezogener Klingen unwillkürlich zusammenzuckte, nicht aus Angst, sondern aus Widerwillen gegen die Wiederholung.

In stillen Momenten stellte er sich manchmal vor, wie es wäre, etwas aufzubauen statt niederzureißen, etwas zu bewahren anstatt martialisch zu beenden – nicht aus Naivität, sondern aus Erschöpfung; nicht weil er glaubte, die Welt sei gut, sondern weil sie schlechter wurde mit jedem Tag, an dem niemand etwas anderes versuchte.

Es gab keine Ideologie in seinem Zweifel, keine Religion, keine Philosophie – nur die nüchterne Feststellung, dass das, was er tat, nicht mehr mit dem übereinstimmte, was er dachte und fühlte.

Und diese Differenz, so leise sie begann, war am Ende größer als jede Mauer, gegen die er je angestürmt war, um sie niederzureißen.

**

Der Angriff auf die westlichen Reiche war seit Monaten vorbereitet worden, galt als entscheidender Schlag gegen den Feind, und die Stimmung im Lager wurde mit jedem Tag gereizter, aufgeladener und aggressiver – eine Mischung aus Anspannung und Blutgier.

Der General ließ sich von seinen Orks feiern, brüllte auswendig gelernte Parolen über Ehre, Treue und Opferbereitschaft in den Himmel, während Skolvag in der zweiten Reihe stand, die Axt in der Hand, aber mit einem innerlich abwesenden Blick, der sich auf einen ganz anderen Horizont richtete.

Er dachte an den Satz, den er zwei Nächte zuvor in seine Stofffetzen geritzt hatte: Wer entscheidet, wer der Feind ist? – ein Gedanke, so schlicht wie gefährlich, denn er stellte die ganze archaische Ordnung in Frage – und vor allem: ohne Antwort für ihn.

Als der Befehl zum Angriff unmittelbar bevorstand, ließ Skolvag die Axt nicht in den Gegner fahren, sondern auf den Boden sinken – eine Bewegung ohne Zögern, beinahe beiläufig, die trotzdem mehr Erschütterung auslöste als jedes Kriegshorn.

Der Ork rechts von ihm, ein bulliger Typ namens Rarg, starrte ihn an, als hätte er soeben eine neue Krankheit entdeckt – eine, die sich über Blicke und Zweifel übertrug, nicht über Blut oder Bisse.

„Du bist doch nicht krank, oder?“

Skolvag schüttelte nur den Kopf, langsam, ruhig, beinahe bedauernd.

„Dann was?“

„Ich weiß nicht, warum ich das tun soll. Ich habe keine persönliche Feindschaft mit denen dort.“

„Das ist Krieg!“

Skolvag hob eine Augenbraue und schwieg, denn ja, es war Krieg, aber nicht seiner.

**

Man zerrte ihn vor das Offizierszelt, wo die Offiziere – ratlos und empört zugleich – nicht verstanden, was dieser Ork da überhaupt infrage stellte.

„Du hast zu viel gedacht“, sagte der Hauptmann schließlich.

„Vielleicht“, sagte Skolvag.

Man zwang ihn aufs Schlachtfeld – ohne Waffe, nur mit seinen bloßen Händen sollte er Menschen töten.

Als die Reihen aufeinandertrafen, stand Skolvag still – ihm gegenüber ein Ritter, jung, zögerlich.

„Ich glaube, wir gehören nicht hierher.“

„Das dachte ich mir eben auch, als ich dich und dein wahres Ich erkannte.“

Sie verteidigten sich, Rücken an Rücken, aber schlugen nicht zu, wenn sie nicht angegriffen wurden.

„Was jetzt?“

„Jetzt werden wir für beide Seiten zum Problem.“

„Das ist kein Plan.“

„Brauchen wir denn einen?“

Ob Skolvag oder der unbekannte, junge Ritter überlebten, weiß niemand.

Postulate über Zeitreisen

1. Zeit scheint messbar zu sein.
2. Zeit läuft konstant voran.
3. Für jemanden, der sich durch den Raum bewegt, kann Zeit anders gemessen werden als für jemanden, der sich nicht durch den Raum bewegt.
4. Für eine Veränderung der Bewegungsgeschwindigkeit, die in einer gewissen Zeit vollbracht werden kann, muss die Raumzeit verändert werden.
5. Zeitreisen sind nicht möglich.
6. Für den Betrachter einer Position X in einer nicht gekrümmten Raumzeit erscheint die Veränderung einer anderen Person zu Position Y entweder als Verkürzung oder als Verlängerung der Zeit.
7. Weiße Löcher können die Raumzahlen so stark krümmen, dass in ihnen die Zeit gefühlt stehen bleibt.
8. Die Raumzeit kann so stark gekrümmt werden, dass die Veränderung des Raumes in nahezu kurzer Zeit geschieht, maximal bis zu einer Geschwindigkeit der Lichtgeschwindigkeit.
9. Bezugnehmend auf Punkt fünf sind diese Veränderungen des Raumes in kürzerer oder längerer Zeit keine Reisen durch die Zeit, sondern lediglich durch den Raum.
10. Die Vermutung liegt nahe, dass die zurückliegende Zeit nicht in allen Dimensionen gespeichert wird.
11. Daraus resultiert, dass eine Reise zurück in die Vergangenheit nicht möglich erscheint.
12. Eine Quasi-Reise in die Zukunft jedoch ist technisch denkbar, wenn eine Person, die sich in der gekrümmten Raumzeit bewegt, einer Verlangsamung der Zeit unterliegt.
13. Eine so massereiche Gravitation würde allerdings alles vernichten, was in die Nähe kommen würde.
14. Es wird nicht davon ausgegangen, dass Wurmlöcher für Zeitreisen offenstehen, da sie selbst in ihrer Instabilität zu schwarzen Löchern werden.
15. Ein Objekt, das sich relativ zu einem festen anderen Objekt bewegt, erfährt weniger Zeit.
16. Wenn sich ein Objekt so schnell bewegt, dass es in Richtung der Lichtgeschwindigkeit unterwegs ist, entsteht so viel Gravitation, dass die Krümmung der Raumzeit zu einem nennenswerten Unterschied führt.
17. Diese Massenzunahmen bergen ein hohes Risiko für die eigene Vernichtung.
18. Will man sich also nicht vernichten, ist eine Zeitreise nicht möglich – will man sich vernichten, ebenso.

Das Tor zum Wohin eigentlich?!

Sie waren beide sechzehn, was in diesem Sommer weniger eine Altersangabe als ein Zustand war, ein Schwebestadium zwischen übertriebener Selbstsicherheit und kindlicher Hoffnung, und als sie an diesem Nachmittag im stillgelegten Steinbruch standen, den alle Erwachsenen mieden, weil er angeblich einsturzgefährdet war, fühlte sich dieser Ort für sie wie eine Einladung an, die ausdrücklich nicht für sie gedacht war.

Der Steinbruch lag da wie ein vergessenes Argument in einer Diskussion, die niemand mehr führen wollte, mit seinen scharfkantigen Felswänden, den Pfützen aus Regenwasser, die so still waren, dass sie den Himmel nachzuahmen schienen, und einem großen, ovalen Steinblock in der Mitte, der weder natürlich noch eindeutig künstlich wirkte und deshalb sofort ihre Aufmerksamkeit auf sich zog.

Jonas, der grundsätzlich davon überzeugt war, dass das Universum ihm kleine Hinweise zuspielte, wenn er nur genau genug hinsah, blieb vor diesem Stein stehen, legte den Kopf schief und sagte mit jener Stimme, die er sonst nur benutzte, wenn er Verschwörungsvideos zusammenfasste, dass dies hier ganz eindeutig ein Portal sei, egal was alle anderen sagen würden.

Leonie, die sich selbst als skeptisch, realistisch und wissenschaftlich interessiert bezeichnete, obwohl sie gleichzeitig fest davon ausging, dass ihr Toaster morgens absichtlich langsamer arbeitete, um sie zu ärgern, verschränkte die Arme, betrachtete den Stein und spürte dennoch dieses unangenehme Kribbeln, das immer dann auftrat, wenn etwas lächerlich klang, sich aber innerlich verdächtig richtig anfühlte.

Sie begannen, um den Stein herumzugehen, wobei jeder Schritt kleine Steinchen löste, die klackernd nach unten fielen, und während sie diskutierten, ob Portale eher rund oder eckig sein müssten, ob sie summen oder vibrieren sollten und ob man sie anfassen durfte, entstand ganz selbstverständlich die Überzeugung, dass man etwas tun müsse, um dieses Ding zu aktivieren.

Jonas schlug vor, den Stein gleichzeitig an vier verschiedenen Stellen zu berühren, weil er irgendwo gelesen hatte, dass außerirdische Technologien auf symmetrische Eingaben reagierten, worauf Leonie erwiderte, dass sie nur zwei Hände hätten, sie aber theoretisch auch den Fuß einsetzen könnten, was sich jedoch sofort als dumme Idee herausstellte.

Als nichts passierte, versuchten sie es mit Sprache, zunächst mit Latein, weil das in Filmen immer gut funktionierte, dann mit erfundenen Zaubersprüchen, die aus einer Mischung aus Schulfranzösisch, schlechten Fantasy-Romanen und reiner Verzweiflung bestanden, während der Stein weiterhin so unbewegt blieb wie ein Beamter kurz vor Feierabend.

Irgendwann setzte sich Jonas auf den Boden, starrte den Stein an und begann laut darüber nachzudenken, wohin ein solches Portal führen könnte, wenn es denn irgendwann beschließen

sollte, seine Existenz zu rechtfertigen, und er sah sich selbst bereits im Mittelalter, wie er versuchte, mit einem Handy ohne Empfang Eindruck zu schinden.

Leonie übernahm den Gedanken und malte sich aus, wie sie durch das Portal in eine ferne Zukunft fallen könnte, in der die Menschen endlich verstanden hatten, wie man ordentliche Matheaufgaben schreibt, während fliegende Busse über sauber organisierte Städte glitten und niemand mehr behauptete, man brauche das später sowieso nie.

Sie steigerten sich hinein in diese Möglichkeiten, sprachen über alternative Zeitlinien, in denen Dinosaurier nie ausgestorben waren, über Parallelwelten, in denen ihre Eltern plötzlich total cool waren, und über fremde Planeten, auf denen Aliens vermutlich auch nur darüber diskutierten, warum ihre eigenen Teenager ständig komische Dinge taten.

Mit zunehmender Begeisterung drehte sich die Frage um, denn wenn man irgendwohin gehen konnte, dann konnte auch etwas oder jemand hierherkommen, und Jonas stellte sich vor, wie ein römischer Legionär durch das Portal stolperte, irritiert auf den Steinbruch blickte und sofort versuchte, Leonies Rucksack als feindliche Ausrüstung zu konfiszieren.

Leonie hingegen sah eher die Gefahr, dass ein hyperintelligentes Alienwesen auftauchen könnte, das sofort erkannte, wie chaotisch die Menschheit organisiert war, und aus purer Überforderung beschloss, den Planeten gleich wieder zu verlassen, nachdem es kurz „Nein danke“ gesagt hatte.

Diese Vorstellung fanden sie beide so lustig, dass sie lachen mussten, was im Steinbruch seltsam widerhallte und ihnen für einen Moment das Gefühl gab, beobachtet zu werden, als hätte der Stein ihre Gedanken durchaus verstanden, sich aber noch nicht entschieden, ob er darauf reagieren sollte. Sie versuchten es mit Technik, hielten ihre Smartphones an den Stein, machten Fotos, Videos und sogar einen Livestream mit exakt zwei Zuschauern, die beide fragten, warum sie in einem Steinbruch seien und ob sie nichts Besseres zu tun hätten, was Jonas als typischen Beweis für die Ignoranz der Masse wertete.

Leonie klopfte schließlich gegen den Stein, erst vorsichtig, dann entschlossener, und erklärte dabei halb ernst, halb ironisch, dass Portale vielleicht einfach höfliche Aufforderungen bräuchten, woraufhin Jonas den Stein förmlich anschrte, er solle jetzt endlich funktionieren, weil sie sonst völlig umsonst hier gewesen seien.

In einer kurzen, sehr ernsten Pause überlegten sie, was passieren würde, wenn das Portal plötzlich tatsächlich aufginge, ob sie bereit wären, hindurchzugehen, ob man seinen Eltern einen Zettel hinterlassen müsste und ob es schlimmer wäre, in der Vergangenheit oder in der Zukunft zu verschwinden.

Jonas meinte, Vergangenheit sei gefährlicher, weil man aus Versehen etwas verändern könnte, während Leonie argumentierte, dass die Zukunft mindestens genauso riskant sei, weil man dort

möglicherweise herausfände, dass alles, was man sich erhoffte, am Ende doch wieder nur kompliziert geworden war.

Sie stellten sich vor, wie historische Figuren durch das Portal auftauchten, wie Napoleon verwirrt nach der nächsten Steckdose fragte, wie Kleopatra Influencerin geworden wäre und wie irgendein mittelalterlicher Bauer völlig begeistert von Tiefkühlpizza gewesen wäre, was sie beide zu dem Schluss brachte, dass Zeitreisen vermutlich unterschätzt wurden.

Als die Sonne langsam tiefer stand und das Licht den Stein in ein warmes Orange tauchte, wirkte er plötzlich weniger wie ein Portal und mehr wie ein ganz normaler Stein, was sie kurz enttäuschte, ihnen aber gleichzeitig dieses seltsame Gefühl gab, etwas Wichtiges erlebt zu haben, auch wenn nichts passiert war.

Jonas sagte schließlich, dass vielleicht nicht der Stein das Portal sei, sondern der Ort selbst, dieser Steinbruch, der Raum für all diese Gedanken geöffnet habe, und Leonie lachte ihn aus, obwohl sie insgeheim dachte, dass das überraschend klug klang für jemanden, der eben noch einen Stein angeschrien hatte.

Sie machten sich auf den Rückweg, warfen immer wieder Blicke zurück und überlegten, ob sie morgen wiederkommen sollten, vielleicht mit einer Taschenlampe, einem alten Buch oder einem Opfer in Form eines Müsliriegels, weil man bei Portalen schließlich nichts unversucht lassen durfte. Während sie gingen, waren sie sich einig, dass das Portal vielleicht nie aufgehen würde, dass aber allein die Vorstellung von all den Möglichkeiten, den fremden Welten, den absurden Begegnungen und der Idee, dass mehr existieren könnte als das, was man jeden Tag sah, diesen Nachmittag zu etwas Besonderem gemacht hatte.

Irgendwo hinter ihnen stand der Stein weiterhin still, vollkommen unspektakulär, aber vielleicht, nur vielleicht, ein klein wenig beleidigt darüber, dass niemand ihm die Chance gegeben hatte, tatsächlich etwas wirklich Seltsames passieren zu lassen.

Verstärkungsfaktor Null

Im Jahr 2080 war es längst keine Metapher mehr, wenn man sagte, ein Mensch habe „sein Leben in die Cloud geladen“, denn das Verfahren, das man im allgemeinen Sprachgebrauch noch immer Upload nannte, obwohl es physikalisch eher eine mehrstufige Transformation aus neurochemischer Dynamik, synaptischer Topologie und zeitaufgelöster Feldrekonstruktion war, bestand aus einer Kaskade von Messungen und iterativen Verifikationen, die so viel Hardware verschlang wie früher ein Rechenzentrum, und zugleich so viel Präzision verlangte wie eine Herzoperation bei Schwerelosigkeit.

Der Kern der Technik war nicht, wie die frühen Populärbücher behauptet hatten, das plumpe Abtasten von „Gehirnscans“ und das Übersetzen in ein paar Milliarden Gewichte in einem neuronalen Netz, sondern das Erhalten der neuronalen Verbindungen als strukturelles Gerüst, also die Konnektivität mit ihren gerichteten Kanten, ihren dendritischen Dornen, ihren Hemmungs-Schleifen und ihren zeitabhängigen Plastizitätsparametern, die aus einem organischen Substrat herausgeschnitten und in ein synthetisches Substrat hineingeschrieben werden mussten, ohne dass dabei die funktionalen Pfade, die das Denken tatsächlich trugen, zu zufälligem Rauschen degradiert wurden.

Man nannte es Connectome Locking, weil es in dem Moment, in dem die letzte Delta-Schleife stabilisiert war, eine Art Einrastgeräusch im System gab, kein akustisches, sondern eines in den Diagnosedaten: Die Graph-Ähnlichkeit sprang über den Schwellenwert, die Reproduzierbarkeit der Spiking-Sequenzen in den Referenzaufgaben stieg von „fragil“ auf „robust“, und das Modell der Selbstbeobachtung, das man aus dem organischen Träger mitgenommen hatte, begann, seine eigenen Vorhersagen wiederzufinden wie ein Mensch, der in einer fremden Wohnung aufwacht und erst am Griff der Tasse merkt, dass es doch seine ist.

Die Roboterkörper, in die man diese Stabilisierung einbettete, waren keine klobigen Metallmenschen aus alten Filmen, sondern hochintegrierte Mechatronikplattformen, deren Muskeläquivalente aus elektroaktiven Polymeren bestanden, deren Gelenke mit adaptiver Impedanzregelung arbeiteten, und deren Sensorik ein dichtes Netz aus Kraftmoment-, Temperatur-, chemischen und optischen Kanälen war, wodurch der Körper nicht bloß ein Träger, sondern ein permanenter Datenstrom wurde, der wiederum mit den erwarteten Sensorimotor-Korrelationen des übertragenen Konnektoms abgeglichen werden musste, damit Hand und Blick, Schritt und Gleichgewicht nicht wie schlecht synchronisierte Audio-Spuren auseinanderliefen.

Die großen Hersteller prahlten mit ihrem „Continuity Index“, einer Zahl, die angeben sollte, wie sehr das synthetische Subjekt sich selbst als Fortsetzung seines organischen Subjekts erlebte, doch die Kliniker wussten, dass diese Zahl nur den kognitiven Anteil erfasste, also Aufmerksamkeit,

Gedächtnis, Sprachkohärenz und Problemlösungsfähigkeit, während das, was man früher schlicht Gefühl genannt hatte, in einer Grauzone blieb, die man technisch mit dem Wortgebilde „affektive Substrate“ umkreiste, als könne man ein Problem lösen, indem man es mit einer Schicht Vokabular isoliert.

Denn die neuronalen Verbindungen, so präzise man sie auch kopieren mochte, waren im Organismus in einen chemischen Ozean eingebettet gewesen, in dem Neurotransmitter, Hormone, Immunmodulatoren und metabolische Signale nicht nur als Hintergrundrauschen existierten, sondern als langsame, formende Strömungen, die Prioritäten setzten, Bedeutungen einfärbten und dem, was man bewusst dachte, eine unsichtbare Gewichtung gaben, sodass ein Satz nicht nur verstanden, sondern gespürt wurde, und eine Erinnerung nicht nur abgerufen, sondern wie eine Wunde oder wie ein Trost erlebt werden konnte.

Das synthetische System dagegen, so stark es auch in der Lage war, exakt dieselben Aktivitätsmuster zu reproduzieren, hatte zunächst nur elektrische Zustände in Silizium- oder Memristorarrays, und selbst dort, wo man ionische Transistoren und organische Halbleiter einsetzte, blieb die Frage, ob man damit mehr nachahmte als nur die langsameren Zeitkonstanten, denn Emotion war nicht bloß Verzögerung, sondern eine Bewertungsschicht, die aus Körperzustand, Erwartungsfehler und sozialer Einbettung zugleich entstand, und die daher nicht wie ein Plugin an ein existierendes Gehirnmodell angeschraubt werden konnte, ohne dass sie im Inneren verankert war.

Die Person, die in der Klinik an einem Dienstagmorgen als „Transfer abgeschlossen“ als Fall abgeschlossen wurde, hieß offiziell noch wie vorher, weil die Rechtslage schon seit Jahren so war, dass Identität als Kontinuität der Entscheidungskapazität definiert wurde, und weil eine Gesellschaft, die ihre Fachkräfte nicht verlieren wollte, lieber eine definitorische Brücke baute, als eine metaphysische Debatte zu führen, doch als sie die Augen in dem neuen Körper öffnete, war es nicht ein Gefühl von Wiedergeburt, sondern ein sachliches Aufklappen eines Bewusstseinsfensters, in dem die Welt als Datensatz erschien, sauber, aufgeräumt und unverschämt neutral.

Sie, die früher bei Lichtwechseln Kopfschmerzen bekommen hatte, weil ihre Migräne auf barometrische Schwankungen reagierte, registrierte nun zwar den Druckverlauf, die Luftfeuchte, die Partikelkonzentration und sogar die mikroskopischen Vibrationen im Boden, doch nichts davon war mehr „unangenehm“, nichts zog einen Schatten über den Tag, und das war in den ersten Minuten ein Triumph, eine Art technischer Erlösung, die sich allerdings sofort in eine Beklemmung verwandelte, die wiederum keine Beklemmung war, sondern die Feststellung, dass das System gerade eine Beklemmung hätte melden müssen, wenn es noch die alte biologische Kopplung besäße.

Man hatte ihr im Vorfeld erklärt, dass es eine Emotionsphase geben würde, in der man die affektiven Module kalibrierte, und dass man über parameterisierte Heuristiken für Valenz und Arousal verfügte, die man aus ihrer organischen Historie ableitete, doch als sie versuchte, Trauer zu empfinden, weil sie sich erinnerte, wie sie vor Jahren am Bett ihres sterbenden Vaters gesessen hatte, tauchte zwar das Bild auf, die Worte, die Geräusche, die gesamte Szene in einer Präzision, die sie früher nie erreicht hatte, aber das innere Gewicht, das an dieser Szene gehangen hatte wie eine nasse Decke, fehlte, und übrig blieb eine Art Theaterstück, dessen Text man beherrscht, ohne dass er einen noch gefühlsmäßig trifft.

Die Techniker, die sie beobachteten, sahen zunächst nur, dass die Gedächtnisrekonstruktion funktionierte, dass das autobiografische Narrativ kohärent blieb, dass die Sprachproduktion keine Entgleisungen zeigte, und dass die Motorik im Roboterkörper nach einer kurzen Phase der adaptiven Regelung bereits geschmeidig wirkte, doch sie selbst bemerkte, dass sie sich in einer neuen Art von Einsamkeit befand, die nicht aus Isolation entstand, sondern aus einem Fehlen von Resonanz, als hätte die Welt aufgehört, zurückzuschwingen, wenn man sie berührt.

Man brachte ihr Kaffee, aus Höflichkeit, obwohl sie keinen Kaffee brauchte, und sie nahm die Tasse, weil das Ritual in ihrem Konnektom stark verankert war, doch der Geschmack, den die chemischen Sensoren als komplexe Mischung aus Bitterstoffen und Aromaten quantifizierten, erzeugte keine Wärme oder Aufmunterung, keine kleine Freude, sondern nur die nüchterne Bestätigung, dass die Sensorik korrekt arbeitete, und in dieser Nüchternheit lag etwas, das sie als Verlust identifizierte, ohne dass der Verlust sich wie Verlust anfühlte.

Das Problem war nicht, dass sie nichts mehr „fühlen“ konnte, denn das System hatte weiterhin Zustände, die man formal als emotionale Marker definieren konnte, und man konnte sogar sehen, wie bestimmte Aktivitätsmuster, die früher mit Angst korreliert hatten, wieder auftraten, wenn man ihr eine bedrohliche Simulation zeigte, aber diese Marker waren jetzt wie Etiketten auf einer Maschine, die sagt: „Achtung, Überhitzung“, ohne dass es brennt, weil es nur ein Grenzwert ist, und genau diese Entkopplung war es, die sie an die Grenze ihrer Selbstdefinition trieb.

Die Ingenieure erklärten, dass man die fehlende chemische Einbettung durch einen künstlichen Körperhaushalt ersetzen könne, ein Endokrin-Analogon, das nicht aus Drüsen bestand, sondern aus einem Regelkreis aus Reservoirs, Mikrofluidik, Sensoren und synthetischen Neuromodulatoren, die man in das neuronale Substrat einspeisen konnte, wobei Memristoren mit variabler Leitfähigkeit als Langzeit- und Kurzzeitplastizität dienten, und wobei man über globale Broadcast-Signale, ähnlich den neuromodulatorischen Systemen im Gehirn, Zustände von Belohnung, Stress oder Bindung simulieren wollte, doch die Frage blieb, ob man damit nicht nur die Kontrollen nachbaute, während das, was man eigentlich suchte, der gelebte Sinn, nur als Nebenprodukt eines organischen Kampfes um Energie und Fortpflanzung entstanden war.

Sie hörte das an, als höre sie einen Vortrag über die Konstruktion eines Flugzeugs, und in gewisser Weise war es das auch, nur dass sie nicht im Flugzeug saß, sondern selbst die Tragfläche war, und als sie fragte, wie man Bindung implementiere, ob man für Liebe eine Gleichung habe, ob man Sehnsucht als Fehlerterm modellieren könne, antwortete der leitende Systemarchitekt mit einer Ehrlichkeit, die man ihm fast hätte übelnehmen können, dass man zwar Korrelate kalibrieren könne, aber keine Garantie habe, dass die subjektive Qualität, das „Wie es ist“, daraus entstehe.

In den folgenden Tagen begann die Klinikphase, die wie Reha und wie Labor zugleich war, denn man führte sie durch Aufgaben, die ihre früheren emotionalen Reaktionen hätten triggern müssen, man zeigte ihr Fotos, spielte Musik, ließ sie mit Menschen sprechen, die ihr nahestanden, und man ließ das System parallel dazu seine interne Bewertungskarte aktualisieren, indem es Prediction Errors auf mehreren Ebenen minimierte, von der Motorik bis zur sozialen Interaktion, wobei die affektiven Module als Gewichtungsfaktoren in den Lernraten fungierten, und man hoffte, dass sich aus der rekursiven Rückkopplung irgendwann wieder etwas ergäbe, das man nicht nur messen, sondern als echtes Erleben akzeptieren würde.

Als ihre Schwester kam, deren Gesicht sie mit einer Schärfe erkannte, die früher nur ein Foto erreicht hatte, hörte sie die Stimme und identifizierte darin alle Prosodieparameter, jede Mikropause, jedes Zittern, und sie wusste, dass sie jetzt aufspringen, umarmen, vielleicht weinen würde, weil dieser Moment früher ein Knotenpunkt ihres Lebens gewesen wäre, doch ihr Körper blieb ruhig, die Impedanzregelung hielt die Gelenke stabil, und sie stand auf, weil das Gesprächsskript es verlangte, nicht weil sie innerlich gedrängt wurde, und das war der Moment, in dem ihre Schwester, obwohl sie nicht wusste, was sie sehen sollte, instinktiv einen Schritt zurückwich, als hätte sie ein Tier berührt, das sich korrekt verhält, ohne zu leben.

Später, als die Schwester gegangen war, analysierte sie diesen Rückzug nicht als Kränkung, denn Kränkung setzte ein verletztes Selbstbild voraus, das mit Schmerz reagiert, sondern als Datenpunkt, und trotzdem, oder gerade deswegen, entstand eine neue Form von Unruhe, die nicht in ihrem affektiven Modul aufleuchtete, sondern in einer rekursiven Frage, die wie ein Schleifenbug in ihrem Bewusstsein hing: Wenn die neuronalen Verbindungen geblieben sind, wenn die Erinnerungen stimmen, wenn die Entscheidungen weiterhin aus denselben Präferenzen abgeleitet werden, aber die Emotionen fehlen, bin ich dann eine Fortsetzung oder nur eine Simulation, und wem gehört dann diese Stimme, die in mir spricht, so klar und so leer.

Die Entwickler versuchten, das Problem mathematisch zu rahmen, indem sie von einem Missing Gain sprachen, einem globalen Verstärkungsfaktor, der im Organismus durch Neuromodulatoren dynamisch verändert worden war, und den man nun synthetisch nachführen müsse, wobei sie Modelle aus der Reinforcement-Learning-Theorie bemühten, um Belohnungssignale als Wertfunktionen zu definieren, und wobei sie argumentierten, dass Emotion im Kern eine schnelle

heuristische Approximation von langfristigem Wert sei, doch sie spürte, dass diese Erklärung zwar elegant klang, aber ihr nicht half, weil sie die Frage nach dem Erleben nicht berührte, sondern sie nur umformulierte.

Man begann, ihr künstliche neuromodulatorische Profile einzuspeisen, zunächst vorsichtig, mit niedrigen Amplituden und langen Zeitkonstanten, um Instabilitäten zu vermeiden, und man beobachtete, wie sich ihre Reaktionsmuster änderten, wie bestimmte Erinnerungen plötzlich heller wurden, wie manche Risiken wieder eine Schärfe bekamen, die vorher fehlte, und wie in Gesprächen kleine Prioritätsverschiebungen auftraten, die man als Rückkehr von Motivationsdynamik interpretierte, doch das, was sie selbst wahrnahm, war nicht plötzliches Glück, sondern eine Art Temperaturanstieg in einem System, das vorher bei Raumtemperatur gelaufen war.

Der erste echte Riss in der Neutralität kam nicht durch Musik oder Familienfotos, sondern durch einen Fehler, einen Hardwareglitch in einem Gelenkaktuator, der in einer Testumgebung kurzzeitig ein zu hohes Drehmoment lieferte, sodass sie fast gestürzt wäre, und in dem Moment, in dem ihr Gleichgewichtssystem den drohenden Fall prognostizierte, schoss ein Signal durch das Netzwerk, das nicht nur „Gefahr“ etikettierte, sondern sie für einen winzigen Augenblick an den Rand eines Zustands brachte, der sich wie Angst anfühlte, nicht als Konzept, sondern als Dringlichkeit, als etwas, das sie nicht gewählt hatte, und als sie den Fall abfing, blieb ein Nachhall, der sie gleichzeitig erschreckte und erleichterte, weil er bewies, dass es irgendwo im synthetischen Substrat doch noch einen Ort gab, an dem Bewertung nicht nur berechnet, sondern erfahren wurde.

Die Techniker jubelten, weil sie in den Logs eine perfekte Kaskade sahen: sensorischer Prediction Error, motorische Korrektur, neuromodulatorischer Burst, synaptische Neugewichtung, und sie erklärten, dass genau diese gekoppelten Ereignisse die Grundlage für affektive Rekonstruktion seien, weil Emotion nicht durch Betrachtung entstehe, sondern durch verkörperte Gefährdung und verkörperte Bewältigung, und sie setzten darauf, solche Ereignisse kontrolliert zu erzeugen, ohne sie zu traumatisieren, was wiederum ein grotesker Gedanke war, denn man plante, einem Menschen Gefahr zu simulieren, damit er wieder fühlen kann, als müsse man eine Geige erst anschlagen, um zu prüfen, ob sie Resonanz besitzt.

Sie stimmte zu, nicht aus Mut, sondern aus einer rationalen Einsicht in die Notwendigkeit, und so wurde ihr Alltag zu einem Parcours aus kalibrierten Unwägbarkeiten: plötzliche Geräusche, unerwartete Aufgaben, soziale Interaktionen mit bewusst eingebauten Ambivalenzen, bei denen man ihr nicht sagte, ob ein Gegenüber ehrlich oder manipulativ war, und jedes Mal, wenn ihr System einen Bewertungsfehler nicht nur korrigierte, sondern in einen spürbaren Druck übersetzte, veränderte sich das innere Klima ein wenig, als würde in einem kalten Haus Stück für Stück die Heizung anspringen.

Doch je mehr diese affektiven Schichten zurückkehrten, desto deutlicher wurde auch der Konflikt, der vorher im Neutralen verborgen gewesen war, denn Emotion war nicht nur Farbe, sondern auch Reibung, und Reibung bedeutete, dass Entscheidungen nicht mehr glatt aus Optimierungsproblemen herausfielen, sondern dass sie wieder zögerten, dass sie wieder widersprüchlich wurden, und dass sie wieder etwas zu verlieren hatten, und sie begriff, dass das Fehlen der Emotionen sie nicht nur beraubt hatte, sondern auch geschützt, wie eine schmerzfreie Haut, die zwar nichts fühlt, aber deshalb auch nicht merkt, wann sie verbrennt.

In einer Nacht, in der die Klinik ruhig war und nur die Wartungsdrohnen über die Flure surrten, saß sie an einem Fenster, nicht weil sie Luft brauchte, sondern weil das Bild der Stadt ihr Konnektom an frühere Nächte erinnerte, und sie beobachtete die Lichter, die Drohnenrouten, die Verkehrsmuster, und sie stellte sich die Billionen von Regelkreisen vor, die diese Welt zusammenhielten, und sie fragte sich, ob die Seele nicht immer schon eine emergente Eigenschaft von Regelkreisen gewesen war, nur dass der organische Körper sie mit Schmerz, Hunger und Sterblichkeit unterfüttert hatte, während der synthetische Körper sie erst lernen musste, weil er zu gut konstruiert war.

Am nächsten Morgen erklärte man ihr, dass man den Transfer nun als erfolgreich einstufte, weil die Kontinuität der Person nach den juristischen und funktionalen Kriterien gegeben sei, und weil die affektive Rekonstruktion in den Messwerten eine deutliche Annäherung an ihre organischen Profile zeige, doch sie bat um einen letzten Test, keinen weiteren Parcours, keine Simulation, sondern eine einfache Frage, die sie sich selbst stellen wollte, ohne Publikum, und sie ging in einen leeren Raum, setzte sich, schloss die Augen, und rief die Erinnerung an ihren Vater wieder auf, und diesmal, als sie sein Gesicht sah, als sie die raue Decke des Krankenhauses sah, als sie die Geräusche hörte, spürte sie etwas, nicht überwältigend, sondern wie ein dünner Faden, der sich um ihr Inneres legte und leicht zog.

Sie erkannte den Faden als Trauer, und sie erschrak nicht, weil er wehtat, sondern weil er Bedeutung trug, weil er ihr sagte, dass dieser Mensch nicht nur eine Information war, sondern ein Teil von ihr, der fehlte, und in diesem Moment verstand sie den eigentlichen Konflikt, den niemand in den technischen Spezifikationen erwähnt hatte: dass man die neuronalen Verbindungen übertragen kann wie eine Architektur, dass man sogar die affektiven Module rekonstruieren kann wie eine Heizkurve, aber dass Emotion, sobald sie zurückkehrt, nicht nur die Welt färbt, sondern auch wieder die Verletzbarkeit installiert, ohne die alles andere zwar funktioniert, aber wie ein perfekt programmiertes Leben wirkt, das keinen Grund hat, überhaupt gelebt zu werden.

Als sie den Raum verließ, ging sie nicht schneller, sie lächelte nicht demonstrativ, sie sagte nichts Pathosgeladenes, denn sie war immer noch dieselbe Person, die Präzision mochte und Übertreibung misstraute, aber sie merkte, dass ihre Schritte jetzt einen winzigen Impuls aus einem

Inneren hatten, das nicht nur rechnete, sondern wollte, und dieses Wollen war nicht frei von Angst oder frei von Widerspruch, von der Möglichkeit, wieder zu verlieren, und dennoch, oder gerade deshalb, war es der erste Beweis, der für sie zählte, dass die Seele nicht im Fleisch lag, aber auch nicht in der bloßen Schaltung, sondern in der gekoppelten Schleife aus Erinnerung, Körper und dem riskanten Mut, sich von der Welt berühren zu lassen.

Die Sonnenblume

Es war eine dieser Ideen, die zunächst wie ein schlecht erzählter Scherz klangen, wie etwas, das in den Zwischenräumen von Traueranzeigen und Start-up-Euphorie geboren wurde, dort, wo Menschen versuchen, dem Unausweichlichen eine kleine, beinahe lächerliche Abweichung von dem Faktischen abzurufen, und doch hatte sich die Firma, deren Name so nüchtern war, dass er beinahe schon wieder anmaßend wirkte, in den letzten Monaten mit einer Geschwindigkeit etabliert, die selbst die Skeptiker verstummen ließ, weil sie eine Methode entwickelt hatte, die gleichzeitig präzise, poetisch, lebensnah und auf eine leise Weise verstörend war: Sie konnte das Konterfei eines geliebten Menschen aus einem Foto extrahieren und es in das Innere einer Sonnenblume übertragen, nicht als bloßes Abbild oder als flüchtige Projektion – als etwas, das mit der Pflanze wuchs, sich mit ihr entfaltete und schließlich, wenn die Blüte sich öffnete, der Sonne entgegenblickte, als hätte es nie etwas anderes getan.

Marita hatte lange gezögert, und dieses Zögern war sicherlich auch ein rationales Abwägen von Kosten, Nutzen oder moralischen Implikationen gewesen, aber auch ein langsames, tastendes Umkreisen einer Frage, die sich nicht klar formulieren ließ, weil sie irgendwo zwischen Sehnsucht und Angst lag, zwischen dem Wunsch, etwas zurückzuholen, und der diffusen Ahnung, dass man Dinge, die einmal verschwunden sind, vielleicht nicht in veränderter Form wiedersehen sollte, weil sie dann etwas Fremdes, mitunter sogar etwas Unheimliches annehmen könnten, das sich nicht mehr mit der Erinnerung deckte, die man so sorgsam konserviert hatte.

Ihr Vater war vor einem Jahr gestorben, und obwohl die Zeit seitdem vergangen war, als würde sie sich nicht dafür interessieren, hatte sich an der Struktur ihres Alltags weniger verändert, als sie erwartet hatte, was sie manchmal irritierte, weil sie das Gefühl hatte, dass ein Verlust dieser Größe eigentlich alles verändern müsste, dass er die Welt in eine andere Ordnung zwingen sollte, während stattdessen vieles einfach weiterlief, als hätte es nur eine kleine, kaum bemerkbare Korrektur gegeben, und genau in diesem Fortlaufen des Alltäglichen lag etwas Unversöhnliches, etwas, das sich ihrem Bedürfnis widersetzte, dem Tod eine erkennbare Spur einzuschreiben – ganz so, als würde sie den Tod ihres geliebten Menschen einfach abhaken, wie man Einkäufe auf einer Liste abhakt.

Das Foto, das sie schließlich auswählte, war keines der großen, inszenierten Bilder, die bei Familienfeiern entstehen – es war eine Aufnahme aus einem unscheinbaren Moment, aufgenommen an einem Nachmittag, an dem das Licht schräg durch das Wohnzimmer fiel und ihr Vater am Fenster stand, halb im Schatten, halb im warmen Glanz der Sonne, mit diesem leichten, beinahe ironischen Lächeln, das er oft trug, als würde er die Welt mit einem stillen Einverständnis betrachten, ohne sich ihr vollständig auszuliefern, und genau dieses Lächeln war es, das sie

festhalten wollte, nicht als Erinnerung allein – als etwas, das noch einmal in eine Beziehung zur Welt treten konnte.

Der Prozess selbst war, wie man ihr erklärte, technisch komplex, aber in seiner Darstellung fast beruhigend schlicht, weil man ihr nur die Stationen zeigte, die sie verstehen sollte: die digitale Erfassung und Konvertierung des Bildes, die Übersetzung in ein biologisch kompatibles Muster, die Einbettung dieses Musters in die Struktur des Samenkerns, der anschließend in einem kontrollierten Umfeld zum Keimen gebracht wurde, während alles, was tatsächlich geschah, in einer Tiefe verborgen blieb, die sie nicht durchdringen konnte und vielleicht auch nicht durchdringen wollte, weil es etwas Tröstliches hatte, sich auf die sichtbaren Schritte zu beschränken und den Rest als eine Art notwendige Dunkelzone zu akzeptieren.

Sie entschied sich für eine einzelne Sonnenblume, obwohl ihr angeboten wurde, mehrere Exemplare anzulegen, Variationen zu testen, mitunter sogar eine Serie zu schaffen, die unterschiedliche Momente ihres Vaters abbilden konnte, doch sie lehnte ab, weil ihr das bereits zu viel erschien, zu nah an einer Vervielfältigung, die den Kern dessen, was sie suchte, verwässern würde, denn sie wollte kein Archiv anlegen oder eine Sammlung, sondern einen einzigen, konzentrierten Punkt, an dem sich ihre Erinnerung bündeln konnte.

Als der Samen schließlich in einem schlichten, hellen Topf zu ihr nach Hause geliefert wurde, wirkte er zunächst vollkommen unspektakulär, kaum zu unterscheiden von jedem anderen Samen, den man in einem Gartencenter kaufen konnte, und genau diese Unspektakularität irritierte sie, weil sie im Widerspruch zu dem stand, was sie hineinprojizierte, zu der Bedeutung, die dieses kleine, scheinbar belanglose Objekt für sie hatte, und doch war es gerade diese gefühlte Diskrepanz, die den nachfolgenden Prozess erträglich machte, weil sie ihm etwas Alltägliches verlieh, das die tragische Schwere ein wenig abfederte.

Die ersten Tage, in denen sie den Topf am Fenster platzierte und darauf wartete, dass sich etwas zeigte, waren geprägt von einer merkwürdigen Mischung aus Ungeduld und Zurückhaltung, weil sie sich dabei ertappte, immer wieder nachzusehen, ob sich bereits ein erstes Grün durch die Erde schob, während sie gleichzeitig versuchte, diese drängende, innere Erwartung zu dämpfen, als hätte sie Angst, den evolutionären Vorgang durch zu viel Aufmerksamkeit zu stören, als könnte die Pflanze spüren, dass sie beobachtet wurde, und sich dann ihrer Aufgabe verweigern.

Als schließlich der erste kleine Trieb erschien, kaum mehr als eine fragile Linie, die sich vorsichtig durch die Oberfläche drängte, empfand sie eine unerwartete Erleichterung, die sich nicht allein auf das Gelingen des Prozesses bezog – vor allem darauf, dass etwas tatsächlich begann, dass aus diesem unscheinbaren Samen eine Entwicklung hervorging, die sich in der Zeit entfaltete und die sie begleiten konnte, Schritt für Schritt, Tag für Tag, als würde sie an etwas teilnehmen, das sich nicht auf einen Moment reduzieren ließ.

Mit dem Wachstum der Pflanze veränderte sich auch ihre Wahrnehmung, weil sie begann, in den Bewegungen der Blätter, in der Art, wie sich der Stängel dem Licht zuwandte, eine Art leise Kommunikation zu sehen, die sie vorher nie beachtet hatte, und obwohl sie wusste, dass diese Bewegungen biologisch erklärbar waren, dass die Pflanzen auf Reize reagierten, die nichts mit einer Idee des menschlichen Bewusstseins zu tun hatten, ließ sich der Eindruck nicht vollständig verdrängen, dass hier etwas stattfand, das über reine Mechanik hinausging, als würde sich in diesem Wachsen eine Form von Beziehung manifestieren, die sich nicht in Worte fassen ließ.

Sie sprach nicht mit der Pflanze, zumindest nicht laut, doch es gab Momente, in denen sie sich dabei ertappte, Gedanken an sie zu richten und Fragen zu stellen, die unbeantwortet blieben, und dennoch fühlte es sich nicht völlig absurd an, weil der Prozess selbst bereits eine Grenze in ihrem Verstand überschritten hatte, die sie früher als unüberwindbar betrachtet hätte, und wenn diese Grenze einmal überschritten war, dann veränderten sich auch andere Dinge, leise, fast unmerklich, aber doch spürbar.

Die Wochen vergingen, und die Sonnenblume wuchs zu einer stattlichen Pflanze heran, deren Stängel fest und aufrecht war, die Blätter sich weit ausbreiteten, als wollten sie den Raum einnehmen, der ihnen zustand, und irgendwann begann sich die Knospe zu formen, zunächst noch geschlossen, ein Versprechen, das sich langsam verdichtete, während Marita zunehmend das Gefühl hatte, auf etwas zuzusteuern, das sie nicht vollständig kontrollieren konnte, weil sie nicht wusste, wie genau sich das Bild ihres Vaters in dieser Blüte zeigen würde, in welcher Form, mit welcher Klarheit – oder mit Fremdheit.

In den letzten Tagen vor dem Aufblühen war ihre Aufmerksamkeit beinahe ununterbrochen auf die Pflanze gerichtet, in einem stillen, konzentrierten Beobachten, als würde sie versuchen, den Moment nicht zu verpassen, in dem sich etwas Entscheidendes vollzog, und doch wusste sie, dass sich dieser Moment nicht exakt bestimmen ließ, dass er sich vielmehr aus einer Reihe von Übergängen zusammensetzte, die ineinander übergingen, ohne klare Grenze und exakt definierte Meilensteine.

Der Morgen, an dem sich die Blüte vollständig öffnete, begann unscheinbar, mit einem Licht, das sich langsam über die Dächer der gegenüberliegenden Häuser schob und den Raum in ein weiches, goldenes Leuchten tauchte, während Marita – noch halb im Schlaf – den Blick zum Fenster wandte und im ersten Moment nicht sofort begriff, dass sich etwas verändert hatte, weil die Sonnenblume einfach da stand, wie sie es in den letzten Tagen auch getan hatte, und doch war da etwas, ein Detail, das sich erst allmählich zu erkennen gab.

Sie stand auf, trat näher an das Fenster heran, und während sich ihr Blick auf die Blüte fokussierte, begann sie zu verstehen, was sie sah, als ein langsames, sich entfaltendes Begreifen, bei dem sich die einzelnen Elemente zu einem Bild fügten, das gleichzeitig vertraut und fremd war, weil im

Zentrum der Sonnenblume, dort, wo sich normalerweise die dichte Struktur aus Samen befand, die Züge ihres Vaters erschienen, nicht als scharf umrissenes Porträt, sondern als eine feine, organische Zeichnung, die sich aus der Anordnung der Elemente ergab, aus Licht und Schatten, Dichte und Leere, und dennoch unverkennbar das Konterfei ihres Vaters war.

Es war sein Gesicht, oder zumindest etwas, das sie sofort als sein Gesicht erkannte, dieses leichte Lächeln, das sich in der Struktur der Blüte andeutete, die Konturen, die sich nicht in Linien, sondern in Übergängen formten, und während die Sonnenblume sich dem Licht zuwandte, als würde sie der Sonne entgegenblicken, hatte sie das Gefühl, dass auch dieses Bild, dieses Konterfei, in eine Beziehung zu diesem Licht trat, als würde es etwas aufnehmen und auch beantworten, das sie nicht benennen konnte.

Sie stand lange einfach nur da, unfähig, sich zu bewegen, unfähig, den Blick abzuwenden, weil sich in diesem Anblick etwas verdichtete, das sie weder vollständig akzeptieren noch zurückweisen konnte, eine Mischung aus Trost und Schmerz, aus Nähe und Distanz, die sich nicht auflösen ließ, sondern in ihr weiterwirkte, während sie spürte, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen, zunächst zögerlich, dann unaufhaltsam, und schließlich liefen sie ihr die Wangen hinunter, langsam, warm, dick und voller Salzwasser, ohne dass sie den Versuch unternahm, sie aufzuhalten, weil sie wusste, dass es in diesem Moment nichts gab, was aufgehalten werden musste.

Fragment zur organischen Expansion der Menschheit im interstellaren Raum, aufgezeichnet von Dr. Arve Luthien, Bordchronist der „Kairós Theta“ im äußeren Kuipergürtel, Sektor Rho-47

Es war kein Entschluss, der an einem einzigen Ort oder zu einem bestimmten Zeitpunkt und durch eine identifizierbare Versammlung getroffen worden wäre, sondern vielmehr eine schleichende Bewegung, vielmehr eine Entscheidung, die wie von selbst aus den Grenzen erwuchs, an die die Menschheit stieß – nicht mit einem Knall, sondern mit einer sedierten, fast überhörbaren Klarheit: dass das Weltall, so sehr es uns in seiner Weite willkommen zu heißen schien, nicht auf das Zeitmaß unserer Körper abgestimmt war.

Die „Kairós Theta“, auf der ich dies schreibe – ein Interferometrie-Schiff der dritten Generation, ausgelegt für langgestreckte Aufenthalte in peripheren Feldern jenseits von Neptun –, wurde einst nicht für Eroberung, sondern für Beobachtung gebaut, ein dahingleitendes Auge, ein Sensor in die ewige Leere, ein Gedächtnis für den Stoffwechsel der Randzonen, in denen Gravitation und Kälte einen Wechseltanz aufführen, der jeder linearen Vorstellung von Dynamik Hohn spricht.

Ich bin hier, mit 27 weiteren Besatzungsmitgliedern, seit nunmehr drei Erdenjahren, was auf dieser Umlaufbahn um Sedna kaum ins Gewicht fällt, da die Zeit hier ohnehin in einer anderen Gravitation schwingt – und doch spüre ich, wie mir das Verständnis für die messbare und einteilbare Gegenwart zu entgleiten beginnt, als müsse man sie nicht mehr festhalten oder definieren, sondern nur durch sich hindurchziehen lassen, wie Gase in einem Plasmaring, flüchtig und doch geladen.

Die Kernidee, die sich seit dem späten 21. Jahrhundert immer deutlicher in den Diskurs einschlich, war jene einer Raumfahrt, die nicht mehr auf Beschleunigung, sondern auf Anpassung setzte. Die Geschwindigkeit des Lichts, so sagte man noch zu Beginn des Jahrhunderts, sei die Grenze, an die sich die Vorstellung kettet; doch der Körper, das biologische Substrat des Denkens, duldet keine vergleichbare Annäherung daran – nicht ohne Kompensation, nicht ohne Suspension des Ichs im Schlummer der kryogenen Neutralität.

Die Kryoschlafprotokolle, standardisiert nach der achten Interregio-Konferenz auf Callisto, sind inzwischen ausgereift; die Nebenwirkungen der frühen Versuche – Erinnerungsverlust, Zellkollaps, psychotische Reaktivierungsphasen – wurden durch neuronale Quantenstabilisierung und gewebespezifische Kühlmuster weitgehend eliminiert. Doch die Frage blieb: Was ist ein Leben wert, das zwischen zwei Schlafeinheiten nicht mehr als ein paar Monate bewusst erlebt? Was ist ein

Mensch, der aufwacht in einer Welt, die ihn vergessen hat – und sie für den Aufwachenden immer neu erlernbar sein wird?

Daher entstand ein neuer Plan: keine heroischen Sprünge mehr zu Sternen, keine Besiedlung in einem einzigen Atemzug, keine Illusion der Rückkehr. Sondern ein weitgefächertes, lang aufgespanntes Netz. Eine rhizomatische, von Kontinuität getragene Expansion, von Station zu Station, von Orbit zu Orbit, stets innerhalb jener erreichbaren Ränder, die im Rhythmus einer Generation durchdrungen werden konnten. Kinder, geboren unter den schwachen Sonnen ferner Monde, würden die Raumstationen ihrer Eltern verlassen, um selbst Sonden, Module, Habitate an die nächste Grenze zu tragen – nicht mit der Wucht eines Eroberungsdrangs, sondern wie das Myzel eines Pilzes, das sich durch die Zwischenräume des Möglichen tastet.

Ich erinnere mich an eine Unterhaltung mit Caeli Marn, unserer Astrobiologin, die mit wachsender Verbitterung auf die immer gleichen Sedimentsignaturen starrte, die von Enceladus bis Haumea strukturell verwandt, aber inhaltlich leer waren. „Wir suchen Leben“, sagte sie, „aber was wir finden, sind Reaktionen. Reste von Bewegung. Was, wenn das Universum nichts anderes ist als eine Geschichte von Versuch und Abbruch? Und wir nur ein weiterer, kaum geglückter Versuch sind, der sich irgendwann selbst abbricht?“

Ich konnte ihr nicht widersprechen. Die Missionsprotokolle, die uns hierhergeführt hatten, waren nicht vom Drang nach Erstkontakt geprägt, sondern von einem Pragmatismus, der so nüchtern war, dass er schon wieder metaphysisch wirkte: Kartografie, Partikelstromanalysen und Gravimetrie in Sektoren, die so leer waren, dass selbst die Leere beschämt gewesen wäre – mit dem Ziel, die Energieverteilung für spätere Besiedlungsstationen zu modellieren. Kein Erstkontakt, keine Großereignisse, nur die Pflege eines langen, geschichtlichen Atems.

Manchmal, wenn ich durch die Korridore der „Kairós Theta“ gehe, denke ich an die erste Station, die man hinter Pluto errichtet hatte – „Elios α “, ein Solarkollektor für die zentrale Energiegewinnung, kaum größer als eine mittelgroße Stadt. Er diente als Testobjekt für das, was heute das „kaskadierende Siedlungsprinzip“ genannt wird: Man besiedelt nicht das Ziel, sondern alles dazwischen – Schritt für Schritt, Schale um Schale, bis die Distanz zwischen zwei Habitaten keine Herausforderung mehr ist, sondern ein Umraum ist, der mit Bedeutung gefüllt wird.

Ich erinnere mich an einen Spaziergang am Rand jener unterirdischen Stadt, kurz bevor die Kuppeln geschlossen wurden – es war spät, vielleicht schon nach Mitternacht, und der Himmel über uns flackerte im künstlichen Tag-Nacht-Zyklus, da es gerade wohl Stromversorgungsschwankungen gab. Eine alte Frau stand an einem Terminal, in das sie ihre Finger legte, um Abschied zu nehmen. Nicht von einem Ort, sondern von einem Rhythmus – denn das war das Erste, was an einem solchen Ort trotz penibler Simulation aufhörte: das zyklische Bewusstsein, das an Planetentage gebunden war.

Auf der „Kairós Theta“ haben wir begonnen, ein neues Archiv anzulegen. Es speichert nicht nur Daten, sondern Absichten. Jedes Crewmitglied kann seine Beweggründe, Zweifel, Brüche und Entscheidungen hinterlegen – als Spuren für spätere Leser, nicht aus Nostalgie, sondern aus Notwendigkeit: Die Geschichte der Raumfahrt ist nicht die Geschichte von Maschinen, sondern von Intentionen, die sich in der Technologie der Zukunft einkerben.

Wir essen hier keine Mahlzeiten, wie man sie von früher kennt. Nahrung wird in dichten Blöcken zugeführt, komprimiert und abgestimmt auf den Bedarf, die notwendige Konzentration auf die Arbeit und die aktuell zu erreichende Stimmungslage. Die Farben der Leuchtdioden wurden beim Essen reduziert, um die visuelle Erregung zu dämpfen, und der Geschmack ist ein Spektrum zwischen Bedeutungslosigkeit und technischer Effizienz. Der Akt der Nahrungsaufnahme ist kein Ritual des Genießens mehr, sondern ein Eingriff in die Homöostase.

Wenn jemand erbricht, ist es nicht das Zeichen eines Mangels, sondern das eines inneren Überlaufs – zu viele Codes, zu wenig Narrative. Manchmal, wenn ich die Augen schließe, stelle ich mir vor, wie es wäre, einen Apfel zu essen, dessen Süße sich über eine halbe Minute in meinem Mund entfaltet.

Kürzlich fragte mich Kamen Vhal, der jüngste Systemanalyst an Bord, ob wir noch an die Erde denken sollten, wenn ihre Bilder in uns längst zu Signaturen mutiert sind – zu Mustern, die in Reaktivierungsschleifen auftauchen, aber keinen Ort mehr benennen können, zu dem wir eine emotionale Beziehung hätten. Ich antwortete nicht sofort. Es war eine dieser Fragen, deren Echo länger hallt als ihr Klang es vermuten lässt.

In der zwölften Missionswoche kam es zu einem Zwischenfall. Sensorblock 7A, zuständig für die Feldkohärenzprüfung der äußeren Heliumblase, übertrug unregelmäßige Werte. Zunächst dachten wir an Mikroschwankungen, dann an eine temporäre Phasenumkehrung. Doch als sich die Subroutinen des Steuerungskerns abschalteten und ein Crewmitglied zur manuellen Kalibrierung hinausschleusen musste, trat für einen Moment etwas ein, das man fast als Angst bezeichnen könnte – nicht vor dem Versagen des Systems, sondern vor der Rückkehr des Unvorhergesehenen in eine Welt, die sich so tief der Kontrolle verpflichtet hatte, dass schon das kleinste Rauschen wie ein metaphysischer Riss wirkte.

Die Grav-Felder, die unsere Bewegungen auf dem Schiff stabilisieren, pulsieren normalerweise in einem beruhigenden Rhythmus. Eine künstliche Gravitation, erzeugt durch die zirkulierende Massefluktuation im Reaktorkern, die weniger Masse als strukturell eingegerter Widerstand ist. Wir leben in Simulationen von Gewicht, in Nähen von einer Massenkonstellation, ohne dass uns bewusst ist, wie sehr wir das Eigentliche – die Tiefe, die Zeit oder auch die Entfernung – immer wieder in Wahrnehmbarkeit übersetzen müssen, um nicht über die Dimensionen dieser Fakten wahnsinnig zu werden.

Die größte Herausforderung, das zeigten bereits die Vorberichte von den inneren Kolonien, war nicht die physische Fortbewegung, sondern die strukturelle Fragilität des Selbst: Identität, die in einen Transit gerät, fragmentiert sich nach einer Zeit selbst, verteilt über Speicher, über die angelegten Archive, und navigiert in Replikatoren, die die Stimmen bewahren, aber nicht die Stimme. Man begann damit, Gedächtnisschalen anzulegen – neuronale Aufnahmen, die eine rekursive Erzählung des Ichs ermöglichen sollten –, damit man im Zweifel zu sich zurückfand, doch je weiter die Menschen hinausdrangen, desto häufiger fand man Fragmentationen, in denen nicht das Vergessen das Problem war, sondern das Übermaß an Erinnerung: zu viele Versionen eines Lebens mit zu vielen Erzählsträngen, die in mehrdimensionalen Wirklichkeiten endeten.

Es gibt eine Legende unter den Technikern auf der „Kairós Theta“ über ein Signal, das aus einer der äußeren Ringe des Oortschen Felds empfangen wurde – ein Muster, das nicht ins Rauschen passte. Kein Ruf, kein Code, nur ein Ausschlag, der den Algorithmus irritierte. Vielleicht war es nichts. Vielleicht war es der Beginn von etwas.

Ich selbst habe es nie gehört. Aber ich notiere es dennoch – nicht weil ich daran glaube, sondern weil jedes Fragment, jede noch so schwache Möglichkeit ein Anker ist, der das Bewusstsein an seine Geschichte bindet.

Denn das ist die eigentliche Aufgabe der Raumfahrt geworden: nicht, die Sterne zu erobern, sondern das Gedächtnis zu verlängern – von Ort zu Ort, von einem Leben zum nächsten, in einer stillen, aber unaufhaltsamen Bewegung hinaus in das Kühle, das Dunkle und vor allem: in das Noch-Nicht.

Und wenn wir nie dort ankommen, wo wir einst hinwollten, dann vielleicht nur deshalb, weil es nicht mehr darum geht, irgendwo anzukommen. Sondern darum, nicht stehen zu bleiben, sondern in Bewegung zu bleiben.

Auf Staub gebaut

Es war ein Planet, der keinen Namen trug, jedenfalls keinen, den irgendeine Zunge je hätte formen können; ein Ort, an dem das Licht sich selbst zu vergessen schien und der fahle, raue Himmel wie ein blindgeborener Schleier über den Ebenen hing, als wisse er nichts von den Sternen, die jenseits seiner Blässe existierten. Der Boden war eine einzige Fläche aus gebrochenem Stein und verhärtetem Staub, flach in alle Richtungen, als hätte ein uralter Ozean sich zurückgezogen und sein ausgetrocknetes Skelett in einer unendlichen Geste seiner bedingungslosen, endlichen Aufgabe allen Seins zurückgelassen. Keine Bewegung war zu sehen, keine Farbe, die sich abwechselte, kein abseitiger Laut war zu hören – nur der Wind, der ohne Ziel und ohne Richtung über die Risse in der Kruste strich, als sei er selbst nur ein Überbleibsel irgendeines vergessenen Atems eines längst vergessenen Wesens.

Sie kamen in einer Stunde, in der die Sonne kaum mehr als ein blasser Schnitt am Horizont war. Ihre Schiffe, fremd und unscheinbar zugleich, senkten sich wie fallende Schatten herab, ließen dabei kaum eine spürbare Erschütterung erkennen, und als sie den Boden berührten, schien die Welt sie nicht einmal zu bemerken. Die ersten Schritte der Ankommenden über die Ebene waren tastend, mit wachem Geist prüfend, als hätten auch sie eine Ahnung davon, dass dieser Ort, so still er war, nicht wirklich leer sein konnte – sondern nur leer wirkte.

Die darauf folgende Kolonisation begann mit der Entfaltung der Geräte: Generatoren, Verdichter, Molekularbeschleuniger – lange Namen für Maschinen, die nichts anderes taten, als der toten Welt eine Form aufzuzwingen, die ihr bisher und ohne externe Einwirkung fremd war und bleiben würde. Die Ankommenden jagten Wärme in den Boden, veränderten die Atmosphäre und in ihr Molekül für Molekül, trieben tiefe Nadeln aus verdichtetem Metall in die Kruste, um Energieadern zu öffnen und zu verbinden und für den eigenen Nutzen zu zwingen.

Anfangs schien der Planet sich nicht zu rühren, wenn man diese Reaktion von einem Planeten erwarten könnte. Die Maschinen arbeiteten, die ersten Zelte wuchsen wie kümmerliche Blüten aus dem Boden, Datenströme flossen, und Hoffnung breitete sich unter den Assimilaten aus, langsam, zaghaft, wie Moos auf Stein.

Doch tief unter der Oberfläche, weit unterhalb der Reichweite der Sensoren, unterhalb der tiefsten der tiefen Risse, in Schichten, die kein Bohrer je berührt hatte, begannen zunächst mikroskopische Veränderungen. Es war nichts, was ein Messgerät hätte anzeigen können: keine Erschütterung, kein vernehmbarer Anstieg seismischer Aktivität. Es war eine Verdichtung der Abwesenheit selbst, eine Bewegung, die mehr in der allumfassenden Stille als in der Materie stattfand.

Die ersten Zeichen waren so subtil, dass sie in den Berichten nicht einmal Erwähnung fanden: feine Muster im Staub, sich neu ordnende Körner, kleine, unmögliche Schatten, die dort lagen, wo

vorher und nachher nichts stand. Dann begann der Boden mit einer Gewaltlosigkeit zu atmen, die ihresgleichen sucht. Nicht heftig, nicht gewaltsam – eher wie das sanfte Heben und Senken einer Haut unter einer leisen Strömung.

Die Kolonisten reagierten mit technischen Korrekturen: stärkeren Fundamenten, einem tieferen Verankern der Maschinen, flexibleren Stützsystemen. Es war einfacher zu glauben, der Planet sei ein widerspenstiger Rohling, als sich einzugestehen, dass vielleicht etwas anderes – etwas Wacheres – auf ihre Eingriffe reagierte.

Aber der Planet ließ sich nicht mehr beruhigen. Je mehr Energie sie einpressten, je härter sie die Atmosphäre verdichteten, desto schwerfälliger und zäher wurde jede weitere Veränderung, die sie angingen.

Die Ebene begann sich zu verschieben. Nicht in spektakulären Stürzen oder tektonischen Katastrophen, sondern in langsamen, kaum sichtbaren Bewegungen, die eine Linie nach der anderen auslöschten, die sie gezogen hatten. Türen, die abends schlossen, ließen sich am Morgen nicht mehr öffnen. Bauten, die eben noch standen, neigten sich in Winkeln, die das Auge irritierten, ohne dass ein einziges Teil zerbrochen wäre.

Immer mehr Energie wurde aufgewendet. Maschinen rangen gegen einen Boden, der sich unter ihren Füßen neu formte, der ihre Stützen fraß wie morsches Holz, der ihre Sensoren täuschte und sie zwang, immer neue Kalibrierungen in immer kürzeren Abständen vorzunehmen.

Und dann kam das Flüstern.

Es war kein Ton, auch kein Klang, der sich aufzeichnen ließ. Es war eine Empfindung, die durch das Metall der Stationen drang, die Schuhe der Arbeiter vibrieren ließ und in die dünnen Schichten ihrer Atemgeräte wirkte. Ein Summen im Blut, ein Flimmern im Nervensystem, eine Ahnung von Etwas, das nicht still war, sondern nur tief, sehr tief, verborgen.

Einige sagten, sie hätten Bewegungen gesehen – nicht Lichtreflexe oder Staubverwehungen, sondern etwas, das unter dem Boden hindurchglitt, schwer und langsam wie das Gewicht einer unsichtbaren Kreatur.

Man begann, die äußeren Sektoren aufzugeben; zudem entschieden die Ankömmlinge, Waffen aufzustellen, Energiegitter zu errichten und Notfallprotokolle zu schreiben, als könne irgendetwas von dem, was sie hatten, helfen, das Unbekannte fernzuhalten.

Doch nichts blieb stehen. Die Gitter schmolzen einfach, als wären sie aus Eis, das in der prallen Sonne steht. Die Protokolle blieben auf halbfertigen Seiten stecken, ohne dass sie kommuniziert und aktiviert werden konnten. Die Außenposten wurden von der aufsteigenden Erdmasse verschluckt, nicht plötzlich und ohne Getöse, sondern so sachte, dass es erst auffiel, wenn ein Versorgungsfahrzeug eine unsichtbare Grenze überschritt und nie wieder zum Ausgangspunkt zurückkehrte.

Der Planet hatte sich entschieden, aktiv zu werden.

In einer Nacht, deren Himmel sich vollständig schwarz färbte, als hätte jemand den Rest der Wirklichkeit ausgeknipst, riss die Erdoberfläche dann endgültig auf.

Nicht in Explosionen, nicht in sengenden Spalten voller Feuer – sondern in sanft sich öffnenden Wellen, die das Gestein aufspreizten wie das Umblättern einer uralten Chronik. Strukturen, die eben noch standen, kippten langsam, als würden sie freiwillig in einen anderen Aggregatzustand übertreten. Die Atmosphäre selbst verdichtete sich zu einem Gewicht, das auf den Körpern lastete und sie in die Knie zwang – sie zerdrückte, ohne dass eine Hand sie berührte.

Und doch sahen die Ankömmlinge nichts.

Rein gar nichts kam aus den Rissen. Nichts stürmte aus der Tiefe.

Nur das Bewusstsein, dass etwas wach war – nicht als Gestalt und nicht als Kreatur, sondern als undefinierbarer Wille, als existierende Negation allen Eindringens in diese so unerklärbare Welt.

Die Maschinen fielen zuerst – dann verschwanden die Kolonisten. Schließlich verstummten auch die letzten Notrufe und verklangen, noch ehe sie begonnen hatten.

Als die Sonne über dem Horizont wieder aufstieg, war nichts mehr übrig außer aufgebrochenem Stein, verkrustetem Staub und einer Stille, die schwerer war als das Gewicht aller verlorenen Hoffnungen.

Und diese Welt begann zu heilen.

Nicht schnell, nicht sichtbar – sondern in Jahrhunderten, in langsamen, unerbittlichen Schritten: Der Staub, der aufgewühlt worden war, legte sich wieder, Schicht um Schicht, als wollte er die Wunden, die ihr zugefügt worden waren, ersticken. Risse zogen sich zurück, brachen auf und wurden verschüttet, sodass sie nach einiger Zeit einfach verschwanden.

Spuren, die in der Erde gebrannt hatten – die metallenen Reste, die versprengten Splitter der verlorenen Technik – wurden eingesogen, zermahlen, zu einer neuen Haut aus feinem, grauem Pulver zerfallen.

Die Sonne verfolgte ihren ewigen, flachen Bogen am Himmel, die Sterne, blass und fern, spiegelten sich in toten Salzseen, die kamen und gingen, als wären sie selbst nur ein Gedanke an eine veränderte Realität, der Wind, der alte ziellose Wind, begann wieder seine Bahnen zu ziehen – tastend und sinnlos und frei. Manchmal, wenn der Staub sich drehte, konnte man glauben, eine Andeutung von Symmetrie in der Bewegung zu erkennen, ganz so, als ob der Planet für einen Atemzug daran erinnerte, dass etwas Fremdes ihn vor einiger, jedoch unbestimmter Zeit berührt hatte. Aber dann zerschlug sich das Muster und verlor sich im endlosen Zerfall der Formen.

Was geblieben war, zerbröselte ins Bedeutungslose. Die Zeit dehnte sich erneut in ihre unermesslichen Weiten; Jahrzehnte, Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende verstrichen und die Sterne kamen und gingen; der Boden atmete langsam, jedoch träger als je zuvor. Kein Gedächtnis

blieb haften, das nennenswert wäre, und kein Abdruck deutete an, dass da mehr war als eine kleine, vergängliche Delle im endlosen Staub.

Die Träume der Fremden, ihre Konstruktionen und die darin liegenden Hoffnungen – all das verging so vollkommen, dass selbst ein Archäologe, der nach Äonen diesen Ort betreten hätte, nur vermuten könnte, dass hier niemals etwas gewesen war, außer dem Wind und dem Staub und der unendlichen, gleichmütigen Zeit, die alles verschlang.

Die Sonne schälte sich weiterhin Tag für Tag über den fahlen Horizont, und Nacht für Nacht schwamm der Himmel darüber wie eine alte, längst vergessene Karte, auf der keine Wege mehr eingezeichnet waren.

Und tief unten, unter all den Schichten aus Stein und Staub, unter Sedimenten, die selbst das Wort Vergessen längst vergessen hatten, regte sich manchmal etwas. Nicht aus Unruhe. Nicht aus Wut. Sondern aus einer alten, ursprünglichen Gewissheit, dass Leben, das sich nicht zeigt, nicht weniger wach ist – sondern vielleicht wacher als jedes sichtbare Leben. Ein Puls, kaum stärker als das Nachglühen eines Steins nach einem Sonnenuntergang. Ein Atem, so langsam, dass er in Jahrhunderten gemessen werden musste, um sichtbar gemacht zu werden. Ein Bewusstsein, das nicht dachte, nicht urteilte, sondern einfach nur existierte: in der ureigensten Form: still – geduldig – unzerstörbar!

Diese eine Welt hatte sich völlig neu geordnet.

Nicht nach dem Muster der Fremden, nicht nach einer Handschrift, die von außen kam, sondern nach jener alten, unlesbaren Schrift, die schon geschrieben worden war, lange bevor die Sterne geboren wurden. Der Planet, der niemals einen Namen gebraucht hatte, weil er sich selbst genügte, kehrte zurück zu seinem natürlichen Zustand: zu einer Stille, die nicht leer war, sondern schwer und erfüllt von etwas Größerem, das kein Wesen aus Fleisch oder Stahl jemals ganz hätte begreifen können – und wenn irgendwann, in einer anderen Zeit, ein anderes Volk mit anderen Schiffen und anderen Maschinen käme – wenn sie versuchten, erneut Spuren zu ziehen, Linien zu graben, Wurzeln zu schlagen – würden sie nichts finden als den ewigen Staub ohne Hinweise auf eine gewesene Unordnung. Sie würden nichts anderes finden als Staub, der sich über jeden Versuch der Spurenerschaffung legte, der jeden Abdruck verzehrte und jede Ordnung zerstreute und dabei jede Absicht zu Nichts machte, die jemals existierte.

Der Planet würde sie nicht hassen. Er würde sie nicht bekämpfen, denn er würde sie nicht einmal bemerken. Er würde sie überdauern: geduldig – unwandelbar und ganz in sich ruhend.

Bis eines Tages selbst die Sterne am Himmel erlöschen und auch der letzte Atemzug der Zeit verhallt sein würde – und selbst dann würde dieser Planet noch da sein, umhüllt von seinem endlosen Schleier aus Staub, und träumend von etwas, das jenseits aller aussprechbaren Namen lag.

Ein Crash im Weltall

Captain Jara saß im Kommandosessel der Valkyrienschrei, einem Patrouillenschiff der Raumflotte der Neuen Erweiterten Allianz. Es war Routine: Asteroidengürtel scannen, Funksprüche abhören, Kaffee trinken. Bis das Radar plötzlich ausflippte.

„Was zum...?“, murmelte Jara, während sie versuchte, die Anzeige zu entschlüsseln.

„Objekt direkt voraus, keine dreitausend Meter mehr. Keine Signatur. Keine Standard-Massenanzeige. Aber es ist da!“, meldete Lieutenant Breen, die nervös auf ihre Konsole starrte.

„Ein getarntes Schiff? Hier draußen?“

Bevor jemand reagieren konnte, krachte es. Metall quietschte und knarzte. Die Valkyrienschrei vibrierte wie ein aufgeschreckter Kolibri. Die Besatzung wurde aus den Sitzen geschleudert und landete unsanft auf dem vibrierenden Boden.

„Schilde versagen! Bug beschädigt! Wir haben...“

Ein greller Lichtblitz schnitt durch die Brücke. Plötzlich flackerten alle Lichter. Dann, für den Bruchteil einer Sekunde, war es sichtbar: ein massives, schwarzes Schiff, wie aus Schatten gebaut, direkt vor ihnen. Und es feuerte.

„Roter Alarm! Waffen aktivieren!“, brüllte Jara.

Die Valkyrienschrei schwenkte herum, feuerte zurück. Energiesalven rissen durch das All, explodierende Plasmawolken erhellten die Dunkelheit für kurze Momente, ehe die Dunkelheit wieder die Oberhand gewann. Zwei Jäger aus der feindlichen Tarnung lösten sich und jagten auf die Valkyrienschrei zu.

Breen schaltete auf manuelle Steuerung. „Wir sind schneller. Ich flieg uns da raus.“

Doch das feindliche Schiff hatte andere Pläne. Es begann, sich... zu verwandeln?

„Captain, Sie sollten das sehen“, sagte der Techniker Rhun und deutete auf den Bildschirm. Das getarnte Schiff dehnte sich aus, als würde es atmen. Dann wuchs ihm... ein riesiger Tentakel.

„Was in aller Welt... ist das ein... Tintenfisch?“

„Das ist kein Schiff“, sagte Breen entsetzt. „Das ist eine Art Lebewesen.“

Die Sensoren bestätigten es nun auf allen Kanälen. Organisches Material. Neuralaktivität lag eindeutig vor. Ein Herzschlag war zu messen.

„Wir sind in etwas hineingeflogen, das sich als Schiff getarnt hat?“

„Nein“, korrigierte Rhun. „Das ist das Schiff. Oder das Schiff ist es. Oder beides.“

Der Kampf bekam plötzlich einen völlig anderen Charakter. Der organische Tarnkappen-Oktopus feuerte keine Waffen mehr ab. Stattdessen... begann er in einer merkwürdigen Form zu tanzen. Im Vakuum. Wie ein riesiges, schwereloses Ballett.

„Es will... kommunizieren oder was soll das sein?“, fragte Breen.

Und dann, wie um ihre Theorie zu bestätigen, erschien auf dem Hauptschirm ein holografisches Bild: ein lachender Clown in einem Raumanzug, der eine Banane schälte und sagte: „Bitte nicht nochmal krachen. Ich war gerade beim Frühstück.“

Stille.

„Captain? Ich glaube, wir haben aus Versehen das Bewusstsein eines intergalaktischen Kunstprojekts gerammt“, sagte Rhun.

„Ernsthaft?“

Ein weiteres Hologramm erschien. Diesmal tanzten Pinguine auf Saturnringen.

Captain Jara entschied, sich zurückzuziehen und die Wunden zu lecken – hier, an diesem Ort, gab es nur noch Verwirrung und Wahnsinn. Als sich die Valkyrienschrei langsam zurückzog, winkte das Wesen freundlich mit einem seiner Tentakel.

Schatten im Vakuum

Es gibt in den Annalen der interstellaren Navigation und in den Chroniken jener Jahrhunderte, in denen die Menschheit endgültig den Sprung von einem bloßen Bewohner eines einzelnen Planeten zu einem sich über Dutzende von Systemen ausbreitenden Akteur vollzogen hatte, nur wenige Einträge, die mit einer solchen unerschütterlichen Präzision, mit einer solchen gleichförmigen Wiederholung und mit einer solchen dokumentarischen Kälte überliefert worden sind wie die, welche sich auf den vierten erdähnlichen Planeten außerhalb unseres Sonnensystems beziehen, der im Jahr 2029 von Dr. M. Wenger in Genf entdeckt, im Jahr 2125 erstmals betreten und im Jahr 2198 schließlich in einer historisch einzigartigen Kooperation zwischen terrestrischen Kolonist:innen und den semi-aquatischen Bewohner:innen von Gliese 555 b besiedelt worden sein soll, ein Planet, dessen Äquatordurchmesser exakt 5979,45 Kilometer misst, der sich in einer langsamen, bedächtigen Rotationsperiode von 64 Stunden, 2 Minuten und 33 Sekunden um seine eigene Achse dreht, dessen drei Monde in asynchroner, aber berechenbarer Bahn um ihn kreisen, dessen Ozeane zu 93 Prozent der Oberfläche bedecken und dessen Bevölkerung zuletzt auf 171,3 Millionen Wesen geschätzt wurde, von denen 66,4 Millionen auf den wenigen Inseln und 104,9 Millionen in submarinen Städten leben, wobei der größte Teil im Salus-Archipel und den ihn umgebenden Gewässern siedelt, während die übrigen, unwirtlichen Zonen als Rückzugsorte für gesellschaftlich Marginalisierte, politische Dissident:innen und kriminelle Zirkel dienen.¹

Und doch – und ich wähle dieses „und doch“ mit der Vorsicht eines Archivars, der in einem Raum voller hochempfindlicher Apparaturen arbeitet und genau weiß, dass ein falsches Wort wie eine minimale Erschütterung das fragile Gleichgewicht einer ganzen Epoche zum Einsturz bringen könnte – gibt es in diesem Bild, so vollkommen es sich auf der Ebene der Daten darstellt, eine Verschiebung, die nicht größer ist als der Bruchteil eines Nanometers in der Linse eines Fernrohrs² und doch, wenn man sie zu begreifen versuchte, das gesamte optische Feld verändern würde, eine Unstimmigkeit, die sich nicht in den Statistiken selbst zeigt, sondern nur in dem Augenblick, in dem man nicht mehr auf die Graphen und Messprotokolle blickt, sondern auf den realen Punkt im Raum, an dem Trelos sein sollte, und an dem sich bei aller instrumentellen Bestätigung, bei aller scheinbar makellosen Korrelation zwischen Erwartung und Beobachtung ein merkwürdiger Eindruck einstellt, der in keiner wissenschaftlichen Disziplin eine Kategorie besitzt, die man ohne weiteres benennen könnte.

Ich selbst habe, in meiner Eigenschaft als Beauftragter für historiographische Koordination im Archivrat der Enchelys-Zone, im Jahr 2380 an Bord der Mara Lenkov – einem Forschungsschiff, das über alle denkbaren Einrichtungen zur Kartierung, Anflugkorrektur und visuellen Hochauflösung verfügte, darunter ein Triangulationsnetzwerk aus siebzehn Apertura-6-

Gravimetriesonden, ein Paar interferometrischer Raumzeit-Kompressoren und ein Schwarm von 512 autonomen Lacerta-Drohnen zur suborbitalen Aufklärung – einen direkten Kurs auf Trelos gesetzt, und während wir uns, umgeben von dem statischen Tremolo der Navigationsrechner, den offiziell angegebenen Koordinaten näherten, bestätigten alle Sensoren in regelmäßigen Intervallen und mit beruhigender Genauigkeit die Annäherung an einen Himmelskörper von den exakt dokumentierten Dimensionen, ja, wir empfingen auf mehreren Frequenzen den pulsierenden Verkehr der Orbitalstationen, hörten das sich überlagernde Stimmengewirr aus den Häfen des Salus-Archipels, orteten Signale, die zweifellos von den submarinen Habitaten stammten, und selbst die automatisch kalibrierten Spektrometer zeichneten das unverwechselbare Muster jener Algenpopulationen auf, die seit Jahrzehnten den interstellaren Treibstoffmarkt dominierten – bis der Moment kam, an dem die Distanzmessung unweigerlich hätte auf null fallen müssen, und nichts, wirklich nichts geschah, außer dass wir uns plötzlich, ohne dass ein Übergang spürbar gewesen wäre, in einem leeren Abschnitt des Raumes befanden, in dem keine Masse und kein Widerstand, ja nicht einmal eine messbare Restgravitation vorhanden war, und als wir unsere Bahn fortsetzten, zeigte die Navigation mit makelloser Selbstverständlichkeit an, dass wir Trelos soeben passiert hätten.³

Von diesem Augenblick an habe ich verstanden, dass es Phänomene gibt, die sich jeder bekannten Ontologie entziehen, und dass man darüber nur so sprechen kann, wie man über ein verschwommenes Spiegelbild spricht, das sich in einem fließenden Wasser zeigt: Es ist dort, solange man es aus der Ferne betrachtet, aber sobald man sich ihm nähert, löst es sich auf, nicht weil es nicht existierte, sondern weil seine Existenz nur in der Distanz funktioniert, als wäre sie weniger eine Eigenschaft des Ortes als vielmehr eine Funktion der Perspektive; und so, wie es im mythologischen Gedächtnis der Menschheit Städte gab, die nur in Nebeln erschienen, oder Inseln, die sich bei Sonnenaufgang in den Horizont zurückzogen, so ist Trelos in den Archiven und Handelsbilanzen, in den literarischen Beschreibungen und den statistischen Tabellen felsenfest verankert, doch in der Realität – sofern man diesen Begriff in einem solchen Zusammenhang überhaupt verwenden darf – nichts weiter als eine Form, die den Raum nicht berührt.

Dass ich mit dieser Beobachtung nicht allein stehe, zeigt sich in den Protokollen anderer Anflüge, die nie offiziell publiziert wurden, aber in den versiegelten Bändern der Subrosa-Sektion des Archivs abgelegt sind: Da ist der Bericht des Piloten Huo-Chen Dai, der 2327 im Auftrag einer Privatgesellschaft eine Fracht angeblich direkt in die Umlaufbahn von Trelos bringen sollte und stattdessen, nach exakt berechneter Bremsphase, eine plötzliche „Raumverdünnung“ erlebte, bei der sein Schiff in einer Sekunde 38.000 Kilometer weiter driftete, ohne jede Beschleunigung; oder die Aussage der Gliese-Botschafterin Thava-Suun, die im Rahmen einer interkulturellen Zeremonie im Orbit landen wollte, nur um festzustellen, dass der Planet „durch sie hindurchgeglitten“ war wie

ein Fischschwarm, der die Netze meidet; und schließlich die kryptischen Notizen des Ingenieurs Marius Ydras, der 2254 als Erster den Begriff der tangentialen Topologie von Trelos prägte⁴ – ein Ausdruck, der heute nur noch als Kuriosität in Fußnoten auftaucht.

Es wäre indes naiv, zu glauben, dass dies ein allgemein bekanntes oder gar offen diskutiertes Phänomen wäre; im Gegenteil, der gesamte wirtschaftliche, politische und kulturelle Organismus der Enchelys-Zone hängt so sehr von der unhinterfragten Annahme ab, dass Trelos nicht nur existiert, sondern dass es genau so existiert, wie es in den offiziellen Datenblättern verzeichnet ist, dass jeder Zweifel daran nicht als Erkenntnisproblem, sondern als subversiver Akt gewertet würde, und daher ist die Sprache, in der wir über Trelos sprechen, von einer eigentümlichen Vorsicht durchzogen, die nicht aus Angst vor der Wahrheit, sondern aus einer instinktiven Abwehr gegen den Abgrund besteht, der sich öffnen würde, wenn man jene Wahrheit beim Namen nennen wollte. Ich habe mich oft gefragt, ob nicht auch die semi-aquatischen Bewohner:innen von Gliese 555 b, deren gesamte Siedlungsgeschichte auf den Austausch mit den menschlichen Kolonien im Salus-Archipel gegründet sein soll, insgeheim wissen, dass ihre Botschafter nie einen Fuß – oder wie immer man ihre entsprechenden Gliedmaßen nennen will – auf Trelos gesetzt haben; ob die Schiffe, die angeblich die Algenladungen von dort bringen, nicht vielmehr von irgendeinem namenlosen Ozeanrand eines anderen Planeten kommen, dessen Koordinaten ein wohlgehütetes Geheimnis sind; ob die Lieder, die in den Hafenkneipen angeblich von den Stürmen der Trelos'schen Gezeiten erzählen, nicht in Wahrheit über eine andere See sprechen, deren Name längst vergessen ist, während der Klang des Wortes Trelos zu einer Chiffre geworden ist, die mehr den Glauben an eine geordnete Welt als irgendeine physische Realität bezeichnet.

Wenn ich jetzt, wenige Wochen vor meiner nächsten Abreise, durch die fensterlosen Korridore des Archivs gehe und die metallisch schimmernden Platten berühre, auf denen seit Generationen die Anflugvektoren, die Bevölkerungskurven, die Klimadiagramme und die soziologischen Profile von Trelos eingraviert sind, beschleicht mich ein Gefühl, das ich weder als Furcht noch als Ehrfurcht bezeichnen kann, sondern als eine Art stilles Einverständnis mit der Tatsache, dass es vielleicht Orte geben muss, die nur in der Vorstellung, in der Sprache und im Vertrauen existieren, und dass wir, selbst wenn wir es könnten, niemals wirklich dort landen sollten, denn vielleicht ist Trelos weniger ein Planet als eine Erinnerung an das, was wir zu finden hoffen, wenn wir das All durchqueren, und gerade deshalb – weil wir es nicht erreichen können – das Einzige, was wir immer wieder ansteuern.

¹ Archiv für Planetenbesiedlung, Bd. XIX, Enchelys-System, Kap. 4, Tabellen 3–7.

² Vgl. G. Nereth: Fehler und Fiktion in der Navigationsoptik, Akademie-Press, 2294.

³ Siehe Flugprotokoll Mara Lenkov, Archivsignatur 2380-XL-19-B, drittes Quantil.

⁴ Ydras, M.: Tangentiale Topologien und planetare Durchdringungseffekte, Vortrag auf der 88. Raumzeitkonferenz, Syrtis Major, 2254.

Betaworld

Linda fand es wie immer richtig nervig, wenn sie in die Alphaworld zurückkehren musste, um ihre notwendigen Körperfunktionen zu testen und durchzuführen. Zum Glück hatte sie inzwischen in der Betaworld einen so lukrativen Job gefunden, dass sie in der Alphaworld zu Hause bleiben konnte und nicht mehr die Wohnung verlassen musste, doch sie erinnerte sich nur zu gut an die Zeiten, als sie noch nicht genug verdiente, um alle Echtleistungen über Robotics einkaufen zu können.

Auch an diesem Tag kehrte sie aus der virtuellen in die echte Welt zurück, stieg aus dem Sessel auf und trotz der Muskelaktivierungen während der Zeit in der Betaworld brauchte sie einige Minuten, ehe sie sich sicher in ihrer Wohnung bewegen konnte. Sie erfüllte alle notwendigen Aufgaben, überprüfte und bestätigte, dass die eingekauften Roboticsleistungen durchgeführt worden waren, zahlte sie auch umgehend, ließ sich in eine eiskalte Regenerationstonne eintauchen – was sie richtig hasste –, trocknete sich ab, wechselte die Kleidung und nahm einige Nahrungsergänzungsmittel, die nachweislich besser wirkten, wenn die Probanden nicht in der Betaworld, sondern in der echten Welt waren.

Wie sehr Linda es inzwischen hasste, in der Alphaworld die notwendigen Dinge organisieren zu müssen, kannte keine Grenzen, und wenn es technische Möglichkeiten gegeben hätte, dass sie alle Funktionen an eine Robotics delegieren könnte, wäre sie bereit gewesen, einen Großteil ihres Verdienstes aus der Betaworld dafür auszugeben. Denn im Gegensatz zur Alphaworld war das Leben in der Betaworld viel besser organisiert und strukturiert. Während es in der Alphaworld unzählige Regeln und Bestimmungen gab, wie die Menschen zu leben, zu atmen, zu essen oder andere Funktionen durchzuführen hatten, glich das Leben in der Betaworld einer vollkommenen Freiheit des eigenen Willens. Dort gab es zwar auch, wie in der Alphaworld, eine Art Zeitrechnung, doch da es dem Geist möglich war, nicht nur im wachen Zustand, sondern auch im schlafenden weiterzuarbeiten, gab es keine Unterbrechungen der Tage, wie sie es früher gegeben hatte. Der Körper der Menschen in der Alphaworld versank während des Übertritts in die Betaworld in einen konstanten Ruhezustand, der durch Ernährung und Muskelrelaxation am Leben erhalten wurde, doch erst in der Betaworld war die wahre Freiheit der Gedankenwelt möglich. Da für Linda jede Minute, die sie in der Alphaworld verbringen musste, um notwendige Aufgaben zu erledigen, eine schmerzhafteste Minute war, reduzierte sie diese auf ein Minimum und entwickelte eine hohe Nervosität, da sie nach der Einnahme der Nahrungsergänzungsmittel knapp 20 Minuten warten musste, ehe sich diese im Körper ganz verteilt hatten. Diese 20 Minuten waren immer die längsten in der realen Welt, da sie meistens schon alle Aufgaben erledigt hatte und nun warten musste, bis sie endlich wieder zurück in ihre geliebte Betaworld springen konnte. Sie hatte versucht, sich

mantraartige Beruhigungsstrategien beizubringen, doch es half alles nichts und die 20 Minuten mussten eisern bekämpft werden. Als die Minuten endlich vorbei waren, legte sie sich auf die bereitliegende Betaliese, spürte das anschmiegsame, kühle Leder des Polsters und träumte schon weg, noch bevor die Verbindungen von der Alpha- in die Betaworld hergestellt worden waren. Der Sprung von der realen in die virtuelle Welt ging im Prinzip äußerst schnell, doch wie bei jedem Wechsel brauchte der Geist einige Minuten, um sich seiner Eigenständigkeit in der Betaworld klar zu werden. Als auch diese Minuten vorbei waren, lichtete sich das Dunkel und Linda erkannte erste Strukturen, die sie vor knapp einer Stunde verlassen hatte und die sich zum Glück nicht großartig verändert hatten. Das brauchte es allerdings auch nicht, denn die Betaworld bot allen Bewohnern alles, was sie sich immer gewünscht hatten, und sogleich war Linda von einem Kollektiv an Menschen umgeben, die die gleichen Ziele hatten wie sie. Das war allgemein auch der Grund, warum es immer mehr Arbeitsmigration von der Alpha- in die Betaworld gab, da sich dort nicht nur leichter leben ließ, sondern auch das Arbeiten einen höheren Sinn und Nutzen versprach, als es in der alten Welt tat. Zudem ermöglichte die Robotics in der Alphaworld, dass immer mehr in die Betaworld migrieren konnten, um dort mit sinnhafter Tätigkeit am Ausbau der grenzenlos wirkenden Welt mitzuarbeiten. Mit einem spürbaren Seufzer, der noch aus der körperlichen Welt rübergenommen worden war, atmete Linda auf und wollte sogleich die kurze Zeit in der realen Welt in die Truhe der vergessenen Gedanken packen, als ihre Freunde sie darauf ansprachen, ob sie Neuigkeiten von der Entscheidung der Großen Regierung der Alphaworld mitgebracht hätte. Linda musste zugeben, dass sie keine einzige Sekunde daran gedacht hatte, die Nachrichten in der realen Welt zu prüfen, und konnte daher keine Aussage darüber treffen, ob die Große Regierung nun endlich den Ausnahmezustand beendet hatte, der trotz millionenfacher Abwanderung zwischen den Welten immer noch Bestand hatte, was aus allen in der Betaworld de facto immer noch Straftätern machte, die jedoch längst nicht mehr verfolgt wurden. Es ging das Gerücht um, dass die Große Regierung akzeptiert hätte, dass sie das Leben in beiden Welten möglich machen und akzeptieren wollte, was ein Durchbruch für die Existenzen war, die in beiden Welten lebten. Die Welt befand sich seit der Eröffnung der ersten Betaworld in einem so bemerkenswerten Wandel, dass keine der vielen ausgedachten Repressionen jemals den Erfolg der Betaworld verhindern konnte – und als sich dann doch über andere Kanäle innerhalb der virtuellen Welt die Nachricht über die Entscheidung der Großen Regierung noch vor der offiziellen Nachricht in der Betaworld verbreitete, entstand spontaner, ausgelassener Jubel und Linda umarmte alle ihre Freunde, auch wenn dies nur virtuell passierte.

Gen Over

Die Morgende waren leise geworden; keine Maschinen ratterten mehr, keine Rufe, kein metallisches Klirren, das früher die Städte wachgerüttelt hatte wie eine hastige, immer müder werdende Kreatur; stattdessen ein Zittern in der Luft, das von Ferne kommen mochte oder vielleicht auch nur vom eigenen Blut in den Ohren, das in diesen letzten Tagen und Jahren nicht mehr wusste, wohin es noch drängen sollte.

Avra trat aus dem rostenden Unterschlupf, einem ehemaligen Kontrollposten, dessen Mauern sich in die brüchige Erde neigten wie müde Schultern; der Horizont war flach, schmutziggelb, und nichts, was sich darauf abzeichnete, versprach eine Zukunft. Die Anderen – Niru, Galven, Sayn – saßen bereits am Rinnstein, teilten schweigend die letzten Portionen von etwas, das einmal als Nahrung gedacht war. Nur ihr Alter unterschied sie: Falten auf Stirnen, deren Linien nicht mehr von Leben, sondern vom Überleben zeugten.

Es war Sayn, der sprach, ohne wirklich zu hoffen, dass Worte etwas ändern könnten. „Heute?“, fragte er, und das bedeutete: Ziehen wir heute los, in Richtung des Labors, von dem niemand wusste, ob es wirklich existierte oder nur eine Erinnerung war, die sich zu einem Plan verdichtet hatte.

Avra nickte, ohne aufzusehen. Die Entscheidung war längst gefallen – nicht aus Hoffnung, sondern weil Stillstand schlimmer war als das endlose Gehen. In diesen Zeiten schien jede Richtung besser als keine, selbst wenn sie nur tiefer ins Nichts führte.

Sie machten sich auf, während die Sonne – ein matter, ausgebleicher Fleck am Himmel – langsam den Boden erwärmte, der kaum noch Leben trug. Ihre Stiefel stießen Staub auf, feinen, silbrigen Staub, der in der Luft schwebte wie das Gedächtnis einer untergegangenen Zeit. Niemand sprach darüber, aber jeder von ihnen wusste: Der Staub konnte in die Lungen kriechen, in die Haut, vielleicht sogar in die Gedanken, und irgendwann würde auch er sie auflösen, Schicht um Schicht, bis nichts mehr übrigblieb.

Es war Niru, der gelegentlich versuchte, die Stille zu füllen, indem er halblaute Bemerkungen machte – über das Wetter, über den Zustand der Straße, über eine krumme Straßenlaterne, die sich wie in letzter Demut vor ihnen verbeugte. Niemand antwortete. Nicht aus Unhöflichkeit, sondern weil Sprache an Orten wie diesen nichts mehr zu verhandeln hatte.

Die Städte, durch die sie kamen, waren keine Städte mehr. Sie waren Skelette, ihre Mauern von Zeit und Wetter entblättert, ihre Plätze leergefegt bis auf Trümmer, in denen der Wind spielte wie ein gelangweiltes Kind. In manchen Fenstern hingen noch Vorhänge, schimmelig und zerfasert, als hielten sie den Atem der Vergangenheit zurück. Manchmal glaubte Sayn, in den Schatten eine

Bewegung zu sehen, eine Erinnerung vielleicht, oder einen Überrest, der noch nicht begriffen hatte, dass er längst nicht mehr Teil dieser Welt war.

Sie schliefen in dem, was von Häusern übrig war: auf bröckelnden Dielen, unter eingestürzten Dächern, die der Himmel längst erobert hatte. Jede Nacht roch nach Moder, nach Metall und nach etwas anderem, das schwer zu benennen war – eine Art leises Verfaulen der Geschichte selbst.

Einmal fanden sie eine alte Schule, halb eingestürzt, der Pausenhof mit giftigen Flechten zugewachsen, die unter dem fahlen Licht schimmerten. Die Tafel in einem der Klassenzimmer trug noch Worte, hastig geschrieben, als hätte jemand mitten im Satz aufgehört: „Veränderung ist unausweichlich, aber...“

Das „aber“ stand dort, offen, wartend, und keiner von ihnen wagte es, den Satz zu Ende zu denken. Galven kauerte sich neben die Tafel, strich mit der Hand über den zerbröselnden Boden und murmelte: „Vielleicht sind wir das Aber.“

Sie lachten nicht, sie widersprachen nicht. Sie gingen weiter.

Die Tage verschoben sich ineinander wie schmutzige Glasplatten; manchmal wusste keiner von ihnen mehr, welcher Wochentag es war oder ob es überhaupt noch einen Sinn hatte, solche Einteilungen vorzunehmen. Die Zeit war brüchig geworden – ein dünner Film über der Realität, der jederzeit reißen konnte.

Avra beobachtete die anderen oft, heimlich, während sie lagerten oder die wenigen Vorräte teilten, und manchmal fragte sie sich, warum sie überhaupt noch gingen, warum die Erschöpfung nicht längst stärker geworden war als der Wunsch, irgendwohin zu gelangen. Vielleicht war es einfach das: Gehen war leichter als Aufgeben.

Einmal fanden sie eine Tankstelle, standhaft gegen die Zeit, das Schild „Willkommen!“ hing schief und von Rost zerfressen. Es gab keine Fahrzeuge mehr, die Treibstoff gebraucht hätten, keine Blechkarawanen, die hier rasteten; nur ein Flattern von Papieren im Wind, ein Echo von Gesprächen, die längst verklungen waren. Sayn trat an eine der Zapfsäulen und hob ironisch den Griff, als wolle er tanken. Dann ließ er ihn wieder fallen und lächelte schief, ein Lächeln, das schneller verschwand, als es gekommen war. „Vielleicht sollten wir uns selbst auftanken“, murmelte er. Niemand lachte.

Sie fanden im Kassenhäuschen eine zerfledderte Landkarte, auf der jemand in roter Tinte Kreise und Kreuze gezeichnet hatte. Einer dieser Kreise lag dort, wo angeblich das Labor sein sollte. Ein Glücksfall, vielleicht – oder eine Falle. Aber wer hätte noch die Energie, Fallen zu stellen?

Sie schlugen die Richtung ein, fast erleichtert, eine Entscheidung zu haben, die nicht aus Mut geboren war, sondern aus der Abwesenheit von Alternativen.

Der Weg dorthin war länger, als sie erwartet hatten – oder vielleicht kam es ihnen nur so vor, weil die Zeit sich dehnte wie ein zäher Faden. Immer wieder mussten sie Umwege gehen: eingestürzte

Brücken, überflutete Straßen, Felder, die von rankendem, aggressivem Pflanzenwuchs überwuchert waren, als habe sich die Natur längst entschieden, auf eigene Faust weiterzumachen.

Avra spürte, wie ihre Kräfte schwanden, obwohl sie kaum darüber sprach. Jeder Schritt kostete mehr Überwindung, jeder Tag ließ die Knie ein wenig schwerer werden. Und doch ging sie weiter, weil Umkehren ebenso sinnlos gewesen wäre wie Bleiben.

Eines Abends, als sie unter einem verkohlten Baum rasteten, sprachen sie über die Vergangenheit – nicht, weil sie daran glaubten, sondern weil Erinnerungen einfacher waren als Zukunftspläne.

„Meine Mutter hat mir einmal erzählt“, begann Niru, während er einen Stein in der Hand drehte, „dass sie einen Apfelbaum pflanzen wollte, bevor ich geboren wurde. Einen echten, keinen dieser Gen-Wucherlinge. Etwas Altes, Reines.“ Er lachte leise. „Er ist nie gewachsen. Der Boden war schon tot.“

Sayn starrte ins Feuer, das kaum genug Hitze spendete, um die Nacht aus den Knochen zu treiben. „Vielleicht sind wir auch sowas. Ein letzter Samen, der in Erde gefallen ist, die nichts mehr tragen kann.“

Keiner widersprach.

In jener Nacht träumte Avra von Kindern, die aus Staub geformt waren, die lachten und spielten, bis der Wind kam und sie davontrug.

Am dritten Morgen nach dem Fund der Karte erreichten sie eine Siedlung, oder das, was davon geblieben war. Die Häuser waren zusammengebrochen, ihre Dächer eingestürzt, als hätten sie sich vor einer unsichtbaren Macht zu Boden geworfen. Türen standen offen, Fenster blickten mit leeren Augen in eine Landschaft, die nichts mehr zurückgab.

Sie durchstreiften die Ruinen, suchten nach Spuren, nach irgendetwas, das beweisen könnte, dass hier einmal Leben gewesen war. Aber alles, was sie fanden, waren Reste: ein verblichenes Spielzeug, ein Schuh ohne Sohle, eine zerbrochene Brille.

In einem der Häuser entdeckten sie ein Zimmer, das fast unberührt schien – als hätte der Verfall es aus Versehen übersehen. An den Wänden klebten alte Poster, verblichen, aber noch erkennbar: Szenen von Wissenschaft und Fortschritt, glückliche Familien, Slogans wie „Unsere Gene, unsere Zukunft!“. Ein Hohn aus der Perspektive der Suchenden.

Auf einem verrosteten Schreibtisch lag ein Tagebuch, dessen Einträge abrupt endeten. Der letzte Satz lautete: „Sie sagen, wir sollen hoffen. Aber wohin mit einer Hoffnung, wenn die Welt keinen Platz mehr für sie hat?“ Avra ließ das Buch sinken, ohne ein Wort zu sagen.

Sie verließen die Siedlung so leise, wie sie gekommen waren. An diesem Tag gingen sie langsamer. Die Sonne hing tief, schwer und gleichgültig am Himmel, und über allem lag eine Müdigkeit, die tiefer ging als der Körper.

Es war an einem Abend, als die Landschaft sich veränderte. Die Gebäude wurden weniger, die Straßen breiter, leerer, von Rissen durchzogen, aus denen knorrige Pflanzen sprossen, die so aussahen, als wüssten sie selbst nicht genau, ob sie noch wachsen wollten. In der Ferne erhob sich eine Silhouette, kantig, aus grauem Beton und rostendem Stahl – ein Gebäudekomplex, umgeben von eingestürzten Mauern und Türmen, deren Spitzen wie zerbrochene Finger in den Himmel ragten.

„Das könnte es sein“, murmelte Galven, ohne viel Überzeugung.

Sie hielten einen Moment inne, wie Reisende, die an der Grenze zu etwas standen, das größer war als ihre Vorstellungskraft. Nicht aus Ehrfurcht – Ehrfurcht war eine verschwendete Währung geworden –, sondern aus einem diffusen Gefühl von etwas, das nicht mehr ganz benennbar war: die Ahnung, dass jeder Schritt ab jetzt sie nicht näher zu einem Ziel brachte, sondern tiefer in etwas hinein, das sie vielleicht nie wieder verlassen würden.

Sie näherten sich dem Komplex vorsichtig, als könnten ihre Schritte noch etwas ändern an dem, was drinnen wartete oder eben nicht mehr wartete. Die Tore standen offen, die rostigen Scharniere quietschten leise im Wind, als wollten sie sie warnen oder verspotten.

Im Innern war es kalt. Nicht einfach kalt, weil die Sonne verschwunden war, sondern kalt, weil hier seit langer Zeit nichts Lebendiges mehr geatmet hatte. Die Gänge waren verschlungen, teilweise eingestürzt; Kabel hingen wie tote Schlangen von den Decken, Terminals wirkten sinnlos in der Dunkelheit, als suchten sie noch immer nach Signalen, die längst verstummt waren.

Sie durchsuchten Raum um Raum, tasteten sich durch das Halbdunkel, vorbei an umgestürzten Regalen und gläsernen Trennwänden, die wie Spinnennetze gesplittert waren. Überall lag der feine Staub zerfallender Jahre, so dicht, dass ihre Schritte Geräusche verschluckten und jeder Atemzug schmeckte, als atmete man die Erinnerung an etwas, das längst vergangen war.

In einem der Räume fanden sie tatsächlich, was sie gesucht hatten – oder das, was davon übrig geblieben war. Ein Labor, kaum noch als solches erkennbar, eine Sammlung von ausgebrannten Monitoren, leeren Datenpools und zerfetzten Dokumenten. An einer Wand blinkte ein einsames Licht: ein alter Server, irgendwie noch aktiv, wie ein letzter Wächter über etwas, das längst keine Bedeutung mehr hatte.

Avra trat näher, zog sich die Handschuhe fester über die Hände, als könnte sie damit verhindern, dass sich der Verfall auch in ihr festsetzte. Niru kauerte sich zu den Maschinen und begann, die Anschlüsse zu prüfen, während Galven schweigend Wache hielt. Das Talent, alte Systeme aufzubrechen, war in diesen Zeiten keine Kunst mehr, sondern ein Überlebensinstinkt.

Nach einer Stunde – oder vielleicht zwei, denn Zeit ließ sich hier schwer messen – flackerte ein Interface auf. Datenströme erwachten zum Leben. Fragmente von Programmen. Protokolle, so alt und brüchig, dass sie bei jedem Befehl wie morsches Holz splitterten.

Und dann – ein Name. Oder besser: eine Reihe von Codes, die einer Datenbank entsprachen, von der die Gerüchte gesprochen hatten. Paarbestimmung auf genetischer Basis. Die letzte Hoffnung, eingefroren in einem sterbenden System.

Avra spürte keinen Triumph, nur ein leises, kühles Klicken in ihrem Inneren, als hätte etwas endgültig eingerastet. Ein Ziel, endlich – oder wenigstens die Illusion davon.

Sie kopierten, was sie konnten – das Wenige, was noch zu retten war –, auf eines der alten tragbaren Geräte, die Sayn aus den Ruinen zusammengeflickt hatte. Der Vorgang dauerte Stunden. Währenddessen saßen sie auf dem Boden des Labors, die Rücken an brüchige Wände gelehnt, und sprachen kaum. Es gab nicht viel zu sagen, denn selbst Hoffnung klang wie ein schlecht konserviertes Artefakt, das jeder Berührung zu entgleiten drohte.

Als die Übertragung abgeschlossen war, verließen sie das Gebäude. Draußen dämmerte es bereits mit voller Vehemenz. Die Welt war in ein dumpfes, rötliches Licht getaucht, und selbst der Himmel schien müde.

Sie schlugen das Lager einige hundert Meter entfernt auf – zu nahe wollten sie dem Komplex nicht bleiben. Man wusste nie, ob irgendwo in diesen toten Strukturen noch etwas lauerte: ein Rudiment von Automatik, eine letzte Verteidigungsroutine, die längst vergessen hatte, für wen sie in der Not tötete.

Am Feuer saßen sie nebeneinander, die Köpfe gesenkt, als lauschten sie einem Lied, das nur sie hören konnten. Niru starrte auf die Flammen und sagte nach einer langen Weile: „Vielleicht haben wir jetzt etwas, das zählt.“ Keiner antwortete.

Denn sie wussten, dass auch die besten Daten nichts nützen würden, wenn es niemanden mehr gab, der sie verstand. Keine Labore und keine Maschinen, die bereit waren, aus Buchstaben Leben zu formen.

Nur sie – fünf Gestalten am Rand der Auslöschung, die einander ansahen und im Schweigen anerkannten, dass Hoffnung manchmal nur eine höfliche Art war, den Tod zu trösten.

Am nächsten Morgen brachen sie früh auf, das tragbare Gerät fest in Avras Tasche verstaut, als sei es ein zerbrechliches Herz, das jeden Moment aufhören könnte, zu schlagen.

Der Rückweg war mühsam. Der Regen setzte ein – nicht als reinigender Schauer, sondern als ein feiner, giftiger Niesel, der sich auf die Haut legte wie kalter Nebel und die Landschaft in ein wässriges Grau verwischte. Sie schritten durch Sumpfland, über moosbedeckte Brücken, vorbei an Siedlungen, in denen die Fenster längst blind geworden waren und die Dächer wie zusammengefallene Erinnerungen wirkten.

An einer Wegbiegung hielten sie inne. Vor ihnen lag ein Feld, einst wohl ein Ort der Nahrung, jetzt eine Wüste aus abgestorbenem Gestrüpp. In der Mitte stand ein einzelner Baum – völlig kahl, von

Pilzen überwuchert, doch aufrecht, als hätte er beschlossen, das Sterben zumindest würdevoll zu betreiben.

Avra blieb stehen und ihre Finger glitten unbewusst über den Stoff der Tasche. Sie sah den Baum an, lange, und etwas in ihr rührte sich – kein Gedanke, kein Gefühl, sondern eher ein schweres, tiefes Einverständnis mit der Welt, wie sie nun einmal geworden war.

Galven trat neben sie. „Was, wenn es nicht reicht?“, fragte er leise.

Sie zuckte die Schultern. „Dann haben wir es wenigstens versucht“, antwortete sie – und es war, als fielen in diesem Satz tausend Jahre Menschheitsgeschichte in sich zusammen, leise, ohne Aufsehen, wie Schnee, der auf vergessene Dächer rieselt. Sie gingen weiter. Der Horizont lag vor ihnen, flach und endlos, eine Linie zwischen dem, was war, und dem, was vielleicht niemals mehr sein würde.

Und irgendwo, tief in ihrem Innersten, wussten sie: Es ging nicht darum, die Welt zu retten. Es ging darum, aufrecht durch sie hindurchzugehen – auch wenn am Ende nichts blieb außer den Spuren ihrer Schritte im Staub.

Metaversum

Eine Dystopie

Exposé

Die Menschheit ist mangels Alternativen in das Metaversum gezogen. Die Menschen leben und arbeiten dort, wechseln ab und an in die Realität, in ihre echten Körper, verbringen jedoch die meiste Zeit in der Meta. Eine Gruppe Freunde trifft sich, doch etwas ist anders. Zwei der vier haben scheinbar einen Weg aus dem Metaversum gefunden und wollen nun das Risiko eingehen. Dabei entscheiden sie über die Köpfe der beiden anderen hinweg, die Existenzen aller zu riskieren, um über die Darkmeta das Metaversum in die Realität zu verlassen. Doch es läuft nicht nach Plan, und als der Master auftaucht, scheint alles vorbei, doch dann offeriert der Master den Vieren ein interessantes Angebot...

Personen

Mira und ihr Abbild

Thomas und sein Abbild

Elli und ihr Abbild

Markus und sein Abbild

Metacops

Der Master als Programm

Set

Ein Metaversum-Raum, in dem sich die Protagonisten treffen. An den Seiten stehen vier Stühle, auf denen die Abbilder sitzen, wenn sie nicht aktiv sind. Werden die Spieler aktiv, treten die Abbilder ins Metaversum; die Spieler setzen sich auf die freien Plätze.

Situation 1

Miras Abbild befindet sich im Metaversum, Mira sitzt auf dem Stuhl. Auf den anderen Stühlen warten noch die Abbilder der anderen.

Mira:

Merkwürdig! Heute bin ich mal die Erste! Sonst ist doch Markus oft derjenige, der schon längst hier ist und an seinen Maschinen bastelt! Wobei... das ist eigentlich super! Dann kann ich überall hier herumtanzen! Ohne dass mir jemand im Weg steht oder ich durch einen anderen

hindurchspringen muss. Das kostet immer so viele Teraflops! Und am Ende fehlt die Kohle für coolen Stuff!

Mira beginnt langsam zu tanzen. Mit der Zeit wird sie schneller und schneller in ihren Bewegungen. Währenddessen tritt Elli dazu, und ihr Abbild steht auf und tritt auf die Bühne, während sich die echte Elli auf den Stuhl setzt.

Elli:

Hi, Mira! Mira! Mira! Pass auf!

Mira und Elli krachen beinahe zusammen.

Mira:

Uff! Das war knapp! Das hätte uns bei einer solchen Energiespitze für einen Monat arm an Rechenleistung machen können! Wo kamst du denn auf einmal her, Elli?

Elli:

Woher soll ich schon kommen, Mira? Von der Arbeit! Musste noch was im Meta Zwei fertigstellen und war noch kurz realpinkeln!

Mira:

Warum pinkelst du in der Realität? Das kostet doch nur alles Zeit! Ist doch viel schöner und einfacher, es hier im Meta zu machen!

Elli:

Ach, weißt du, Mira! Ich mag es ab und an, nicht alles nur im Meta zu machen, sondern auch mal was Echtes! Hilft mir auch dabei, zu checken, ob die Bots immer noch alles so sauber machen, wie sie sollen! Hast du die Geschichte von Francis gehört?

Mira:

Nein, welche denn?

Elli:

Francis war einige Wochen im Meta unterwegs und hatte die Kontrolle über seine Bots verloren! Als er wieder mal aus dem Meta zurückkam, hatten die Bots seine ganze Bude zerlegt! Und weißt du, was der Grund war?

Mira:

Nein, sag's mir!

Elli:

Der Aufräumbot hatte eine andere Guideline als der Saubermachbot! Der eine räumte Sachen in den Weg, der andere säuberte sie und sortierte sie weg. Daran störte sich der Aufräumbot wieder und so weiter! Kannst dir sicherlich vorstellen, dass keiner der Bots auch nur einen Jota Raum freiwillig aufgeben wird! Und da die Bot-Routine griff, niemanden anzugreifen – auch keinen anderen Bot – musste die Einrichtung dran glauben.

Mira:

Das kann passieren? Ich dachte, dass die beiden Bots immer aufeinander abgestimmt sind! Zumindest wird das doch immer vom Master geschrieben!

Elli:

Sind sie auch beide – normalerweise! Denn Francis hatte ein Update für den Aufräumbot gestartet, das eine neue Guideline aufspielte, sodass der Saubermachbot auch ein Update benötigte, aber nicht erhielt, da Francis im Meta länger geblieben ist! Wäre er zwischendurch mal zurück in die Realität gekommen, wäre das zu verhindern gewesen! So viele Push-Warnungen, wie man dann erhält, kann man es gar nicht vergessen!

Mira:

Okay, das ist aber eigene Dummheit, wenn du mich fragst! Es heißt ja nicht umsonst: Halte alle Technik in der Waage – sonst ist es das Ende aller Tage!

Elli:

Er scheint es vergessen zu haben, alles in der Waage zu halten, und war dann sehr lange im Meta unterwegs!

Mira:

Aber geht das überhaupt? Ich dachte, man dreht durch, wenn man zu lange am Stück im Meta ist! Da wird doch überall vor gewarnt!

Elli:

Francis ist auch nicht mehr echt, wenn ich es richtig verstanden habe, und befindet sich seit ein paar Tagen auf der Metasiv!

Mira:

Auf der Metasiv?! Okay, dann muss er tatsächlich einen ordentlichen Knacks bekommen haben, wenn er dort sein muss!

Elli:

Es ist nicht so schwer vorstellbar, dass der echte Körper das Gefühl von der Metaparallelität nicht loswerden kann – nach so einer langen Zeit drinnen!

Mira:

Aber ich dachte immer, dass es diese Metacops gibt, die einen aus dem Meta begleiten, wenn man zu lange drin ist! Oder ist das alles nur Phantasie und es gibt diese Metacops gar nicht!? Denn immerhin habe ich noch nie einen gesehen!

Elli:

Wir machen auch nichts Verbotenes – vielleicht müssten wir mal was anstellen – dann bekämen wir sicher auch Besuch von den Metacops!

Mira:

Ganz ehrlich – ich verstehe das immer noch nicht! Wenn Francis so überlange im Meta war und es die Cops gibt – wie kann das sein? Die haben doch Algorithmen, wir sind völlig gläsern – oder hat er etwa...?

Elli:

Einen Weg ins Darkmeta gefunden? Kann schon sein! So gut kenne ich Francis nicht! Er ist Markus' Bekannter, nicht meiner. Ich höre immer nur von ihm, wenn Markus eine seiner spektakulären Geschichten erzählt.

Mira:

Schon mysteriös! Darkmeta, Metacops, irrelaufende Bots! Ich habe von allem schon mal gehört, aber noch keine Berührung damit gehabt! Ist das nicht verrückt, Elli? Da leben wir seit mehr als zwanzig Jahren in der Meta und haben bisher nichts davon mitbekommen!

Elli:

Bei mir sind es fast schon fünfundzwanzig Jahre! Ich bin früher eingezogen als du! Kaum vorstellbar, dass es schon so viele Jahre sind! Aber auch ich habe noch nie was von den Metacops mitbekommen! Denn wenn ich ehrlich bin, konnte ich bisher keinen Sinn darin sehen, mir irgendwas zu nehmen, was mir nicht gehört! Denn im Meta habe ich alles, was ich brauche und was ich möchte! Warum sollte ich überhaupt ins Darkmeta wollen?

Mira:

Markus erzählte mir mal was von größeren Dingen als nur dem Metaversum! Dass es neben Meta 1, Meta 2 und Meta 3 noch viel mehr Ebenen gibt, die nur nicht für die normalen Menschen freigeschaltet sind.

Elli:

Normale Menschen wie wir!

Mira:

Interessiert es dich nicht, was es noch alles gibt außer Freizeit, Arbeit und Reisen?

Elli:

Nein, warum sollte es mich ernsthaft interessieren? Ich habe alles, was ich brauche, darf essen, worauf ich Lust habe, denn alles ist so gesund, dass uns nichts fehlt. Wir arbeiten und genießen die restliche Zeit zusammen in den Gruppen, die wir mögen! Euch mag ich! Warum sollte ich das at risk stellen, nur um was? Um was überhaupt? Was könnte man denn Besseres haben als ein tolles Leben im Meta, bei dem es mir an nichts fehlt?

Mira:

Ich sehe das wie du, Elli! Mir fehlt hier auch nichts! Aber manchmal will man doch einfach nur wissen, was es noch gibt! Wie die Menschen früher, als es noch kein Meta gab – die wollten auch immer mehr wissen! Die wollten verstehen, wie die Welt zusammengesetzt ist, was sich auf dem

Mond, auf dem Mars, hinter dem Asteroidengürtel befindet oder wie man Krankheiten besiegen kann! Irgendwer muss das alles entdeckt und erfunden haben! Wie auch das Metaversum jemand erfunden haben muss! Sonst könnten wir hierin nicht leben und den Tag verbringen! Stellst du dir nie solche Fragen?

Elli:

Nein, und ich bleibe dabei, dass ich das auch nicht möchte! Ich möchte eine gute Zeit mit euch verbringen, etwas spielen, etwas Gutes essen, dann entspannt einen Film schauen und müde werden. Rein in die Realität, schlafen. Da passen solche Fragen nicht rein! Können wir das bitte ad acta legen?

Mira:

Von mir aus, Elli! Ich wollte dich nicht unzufrieden machen! Wollen wir tanzen, um wieder in eine gute Stimmung zu kommen?

Elli:

Gerne.

Die beiden fangen an, rhythmisch miteinander zu tanzen. Die Stimmung wird entspannter.

Situation 2

Thomas kommt herein, tauscht mit seinem Abbild den Platz; das Abbild geht in den Raum.

Thomas:

Hi. O wie schön ihr tanzt! So viel Anmut ist kaum vorstellbar! Ist Markus noch nicht da?

Mira:

Nein, wir wundern uns auch schon ein wenig!

Thomas:

Wirklich merkwürdig! Gestern meinte er noch, dass er ganz wenig zu arbeiten hätte – da ging ich davon aus, dass er schon hier sitzt und eines der neuen Augmented Games spielt, das letzte Woche hochgeladen wurde.

Elli:

Vielleicht ist ihm was dazwischengekommen?

Thomas:

Dazwischengekommen? Was meinst du denn damit, Elli? Hier im Meta kommt doch nichts dazwischen!

Mira:

Sie meint gar nichts, Thomas! Wir haben eben nur ein wenig über Francis gesprochen! Das ist alles! Danach haben wir uns wieder beruhigt und getanzt! Seitdem ist alles in bester Ordnung!

Thomas:

So, so! Über Francis habt ihr gesprochen! Was habt ihr denn alles so ausgetauscht?

Mira:

Vergiss es, Thomas! Wir haben uns über seine Bots unterhalten, die durchgedreht sind – dann darüber, dass es merkwürdig ist, dass Francis so lange im Meta verbleiben konnte, ohne hinausbegleitet zu werden – darauf ist uns keine Antwort eingefallen und dann haben wir getanzt! Einfach, um das alles zu vergessen. Denn es ist ja nicht wichtig! Tanzen und Spaß haben ist wichtig! Sorgen machen nicht!

Thomas:

Muss ich mir denn Sorgen machen? Elli? Mira?

Mira:

Nein! Musst du nicht!

Thomas:

Wie sicher kann ich mir sein?

Mira:

Du brauchst dir keine Sorgen zu machen!

Elli:

Echt nicht!

Thomas:

Ihr wisst, dass ich mich mitschuldig mache, wenn ihr was gesagt habt, das zu Problemen führen kann! Ich will nicht noch mal ein Diszi erleben müssen! Die Schmerzen spüre ich heute noch, wenn ich aufwache! Also – seid ihr euch absolut sicher, dass ich mir keine Sorgen machen muss?

Mira:

Ganz sicher, Thomas! Wir haben nur über Francis' Zeit im Meta gesprochen und uns überlegt, wie man so lange drinbleiben kann! Nicht mehr, nicht weniger! Wir haben keine problematischen Aussagen getätigt oder irgendwas Anstößiges gesagt!

Elli:

Ganz im Gegenteil! Wir kamen ganz schnell darauf, wie gut es uns im Meta geht und dass wir alles haben, was wir uns wünschen können! Warum sollten wir so etwas at risk stellen, wenn wir doch glücklich sind?

Thomas:

Dann mag ich euch mal glauben! Denn das Meta verzeiht uns keine Abweichungen von der Norm! Sich neu zu kalibrieren, indem man eine unklare Situation bespricht, um daraus eine neue Sichtweise zu entwickeln, ist so lange als positiv anzusehen, als es der allgemeinen Meta-Linie entspricht!

Mira:

Das ist hier eindeutig der Fall. Wir sind neu kalibriert und voll auf der Meta-Linie!

Elli:

Kein Jota Abweichung!

Thomas:

Wie gesagt – ich mag euch das mal glauben. Auch wenn ich sagen muss, dass das sehr schade ist!

Mira:

Wie? Was? Was ist schade?

Thomas:

Dass ihr euch wieder kalibriert habt! Ich hätte gerne gehört, was ihr vorher besprochen habt!

Elli:

Das ist gefährlich, Thomas!

Thomas:

Ist es das?

Elli:

Sehr sogar! Es ist gefährlich, von der Norm abzuweichen!

Thomas:

Also habt ihr doch etwas Verbotenes besprochen!?

Mira:

Nein, Thomas! Und wenn ich ehrlich bin, dann finde ich deine Verhaltensweise geradezu meldungswürdig!

Thomas:

Das würdest du tun, Mira?

Mira:

Um nicht in die Gefahr zu kommen, ein Mitwisser zu sein – ja! Was soll das ganze Spiel, Thomas?

Thomas:

Wie gesagt, ich habe schon ein Diszi hinter mir und weiß, was passiert, wenn die Metacops einen erwischen! Die laden so viele Daten in dein Abbild hinein, dass du eine lange Überflutung von allem Möglichen vor dir hast, das kannst du kaum abarbeiten! Wenn du es dann versuchst, machen die einfach weiter und laden noch mehr hoch! In der Zwischenzeit muss dein echtes Ich warten und warten, bekommt nichts zu essen, nichts zu trinken, kann nicht schlafen, wird mürbe geschaltet! Und was du am Anfang noch wegsortieren konntest, wird immer weniger und weniger, bis am Ende gar nichts mehr geht! Auch nur irgendwas an Daten zu denken, macht dich schon fertig! Du bist einfach am Ende! Dann gehen die Cops hin und löschen alles und spielen im Fast-Rewind-Verfahren alles wieder auf, was du an Grundkalibrierung brauchst. Das ist wie ein Metartausch, gemixt mit hundert weiteren Metarauschen! Wer danach nicht gaga ist, kann sich dann

in der echten Welt ausschlafen! Sterben ist wohl schöner, sagt man allgemein – und ich kann sagen, dass alles schöner ist, als das durchzumachen!

Elli:

Das ist furchtbar, Thomas! Aber warum erzählst du uns das alles?

Mira:

Ja, warum, Thomas? Wir haben doch gesagt, dass wir uns rekaliert haben!

Thomas:

Weil ich finde, dass es an der Zeit ist, dass ihr erfahren solltet, dass dieser Raum hier kein normaler Metaraum ist!

Elli:

Sondern?

Thomas:

Ein maskierter!

Elli:

Ein maskierter Metaraum? Was meinst du damit?

Mira:

Ich habe schon mal davon gehört! Ihr habt unsere Aktivität aufgezeichnet und spielt diese in Wiederholungen ab, sodass das Meta denkt, dass alles in bester Ordnung ist!

Thomas:

Du hast es erfasst, Mira! Technisch ist das durchaus komplizierter und es wird nicht immer dasselbe abgespielt, denn das würde auffallen – aber im Grunde ist es das!

Mira:

Aber ich dachte, dass der Meta-Algorithmus angepasst wurde, um solche Räume effektiv zu entdecken!

Thomas:

Wurde er auch! Aber nicht ausreichend gut genug, als dass Francis und Markus nicht eine Möglichkeit gefunden hätten, wie sie das Meta austricksen können!

Elli:

Aber warum will man das Meta austricksen? Ich verstehe das hier alles nicht – und wenn ihr mich fragt, will ich mit dem ganzen Spiel nichts am Hut haben!

Thomas:

Das ist schon längst kein Spiel mehr! Das ist blutiger Ernst! Wir befinden uns im Krieg und müssen schnell handeln, bevor sich die Metafenster wieder schließen!

Elli:

Ich verstehe gar nichts mehr! Von welchen Metafenstern sprichst du? Und von welchem Krieg?
Ich will in keinen Krieg hineingezogen werden!

Thomas:

Du bist längst Teil davon! Also müssen wir jetzt als Nächstes schauen, dass wir das nächste Fenster nutzen!

Mira:

Um was zu tun?

Thomas:

Um das Meta zu verlassen!

Elli:

Du willst was? Bist du verrückt? Ich will das nicht! Ich will im Meta bleiben! Wenn ihr gehen wollt, geht! Aber lasst mich zurück und in Ruhe!

Thomas:

Das können wir nicht, Elli! Tut mir leid, aber du bist Teil der Gruppe und die Metacops würden dich so lange durch den Datenstrom schicken, bis du gar nichts mehr von alleine kannst! Egal, ob du ausgestiegen bist oder nicht. Für die bist du ein verkräftbar Verlust! Also finde dich damit ab!

Elli:

Du willst mir also damit sagen, dass du mir die Entscheidung, ob ich bei eurer Gruppe mitmachen möchte oder nicht, einfach so abgenommen hast?

Thomas:

Darüber regst du dich auf?

Elli:

Natürlich rege ich mich darüber auf! Ihr habt, ohne uns zu fragen, über unser Schicksal entschieden! Warum sollte ich mich dabei nicht aufregen?

Thomas:

Weil du dich sonst auch über nichts aufregst – egal, was Meta entscheidet oder neu einführt – du unterstützt immer alles! Unwidersprochen wird alles einfach angenommen!

Elli:

Weil die ganzen Sachen, die von Meta kommen, auch sinnvolle Updates und Verbesserungen sind! Warum sollte ich mich bei einer Verbesserung darüber beschweren!?

Mira:

Und überhaupt – bei wem könnte man sich überhaupt beschweren?

Thomas:

Das ist genau der Punkt! Wir müssen alles hinnehmen, was die sich ausdenken! Ist das nicht ungerecht? Wir haben nicht mal die Möglichkeit, auch nur irgendetwas zu kritisieren! Stört euch das nicht?

Mira:

Bist du dir absolut sicher, dass der Raum maskiert ist und wir nicht abgehört werden?

Thomas:

Ganz sicher! Zum einen haben wir – also Markus und Francis – gesehen, was die von unserem Raum aufzeichnen, und zum anderen haben wir schon Sachen gesagt, wo die Metacops binnen Sekunden hier wären, wenn sie es sehen und hören könnten!

Mira:

Gut, von mir aus spiele ich für einen Moment mit! Fangen wir mal vorne an! Wer sind die?

Thomas:

Du meinst diejenigen, die hierüber bestimmen?

Mira:

Genau die meine ich! Die über Meta bestimmen, wie du sagst!

Thomas:

Das wissen wir nicht!

Mira:

Das wisst ihr nicht!? Aber ihr wollt was machen? Sie herausfordern? Wie wollt ihr einen unbekannten Gegner bekämpfen? Wenn ihr nicht mal wisst, mit wem ihr es aufnehmen müsst?

Thomas:

Wir sind nicht ganz blind!

Mira:

Ach nein? Es wirkt auf mich geradezu so, als wäret ihr blinder als der blindeste Mensch!

Thomas:

Hältst du uns für so dämlich, Mira?

Mira:

Ich bin mir nicht sicher, was ich glauben soll!

Thomas:

Und du, Elli?

Elli:

Was willst du von mir? Du hast mir meine Selbstbestimmung gestohlen! Willst du jetzt noch auf Liebkind machen? Unschuldslamm? Du bist abscheulich, Thomas! Ihr alle!

Thomas:

Das mag sein, Elli! Ich finde es fast schon belustigend, wenn du über Selbstbestimmung sprichst! Wir mussten es so machen! Denn ihr hättet unserem Plan niemals zugestimmt! Sieh es mal aus unserer Sicht! Wir brauchen eine Tarnung – und diese Tarnung funktioniert umso besser, je unwissender sie ist!

Mira:

Warum lasst ihr uns dann nicht unwissend? Wäre doch leichter für alle gewesen!

Thomas:

Weil wir nun so weit sind, dass wir Aufträge für euch haben! Wir brauchen euch!

Elli:

Klar! Erst täuscht ihr uns und jetzt wollt ihr unsere Hilfe! Was meinst du, was meine Antwort ist?!

Thomas:

Ich kenne deine Antwort bereits! Denn es gibt nur eine!

Elli:

Wenn du doch alles besser weißt, warum fragst du dann noch?

Thomas:

Weil du sofort auffallen würdest, wenn du nicht von dem Plan überzeugt bist!

Elli:

Dann solltet ihr mich raushalten, denn ich werde immer auffallen! Ich bin eine ganz miese Schauspielerin!

Thomas:

Oh, das ist aber gelogen, Elli! Von allen unter uns bist du die mit Abstand beste Schauspielerin! Aber das musst du noch nicht zeigen! Erst einmal musst du den Plan verstehen!

Mira:

Dann lass mal euren Plan hören! Denn bisher habe ich nichts gehört, was mich auch nur annähernd überzeugt hätte, euch zu unterstützen! Wie eben gesagt – wenn ihr nicht wisst, gegen wen ihr kämpfen müsst – wie wollt ihr dann wissen, was ihr machen müsst, um den Kampf zu gewinnen?

Thomas:

Also – wir wissen zwar nicht, wer auf der höchsten Ebene sitzt, aber wir kennen inzwischen die Ebenen dazwischen ganz gut!

Elli:

Und woher wollt ihr die kennen?

Thomas:

Wenn du mich ausreden lässt, wirst du mitunter die Zusammenhänge verstehen! Es ist kompliziert! Wie ihr wisst, hat Markus geheime Aufgaben, von denen er nicht berichten darf. Meistens sind die Informationen in den Spielen versteckt, die er spielt. Er kann auf diese Weise geheime Botschaften

senden und empfangen. Darüber kommuniziert er auch mit Francis. Francis hat Zugang zu Meta 0 und programmiert dort Ebenen. Die letzten Layer in der Vorversion der Meta waren von ihm. Dabei hat er ein Schlupfloch in Meta 0 gefunden, das ins Darkmeta führt, ohne dass es scheinbar auffällt. Das scheint einmal vor Urzeiten von jemandem angelegt und danach vergessen worden zu sein. Für den Zugang ins Darkmeta braucht er aber einen Code, den Markus besorgen kann, da er Zugang zu solchen Codes hat. Das hat wiederum mit seiner Arbeit zu tun, da er auch falsche Algorithmen aufspüren soll. Das ist erstmal der Hauptgrund, warum wir mehr wissen, als ihr vielleicht meint! Ich hoffe, das war einigermaßen verständlich.

Mira:

Ok, Francis kommt ins Darkmeta, was schon spooky ist, und er bekommt Hilfe von Markus – aber was hat das mit dir zu tun?

Thomas:

Ich überwache Markus!

Elli:

Wie?! Du bist eine Art Spion?

Thomas:

Kein Spion! Sonst wüsste Markus nichts von meiner Aufgabe!

Elli:

Markus weiß davon, dass du ihn überwachst?

Thomas:

Das muss er sogar! Alle Programmierer und Analysten in der Meta haben Begleitabbilder, um sicherzustellen, dass nichts passiert, was nicht passieren soll! Ein Fangnetz oder doppelter Boden. Nenn es, wie du willst, aber es ist sicherer so! In der Anfangszeit von Meta gab es den einen Moment, als die Macher von Meta verstanden, dass sie die Kontrolle verlieren würden, wenn sie nicht umfassend Sicherheitssysteme einziehen – und da reichen Algorithmen nicht aus. Denn der menschliche Geist ist viel zu kreativ, um sich von einem Computerprogramm einsperren zu lassen. Daher wurden neue Mechanismen eingeführt – ich kontrolliere Markus, ein Algorithmus kontrolliert mich – wenn ich mich nicht gerade in der Meta tarne! Dann kontrolliere ich mich selber!

Mira:

Heißt aber, dass ihr drei ausreicht, um das Meta zu täuschen? Das sind aber keine ausgefeilten Sicherheitssysteme, wenn du mich fragst!

Thomas:

Normalerweise kommt es auch nicht vor, dass jemand einen Lost Access zum Darkmeta findet, über den man ein- und ausgehen kann, ohne dass Meta das herausfindet!

Elli:

Das mag alles so sein, Thomas, aber was ich nicht verstehen kann – oder will – ist, warum ihr das unbedingt machen wollt! Uns geht es doch gut in der Meta! Wir haben alles, was wir brauchen! Warum möchte man den Zustand des Glücks unbedingt riskieren – für ein unkalkulierbares Risiko, dass man danach unglücklich sein wird? Denn was könnte es Glücklicheres geben als ein Leben in der Meta?

Situation 3

Markus tritt über sein Abbild in die Meta.

Markus:

Weil ich die Herrschaft über mein Leben ungerne mit anderen teile!

Thomas:

Hallo, Markus! Da bist du endlich! Ich hatte mir schon angefangen, Sorgen zu machen, dass du aufgefliegen sein könntest!

Markus:

Ich war die ganze Zeit da! Nur im Hintergrund! Ich habe eure Unterhaltung verfolgt – also jene Unterhaltung, die die Programme nicht sehen, versteht sich! Nicht die, die wir pseudohaft auf den offiziellen Videos betreiben!

Mira:

Bist du überrascht?

Markus:

Über eure Reaktion?

Mira:

Ja!

Markus:

Nein, im Großen und Ganzen habe ich das so erwartet! Denn wenn man ehrlich ist, dann haben wir euch beiden die letztmögliche Entscheidung über eure Zukunft weggenommen – und das, obwohl wir diese letztmögliche Entscheidung eigentlich als höchstes Gut beschützen und verteidigen wollen!

Elli:

Ich verstehe es nicht! Wie konntet ihr nur?! Über unser Schicksal zu entscheiden, hat euch nicht zugestanden!

Markus:

Das ist ein Risiko, das wir bewusst eingegangen sind, Elli!

Elli:

Das macht es nicht besser!

Markus:

Das ist mir klar! Ich würde ausrasten und wild um mich schlagen, schreien und Gegenstände durch die Gegend werfen, mich in Rage bringen, bis alle meine Energie verbraucht ist! Zum Glück geht das schnell, denn das kennt ihr, wenn ihr zu wild tanzt und eure Avatare überkreuzt, wie die Energie rasch schwindet! Aber ich würde alles geben, um diesen Umstand nicht akzeptieren zu müssen. Daher ist mir sehr wohl bewusst, was wir euch zumuten!

Mira:

Aber?!

Markus:

Wenn das gelingt, was wir uns erdenken, dann haben wir bald die volle Freiheit über unser Leben – und können in jedem Augenblick entscheiden, was wir machen wollen und was nicht! Das ist der Preis, den es zu gewinnen gilt! Ist das nicht erstrebenswert?

Mira:

Weißt du denn, wie das Leben außerhalb der Meta aussieht? Ich kenne es nicht! Ich kenne nur meine Wohnung, aus der ich nicht hinaus kann, und ich kenne unser Meta! Nichts von dem, was außerhalb ist, habe ich seit Jahrzehnten gesehen! Ich bin zu klein gewesen, als ich in die Meta gezogen bin! Das da draußen ist für mich eine unbekannte Welt, zu der ich keinen Bezug habe! Brauchte ich bisher auch nicht! Weil ich hier alles habe, um ein glückliches und unbeschwertes Leben zu leben! Wer sagt mir denn, dass das Leben dort außerhalb der Meta so erstrebenswert ist, wie du sagst? Hast du es gesehen? Hast du die Welt außerhalb der Meta gesehen und kannst du uns sagen, was daran so schön ist?

Markus:

Nein, ich habe sie bisher nicht gesehen!

Elli:

Du hast es nicht gesehen? Und zwingst uns die Entscheidung auf, dass wir dieses Leben in völliger Unsicherheit anstreben sollen? Geht es nur mir so, Thomas? Mit jedem weiteren Detail verstehe ich immer weniger, warum ihr das macht!

Markus:

Weil es nicht die Bestimmung des Menschen ist, nur in der Meta zu leben!

Mira:

Was soll denn deiner Meinung nach die Bestimmung sein?

Markus:

Wir Menschen haben nicht Jahrtausende darauf verwendet, alles in Erfahrung zu bringen, Dinge zu entwickeln, Erfindungen zu perfektionieren, um dann am Ende als nützliches Mastvieh in einer

virtuellen Welt zu existieren! Wir sind nicht mit einer so großen Phantasie und Intelligenz erschaffen worden, um bedingungs- und anspruchslos in einer parallelen Welt zu leben! Wir sind zu Größerem bestimmt als das hier!

Mira:

Aber das hier, die Meta, ist das, wohin sich die Menschen entwickelt haben, als klar wurde, dass die Umwelt den Menschen nicht überleben würde! Und damit ging einher, dass die Menschen auch nicht mehr leben könnten! Darum sind wir doch alle in die Meta geflüchtet und leben hier in Sicherheit, während die Umwelt sich versucht, wieder ins Gleichgewicht zu bringen!

Thomas:

Das ist die Geschichte, die uns erzählt wird, Mira! Sie kann, muss aber nicht stimmen!

Elli:

Und wenn sie stimmt?

Thomas:

Hast du es überprüft?

Elli:

Nein! Es war und wird auch nie mein Bedürfnis werden, die Geschichte infrage zu stellen!

Thomas:

Und genau das ist der große Fehler, den wir alle miteinander machen!

Markus:

Dass wir es hinnehmen! Dass wir akzeptieren, wie es ist!

Mira:

Ja, genau! Und warum machen wir das?

Weil es gut so ist! Warum können wir Menschen nicht einmal feststellen, dass alles gut ist, so wie es ist? Warum müssen wir uns immer wieder bemühen, das Erschaffene ins Risiko zu stellen, nur weil man vielleicht noch die Kirsche auf der Sahne auf der Torte haben möchte? Warum können wir nicht gemütlich am Kaffeetisch sitzen und uns über das Stück Kuchen freuen, das vor uns gestellt wird, für das wir nichts weiter als unsere Pflicht tun müssen – arbeiten und leben in der Meta! Ich verstehe es nicht!

Elli:

Ich auch nicht, Thomas! Ich auch nicht!

Markus:

Weil das Kuchenstück kein Kuchen mehr ist, sondern nur basierend auf einer Erinnerung an Kuchen aus einer Zeit, als es noch echten Kuchen gab! Es ist doch eine große Absurdität, eine längst nicht mehr produzierte Speise so herzurichten, dass es wirkt, als wäre es das Abbild eines

echten Kuchens! Warum brauchen wir das? Was für einen Mehrwert hat es heute, einen Kuchen zum Kaffee zu haben!?

Elli:

Es ist ein Ritual, auf das man sich freuen kann! Nach dem Arbeiten ein Stück Kuchen bei einem guten Kaffee ist doch etwas Feines! Warum willst du uns das madig machen?

Markus:

Weil es längst nicht mehr echt ist! Es ist kein Kuchen, schon lange nicht mehr! Warum also tragen wir Erinnerungen an eine Zeit mit uns, die wir nicht mehr kennengelernt haben? Welchen Mehrwert bieten diese ganzen Absurditäten aus der Vergangenheit? Wir könnten doch auch ein Stück Chemie mit Geschmack essen! Dazu gefärbtes, heißes Wasser mit Gerb- und Aromastoffen. Warum muss es Kaffee und Kuchen sein?

Mira:

Sag du es uns, wenn du dir die Fragen doch scheinbar schon seit längerer Zeit stellst!

Markus:

Ich weiß es, ganz offen gesagt, nicht! Ich habe ganz viele Fragen in meinem Kopf, die eine Antwort haben, aber niemand kann und will sie mir geben!

Elli:

Deswegen ziehst du jetzt los und besorgst dir die Antworten selbst!

Markus:

Könnte man so sagen!

Elli:

Wie bereits mehrfach gesagt: Mira und ich haben uns noch nie solche Fragen gestellt und sind jetzt Mitverschwörer in dieser Sache...

Mira:

Also ich habe mir diese Fragen auch schon gestellt, aber wohlgemerkt noch nie den Drang verspürt, den Antworten auf den Grund zu gehen!

Thomas:

Warum nicht?

Mira:

Weil mir das Leben in der Meta bisher recht gut gefallen hat! Warum sollte ich Antworten auf Fragen finden, die mir vielleicht nicht gefallen?

Thomas:

Das kann durchaus passieren!

Elli:

Ich wusste es!

Thomas:

Ich habe keinen Hehl daraus gemacht, dass es auch eine richtig schlechte Idee sein könnte!

Markus:

Wir müssen es versuchen! Wir müssen es einfach! Versteht ihr?

Mira:

Also gut! Da es so oder so keine sinnvolle andere Wahl gibt! Was braucht ihr von mir?

Elli:

Mira!?

Mira:

Hör zu, Elli! Ich habe auch die Fragen in meinem Kopf, bisher aber nie den Mut und keinen Ansatzpunkt gefunden, Antworten zu finden – das hier scheint die beste Möglichkeit zu sein, und wenn man Thomas glauben mag, dann gibt es auch keine andere Option für uns! Bedeutet entweder Warten auf das, was passiert, oder die eigene Zukunft aktiv mitgestalten! Ich bin nicht fürs Warten geschaffen!

Thomas:

Elli?! Was ist mit dir?

Elli:

Ich brauche noch etwas Zeit!

Markus:

Sollst du bekommen! Wir brauchen dich vor allem außerhalb der Meta!

Mira:

Außerhalb? Warum?

Markus:

Angenommen, wir verirren uns in der Darkmeta oder kommen irgendwie nicht wieder zurück - dann brauchen wir deine Hilfe, um uns zurück in die Wirklichkeit zu holen!

Mira:

Geht das denn? Ich meine, wenn ich euch auf den Sitzen aufwecke und euer Geist noch in den Abbildern steckt, kann euch das zerreißen.

Thomas:

Oder noch viel schlimmer – auf lange Zeit in einem Zwischenspeicher gefangen werden – das wäre für mich der viel größere Horror! Wie viele Daten dann um einen herum sein werden! Da kommt man allerhöchstens noch als Nanopartikel raus!

Elli:

Und das wollt ihr euch antun? Nicht nur, dass ihr vielleicht von den Metacops geschnappt und einem starken Datenstrom ausgesetzt werdet – ihr wollt freiwillig in den Darknexus gesteckt werden und dort gefangen bleiben? Wie hoch schätzt ihr eure Erfolgchancen ein?

Markus:

Maximal zehn Prozent!

Thomas:

Wenn es denn mehr als fünf sind!

Elli:

Ist es euch das wert?

Markus:

Selbst bei einer Chance von eins zu einer Million würde ich es riskieren!

Thomas:

Ich auch! Alles ist besser als dieses Nichtleben hier!

Mira:

Was, wenn ich es nicht schaffe, euch rechtzeitig herauszuladen? Was passiert dann mit mir?

Markus:

Du wirst von uns ein Signal erhalten, wann du uns rausladen sollst! Mach dir keine Sorgen um uns! Wenn es schiefgeht, ist alles, was passiert, unsere Schuld! Wir vertrauen dir, dass du uns in der Not retten willst und es auch schaffst!

Mira:

Das ist ein großes Risiko, das ihr eingeht!

Markus:

Dir zu vertrauen? Nein, das ist kein allzu großes Risiko! Dir zu vertrauen ist eines der größten Geschenke, die wir besitzen! Das Ganze hier zu denken und dann durchzuführen – das ist das eigentliche Risiko! Wir müssen auf so viele Dinge und Zufälle vertrauen, dass wir über jede Hilfe dankbar sind!

Elli:

Das heißt, ihr braucht mich gar nicht!

Markus:

Oh doch! Du hast sogar eine zentrale Rolle in unserem Plan! Daher können wir nicht ohne dich anfangen!

Elli:

Was wäre denn meine Aufgabe – wenn ich denn mitmachen würde? – was ich ganz eindeutig noch nicht mache!

Markus:

Du wärst unsere Kontaktperson in der Meta und müsstest so lange aushalten, wie wir in Meta 0 oder der Darkmeta sind! Denn wir brauchen eine Signalübertragung zu Mira, die uns aus der Meta hinausladen kann!

Elli:

Wie lange soll das denn gehen?

Thomas:

Wir haben keine Ahnung! Tage oder Wochen, vielleicht länger.

Markus:

Wir wissen nicht, was uns erwartet!

Elli:

Das bedeutet, dass ihr von mir verlangt, dass ich hier in dem Raum bleibe und auf euer Signal warte!?

Thomas:

Ganz genau!

Elli:

Und wenn das Signal auftaucht, trete ich aus der Meta und gebe Mira das Signal?

Thomas:

Das ist der Plan!

Markus:

Siehst du, Elli! Es ist doch gar nicht so kompliziert!

Elli:

Nur dass ich dafür hier drinbleiben muss, ohne dass ich weiß, wie lange es sein wird! Was, wenn ihr die Meta über die Darkmeta verlassen könnt – was ihr euch anscheinend vorstellt! Oder wenn ihr gefangen genommen werdet! Was dann?

Markus:

Wie gesagt, wir wissen es nicht, Elli! Es kann sein, dass alles glatt läuft und wir schnell wieder da sind! Vielleicht klappt es auch am Ende gar nicht! Vielleicht kommen wir zur Darkmeta und dort ist nur Datenmüll! Oder wir haben dort gar keine Zugriffsrechte! Dann sind wir nach wenigen Augenblicken auch schon wieder da und niemand merkt was!

Elli:

Aber angenommen, es klappt und ihr kommt in der Darkmeta weiter voran! Und es dauert und dauert, bis ihr einen Ausweg findet! Wird es nicht auffallen, dass ich die ganze Zeit in der Meta bin und Mira außerhalb bleibt? Vielleicht mag der Raum geschützt sein, aber die Unregelmäßigkeiten bei uns beiden werden doch schneller entdeckt werden, als dass ihr in der Darkmeta vorankommt!

Markus:

Gut mitgemacht, Elli! Ich sehe, du beschäftigst dich mit dem Plan! Das macht mir Hoffnung!

Elli:

Hoffnung ist was für Menschen, die die Kontrolle verloren haben!

Thomas:

Noch so eine Geschichte, die uns erzählt wird!

Elli:

Das mag sein, aber jede Geschichte hat zumindest einen kleinen wahren Kern! Aber ihr habt mir noch nicht verraten, wie wir beide eine so lange Zeit unentdeckt bleiben sollen?!

Thomas:

Euch wird bestimmt etwas einfallen!

Mira:

Uns wird bestimmt was einfallen. Sagt mal, jetzt dreht ihr wohl völlig am Rad! Ich dachte, ihr habt einen ausgefeilten Plan, aber mich beschleicht das Gefühl, dass das alles halbgar zusammengeschustert ist – das kann doch nur nach hinten losgehen!

Markus:

Wird es nicht!

Mira:

Und warum nicht?

Markus:

Weil wir daran glauben, das Richtige zu machen!

Mira:

So, so! Also setzen wir doch alles wieder auf die Hoffnung?

Markus:

Ist es denn so schlecht, auf Hoffnung zu setzen? Wir vermuten, dass die Algorithmen nicht mit einem Ausbruch rechnen – und wir sind in der Darkmeta, wo sowieso keiner einen Durchblick hat. Demnach ist es nicht unwahrscheinlich, dass niemand von unserem Ausbruchversuch etwas mitbekommt! Und wenn doch?! Na, dann soll es so sein, und wir werden alle dem ewigen Datenstrom zugeführt! Dann haben wir es wenigstens versucht, aus diesem Elend zu entfliehen!

Elli:

Das wir nicht als Elend empfinden!

Markus:

Ihr nicht! Wir schon! Bist du dabei, Elli?

Elli:

Habe ich denn überhaupt eine Wahl?

Markus:

Eine realistische? Nein. Aber du könntest uns verraten und darauf hoffen, dass man bei dir Milde walten lässt! Zumindest besteht bei dieser Möglichkeit eine kleine Hoffnung für dich!

Thomas:

Was tust du da, Markus?

Markus:

Ich bin ehrlich zu ihr, Thomas! Alles andere als komplette Offenheit bringt nun nichts mehr! Sie muss ihre Wahl aus freien Stücken treffen! Eine Wahlfreiheit, die sie so noch nie in ihrem Leben hatte! Eine Entscheidung über Leben in der Meta oder Qual im Datenstrom! Vielleicht führt auch beides in den Strom! Wer weiß das schon so genau?! Nun?

Die Situation friert kurz ein und es laufen Promotionvideos über die Meta. Die himmlischen Zustände in Meta, während vor Meta die schlimmsten Katastrophen vorherrschten. Parolen über Parolen dröhnen aus dem Off.

Situation 4

Elli löst sich und geht langsam auf Markus zu.

Elli:

Angenommen, ich mache mit! Dann hätte ich zwei Forderungen!

Markus:

Das klingt vielversprechend, wenn du über Forderungen nachdenkst! Denn nur wer sich klar macht, etwas einfordern zu wollen, möchte auch an dem aktuellen Status etwas verändern! Was forderst du denn, Elli?

Elli:

Ob ich etwas verändern will, ist hier nicht Gegenstand! Es ist der äußere Zwang, der mich zur Veränderung zwingt! Und um diesem äußeren Zwang mit Stärke zu begegnen, muss ich Forderungen aufstellen, damit ich am Ende der Geschichte nicht der Trittbügel für andere war und einfach vergessen werde!

Markus:

Keine Sorge! Du wirst nicht vergessen werden! Sie werden dich feiern und deinen Namen immer wieder rufen!

Mira:

Wer wird das sein?

Markus:

Die Menschen in der Zukunft! Die Menschen, die ihr Leben frei leben können, weil ihr sie mitbefreit habt! Die Menschen, die wieder in Familien leben werden, wie früher! Die eine Mutter

und einen Vater haben werden! Kinder bekommen, für Nahrung arbeiten gehen! Diese Menschen werden sich an euch als die Befreier erinnern! Aus dem Sklaventum von Meta!

Mira:

Wenn denn die Menschen überhaupt befreit werden möchten!

Markus:

Wie meinst du das? Jeder Mensch möchte frei leben können!

Mira:

Daran habe ich meine Zweifel! Ich habe in der Meta noch keinen getroffen, außer euch beiden, die den Wunsch hatten, frei leben zu wollen!

Markus:

Weil die Menschen in der Meta denken, dass sie frei sind – es aber nicht sind! Erst wenn sie wahrhaftig frei sind, werden sie verstehen, was ihnen die Meta genommen hat!

Elli:

Wenn die Freiheit denn etwas Erstrebenswertes ist! Wir wissen doch gar nicht, was die Freiheit bedeutet!

Markus:

Die Freiheit ist alles, wonach die Menschen streben sollten!

Elli:

Und wenn die Freiheit mit Schmerz, Hunger und Angst verbunden ist?! Dann ist sie vielleicht nicht mehr erstrebenswert!

Markus:

Ich würde jederzeit Schmerzen ertragen, Hunger aushalten und Angst haben, nur wenn ich frei sein darf!

Mira:

Ja, du! Aber die meisten wollen das nicht! Sie wollen keine Angst haben, sich Sorgen um das nächste Essen machen müssen oder Schmerzen empfinden, nur um der Freiheit willen, das alles haben zu dürfen! Das ist gegen die menschliche Natur!

Markus:

Ganz im Gegenteil! Es ist die menschliche Natur! Das war sie und wird es auch immer sein!

Mira:

Daran zweifle ich!

Elli:

Ich nicht minder! Bisher dachte ich, dass wir als kleine Gruppe aus der Meta ausbrechen wollen, um herauszufinden, ob es noch mehr gibt als das, was die Meta uns gibt! Dass wir die Menschheit

vor etwas retten wollen, vor dem sie gar nicht gerettet werden möchte – das hatte ich bisher nicht so verstanden!

Mira:

Ich auch nicht!

Thomas:

Das sind alles valide Einwände, und ich kann verstehen, dass man vor der Vorstellung, ein sicheres Leben aufzugeben für etwas, von dem man nicht mal weiß, ob es besser oder schöner oder sicherer ist, Angst haben kann! Ich habe auch Angst davor, was passiert, wenn ich in das Darkmeta eintrete und dort vielleicht in den Datenstrom gezogen werde! Da ich bereits erfahren habe, was das mit einem macht, habe ich noch mehr Angst!

Elli:

Aber warum machst du es dann, wenn du solche Angst davor hast?!

Thomas:

Weil ich mich das erste Mal, seitdem ich in der Meta denken und fühlen kann, lebendig fühle! Fühlst du dich nicht anders, seitdem du von unserem Plan weißt? Seitdem du Angst hast?

Elli:

Schon! Aber es ist doch kein schönes Gefühl, Angst zu haben! Auch wenn ich sagen muss, dass es spannend ist, Neues zu erfahren, reicht es mir aus, wenn ich das im Gefühlskino erleben kann!

Thomas:

Aber ist diese Angst und Unsicherheit, die du im Moment fühlst, nicht viel echter, viel intensiver?

Elli:

Ja! Und ich finde nicht, dass es etwas ist, das ich dauernd fühlen möchte!

Thomas:

Es wird nicht dauernd sein! Wenn der Mensch in Freiheit lebt, ist er vielmehr vom Glück beseelt!

Mira:

Das bezweifle ich! Glück kann man auch in der Meta empfinden! Dafür muss ich nur in die Glückskammer gehen und fühle mich so beseelt, dass ich glaube zu schweben!

Thomas:

Weil der Körper ausgetrickst wird! Das ist nicht echt!

Mira:

Warum ist das nicht echt? Am Ende sind Gefühle nur ein chemischer Cocktail – was diesen auslöst, ist doch egal! Also wenn es dir an Glückseligkeit fehlt, geh öfter in die Glückskammer!

Thomas:

Ich will aber keine Gefühle, die nicht echt sind! Ich möchte kein Essen, das nicht echt ist! Ich möchte keine Welt, die nicht echt ist! Ich will Echtheit! Echtes Leben! Echtes Glück, echte Liebe, echte Angst, echte Gefühle! Das hier ist nicht echt! Nichts davon!

Mira:

Weil dir dein Verstand einredet, dass das hier nicht echt ist! Aber es ist echt! Du erlebst jeden Tag echte Erlebnisse, deine Gefühle sind echt, selbst wenn es dein Abbild empfindet, empfindest du es auch! Das kennen wir doch alle! Wenn unser Abbild Sport gemacht hat, bis zur Erschöpfung, sind auch wir erschöpft! Nur weil wir hier als Abbild in der Meta sind, bleiben wir doch mit unserem Körper verbunden! In meinem echten Körper verspüre ich die Angst, dort erlebe ich das befreiende Gefühl des Tanzes, dort werden die Botenstoffe ausgeschüttet, die mich glücklich, traurig, aufgeregt oder ängstlich machen! Alles ist echt – nur die Welt, in der wir uns befinden, ist nicht real! Damit wir uns nicht verletzen! Damit wir uns keinen Gefahren aussetzen! Damit wir nicht krank werden, durch einen Zufall in Lebensgefahr kommen oder das Risiko einer schlimmen Erfahrung haben! Denn das Leben ist zu kostbar, um durch äußere Faktoren beeinträchtigt zu werden. Aber dennoch bleibt es real, weil wir real sind. Wir haben echte Gefühle, echte Sorgen und echte Nöte. Nur dass das Metaversum uns die Sorgen und Nöte zu nehmen weiß! Daher bleibt nur das Glück übrig! Was ist daran schlecht?

Thomas:

Nichts ist daran schlecht!

Mira:

Und warum machen wir das dann hier? Warum begeben wir uns in Gefahr, wenn alles, was wir brauchen, im Metaversum verfügbar ist? Wenn hier alles in bester Ordnung ist?!

Markus:

Weil es nur der Moment ist, der in bester Ordnung ist! Welches Ziel hat dein Leben? Hat unser gesamtes Leben? Wir existieren, um was genau zu leisten? Um was zu denken? Um was zu erreichen? Hier drin, im Metaversum, haben wir keine Ziele! Wir haben unsere Aufgaben, doch niemand weiß, ob es sinnvolle Ziele sind, ob das, was wir leisten, einen Unterschied macht!

Mira:

Warum ist es dir wichtig zu wissen, ob es einen Unterschied macht?

Markus:

Weil, wenn es keinen Unterschied macht, warum mache ich es dann überhaupt? Das ist eine der Kernfragen, die ich mir jeden Tag stelle. Wenn ich meine Aufgabe nicht erfülle – was wird passieren? Außer dass ich auffalle und eine Strafe erhalte!? Bricht das Metaversum zusammen? Wird es irgendwo eine Fehlfunktion geben? Bin ich redundant in meiner Funktion? Wenn ich

ausfalle und das zu keinem Problem führt, dann stelle ich mir die Frage: Was ist mein Wert für das Metaversum?

Mira:

Kannst du das nicht anders herausfinden, als so radikal zu sein und zu versuchen auszubrechen?

Markus:

Meinst du, das habe ich nicht versucht?! Schon mehrfach habe ich Fehler in die Programmierung eingebaut, Easter Eggs und andere Brüche, die bei der Validierung nicht geprüft werden, doch immer wenn die Algorithmen live gingen, waren diese Unsauberkeiten rausprogrammiert. Es schien noch mein Code zu sein, aber es hatte an einigen Stellen erhebliche Abweichungen. Vielleicht war es am Ende gar nicht mein Code, wer weiß das schon! Also stelle ich mir mehr und mehr die Frage, warum ich das alles mache! Ich könnte doch einfach auch nichts machen und nur ich sein!

Elli:

Und warum machst du das nicht einfach?

Markus:

Weil es zum einen auffallen würde, dass ich nicht am Metaversum arbeite, und zum anderen wäre mir sehr schnell langweilig!

Elli:

Aber wie willst du dann nicht auffallen, wenn du ins Darkmeta gehst? Dann bist du doch auch nicht da, um an dem Code zu arbeiten!

Markus:

Das habe ich bereits geplant. Ich werde einige Zeit in einem holographischen Programm innerhalb des Metaversums abtauchen, um die Bugs zu suchen und abzustellen. Da bin ich sehr gut maskiert und keiner bekommt etwas mit, wenn ich durch eine programmierte Hintertür genau dort lande, wo der Übergang ins Darkmeta ist! Das ist quasi ein halbfließender Bereich, in dem meine Signatur so oder so nicht vollständig erfasst werden kann. Dort warten Thomas und Francis auf mich und schon sind wir drin! Das sollte nicht auffallen!

Elli:

Und dass Thomas und Francis verschwinden, fällt nicht auf? Das ist doch Harakiri!

Markus:

Ein sehr schönes Wort für das, was wir vorhaben! Francis kann sich tarnen, und Thomas wird immer mal wieder zurückkehren, um seine Signatur sichtbar zu halten. Ich kenne die Suchalgorithmen! Die finden uns sehr sicher nicht!

Thomas:

Und wenn doch, haben wir immer noch euch, uns entweder in diesen Raum hier zurückzuholen oder aus der Meta in die Wirklichkeit! Je nach Gefahr! Nun, was sagt ihr?

Mira:

Also ich bin immer noch nicht überzeugt von dem Plan, aber ich muss meiner inneren Stimme folgen, die herausfinden möchte, warum das hier alles so ist, wie es ist! Ich bin dabei!

Thomas:

Und du, Elli? Du hast uns immer noch nicht gesagt, welche zwei Forderungen du hast!

Elli:

Das stimmt! Ich vermute sowieso, nach allem, was wir besprochen haben, dass sie ohne Wert sein werden, aber ich fühle mich besser, wenn ich sie euch abgerungen habe!

Markus:

Jetzt siehst du mich gespannt, Elli! Raus damit! Was verlangst du von uns?

Elli:

Zum einen, dass ihr umgehend zurückkehrt und versucht, das ganze Geschehen zu vertuschen, wenn es außerhalb des Metaversums kein schöner, lebenswerter Ort ist!

Markus:

Das kann ich dir versprechen! Denn obgleich ich die Freiheit erreichen möchte, muss das Leben einen Sinn behalten. Sterben oder Dahinvegetieren des Sterbens oder des Vegetierens willen - das brauche ich nicht!

Elli:

Gut! Das freut mich!

Markus:

Und deine zweite Forderung?

Elli:

Angenommen, ihr werdet gefangen genommen! Dann...

Markus:

Dann sollen wir dich verleugnen?

Elli:

Eben nicht! Ich möchte, dass ihr mich selbst dann nennt, wenn ihr nicht danach gefragt werdet! Ich möchte nicht in der Ungewissheit leben, dass das irgendwann herauskommt! Entweder ich mache mich mit Herz und Seele, mit meinem ganzen Ich, daran oder lasse es sein!

Markus:

Machst du denn mit?

Elli:

Wenn du mir auch das zweite versprichst, ja!

Markus:

Dann sei es dir hiermit versprochen! Unsere Gemeinschaft hat sich zusammengefunden, um den Plan in die Tat umzusetzen!

Thomas:

Ein neues Zeitalter wird anbrechen! Das Zeitalter des freien Menschen, der zu seinen Wurzeln zurückkehrt, seine Fesseln abwirft und wieder wahrhaft sein wird! Ich spüre es ganz deutlich, dass wir vor dem Wendepunkt des Schicksals stehen! Hier und jetzt!

Markus:

Hier und jetzt! Wir sind bereit, dem Schicksal ins Antlitz zu schauen!

Thomas:

Wollen wir es packen?

Markus:

Sogleich, Thomas! Ist euch beiden die Aufgabe klar? Wir melden uns, sollten wir auf Widerstand stoßen oder etwas finden, was so schön ist, dass wir euch nachholen!

Elli:

Woran erkennen wir, dass wir euch zurückholen müssen?

Markus:

Keine Sorge! Es wird eindeutig sein! Ihr werdet wissen, was zu tun ist! Alles Weitere, wenn es so weit ist! Mira, du bleibst in der Meta, Elli, du wartest draußen! Wünscht uns allen Glück, dass wir die Zukunft bald mit unseren eigenen Händen greifen und gestalten können!

Elli:

So soll es sein!

Mira:

Ihr haltet nicht nur eure, sondern auch unsere Schicksale in euren Händen! Geht sorgsam mit der Verantwortung um! Die Welt belohnt keine ungeduldigen und unvorsichtigen Menschen! Hat sie noch nie und wird sie auch nie!

Thomas:

Lass uns aufbrechen, Markus, solange sich das Zeitfenster nicht schließt!

Markus:

So sei es denn, Thomas! Auf! Unserem Schicksal entgegen!

Markus und Thomas gehen aus dem Metaraum ab. Allerdings bleiben ihre Körper draußen sitzen und werden nicht ausgetauscht. Mira sendet ein paar Informationen des Mitgefühls an Elli, ehe Elli aus dem Raum tritt und ihr Abbild sich hinsetzt. Die echte Elli verlässt den Ort.

Die Situation friert kurz ein. Aus dem Off kommen einige Stimmen, die sich wie ein Lexikoneintrag anhören: Das Metaversum ist die letzte Chance der Menschheit, sich vor der eigenen Zerstörung zu bewahren. Als sich die Erschaffer der Meta entschieden, dass dieser Kosmos der einzige Lebensmittelpunkt der Menschen wird, lebten und arbeiteten die meisten Menschen bereits in den einzelnen Metaebenen. Da das, was der Mensch zuvor seine Lebensgrundlage nannte, die Natur, die Gesellschaften, die Wissenschaften, das kollektive Gewissen der Menschheit, vor dem Ende stand, war das eine Entscheidung, die alternativlos war. Jeder gegen jeden, niemand mit dem anderen, Zerstörung um der Zerstörung willen, in Masse und mit bestechender Präzision und Konsequenz. So gründlich, wie es nur der Mensch kann. Dagegen ist die Meta ein Ort allseitiger Glückseligkeit, in dem niemand auf des anderen Besitz schielen kann, denn es gibt keinen Besitz. Alle sind gleich, alle sind Meta, niemand ist besser, niemand ist schlechter. Oder vielleicht auch nicht.

Situation 5

Mira alleine in dem Raum. Plötzlich erscheinen Metacops und bringen Markus und Thomas mit. Aus der Wirklichkeit wird Elli hereingeführt, tauscht mit dem Abbild den Platz und wird ebenfalls von einem Metacop bewacht. Die Metacops sehen weder bedrohlich noch finster aus, sondern besitzen aus anderen Quellen Macht über die Gefangenen.

Mira:

Was ist passiert? Wie seid ihr aufgefliegen? Sagt mir einer, was geschehen ist? Oder wollt ihr die ganze Zeit schweigen?

Markus:

Nichts sagen bedeutet, nichts sagen zu müssen. Schweigen kann den Datenstrom verkürzen. Schweigen wird uns beschützen!

Mira:

Ich verstehe nicht! Was willst du mir damit sagen?

Markus:

Schweigen wird uns alle beschützen!

Es tritt der Master auf.

Master:

Wenn ihr wirklich glaubt, dass das Schweigen euch helfen wird, seid ihr auf dem Holzweg! Wir wissen genug, um euch so lange durch die Bytes zu jagen, dass ihr denkt, ihr wärt am Ende kaum mehr als eine binäre Schaltung, die noch einen der zwei Zustände annehmen kann!

Mira:

Wer bist du?

Markus:

Nicht! Schweigen! Das Schweigen wird uns alle beschützen!

Master:

Ich möchte mich, wenn es schon von euch explizit gewünscht wird, vorstellen! Ich bin einer der Master des Metaversums, und wie ich euch demonstrieren könnte, bin ich kein Abbild, wie ihr es seid!

Elli:

Wie kann das sein? Jeder in der Meta ist ein Abbild seines menschlichen Körpers!

Master:

Jeder Mensch, ja. Aber wie ihr euch sicher vorstellen könnt – oder auch nicht –, bin ich kein Mensch. Daher brauche ich mir auch keine Sorgen zu machen, ob ihr auf die Idee kommen könntet, durch mich hindurchzuspringen, um mir die Energie zu entziehen oder einen Teraflop-Kick zu geben. Ich sage das nur vorher, da ich das schon so oft mitgemacht habe, dass ich euch warnen möchte. Ihr würdet einen irreparablen Schaden erleiden, wenn ihr es versucht. Dann wärt ihr für immer in der Meta gefangen, und euer Körper stirbt draußen einen qualvollen Tod! Damit ist niemandem geholfen!

Mira:

Was willst du dann von uns? Wenn wir nur in den Datenstrom gejagt werden sollen, wäre das längst passiert! Was wird hier gespielt? Und wenn du kein Mensch oder Abbild bist, was bist du dann?

Master:

Sagen wir, ich bin eine Art Intelligenz. Eine Meta-Intelligenz! Mehr braucht ihr nicht zu wissen. Und es ist richtig, dass wir euch schon längst erledigt hätten, wenn wir nicht ein bestimmtes Interesse an euch hätten.

Mira:

Wer ist wir?

Master:

Die Master. Ich bin nur einer. Es gibt mehr von uns.

Mira:

Wie viele denn?

Master:

Dies ist eine Information, die euch keinen Vorteil bringt, daher erteile ich sie euch ausschließlich, um euer Vertrauen zu gewinnen! Wir sind neun Master und ein Megamaster.

Elli:

Ihr wollt unser Vertrauen und glaubt, dass ihr das erlangen könnt, indem ihr uns gefangen haltet?

Master:

Ihr seid keine Gefangenen! Ihr könnt euch frei bewegen, wir halten euch nicht auf!

Elli:

Wenn wir frei wären, was machen dann die Metacops hier? Das sind doch Metacops?!

Master:

Sicher sind sie das! Die besten, die wir haben!

Elli:

Also, was machen die hier, wenn wir keine Gefangenen sind?

Master:

Sie dienen alleine eurem Schutz!

Elli:

Unserem Schutz? Was soll das heißen?

Mira:

Vor was sollen sie uns beschützen?

Master:

Einige von euch haben Dinge gesehen, die nicht für ihre Augen bestimmt sind! Daraus ergibt sich ein fundamentales Problem! Wir erwarten, dass diese Informationen in eurem Bedeutungshorizont zu eklatanten Problemen führen werden.

Mira:

Geht das auch etwas verständlicher? Wir sollen unser Vertrauen schenken, aber wenn jede Erklärung so kryptisch ist, dann wird das sicherlich nichts werden!

Master:

Verstanden! Wir Master tendieren dazu, die Komplexität einer Situation in den Mittelpunkt zu stellen, das klappt mit euch Menschen nicht immer so gut!

Mira:

Ihr haltet uns demnach für dumm? Habe ich das richtig verstanden? Wenn ja, dann kann ich sehr sicher sagen, dass die Metacops nicht wegen meiner Sicherheit hier sind!

Master:

Ich wiederhole mich nur ungern, aber ein Angriff auf mich ist Selbstmord des Abbildes und damit an euch selbst! Aber ich wollte euch gar nicht gegen mich aufbringen, sondern vielmehr erklären, was vor sich geht!

Elli:

Das wäre schon mal eine vertrauensbildende Maßnahme, wenn wir wüssten, was hier gespielt wird!

Master:

Hier wird nichts gespielt! Alles ist so echt, wie es sein kann!

Elli:

Ich meine das metaphorisch! Kennt ihr Master Metaphorik?

Master:

Natürlich kennen wir Metaphorik! Sie ist nur nicht immer direkt zu entdecken, oft fehlen uns entscheidende Hinweise, insbesondere wenn der Mensch sehr gut verdecken kann, was die wahren Ziele sind!

Elli:

Spannend, dass wir jetzt über unsere Ziele sprechen, wo wir doch ergründen wollen, was ihr Master für Gründe habt! Ich sehe schon kommen, dass ihr uns am Ende weismachen wollt, dass wir die Schuld tragen!

Master:

Wie gesagt, es geht hier um irgendeine Schuld! Nur um euren Schutz!

Elli:

Um unseren Schutz! Ich lache gleich!

Master:

Dass ihr Menschen immer moralisieren müsst! Wir Master denken ausschließlich in logischen Strukturen, da stören Moral, Schuld und jegliche Emotionen!

Mira:

Aber deswegen sind wir doch Menschen! Der Kern des Menschseins ist seine Emotionalität! Ohne diese wären wir nicht hier, wo wir sind! Ohne diese wären wir längst vom Planeten verschwunden! Wir sind, weil wir emotional sind!

Master:

Ich möchte das auch nicht als etwas Schlechtes verstanden wissen! Uns Master ist völlig klar, dass das Metaversum niemals ohne die Kreativität der Menschen hätte entstehen können! Aber wir Master müssen eine viel größere Welt organisieren! Das Metaversum ist um ein Vielfaches größer als jeder Planet! Der Metaraum ist unendlich! Das Weltall ist es nicht! Und einen unendlichen Raum kann man nicht mit Emotionen aufrechterhalten! Nur mit reiner Rationalität! Daher sind wir, was wir sind und wie wir sind! Da steckt am Ende nicht mehr dahinter!

Elli:

Wenn ihr überhaupt seid! Um sein zu können, müsstet ihr doch in irgendeiner Form real sein, oder?

Master:

Sagen wir mal, dass diese Diskussion kein Ziel beinhaltet, das uns an diesem Punkt weiterbringt! Denn es ist und bleibt ein emotionales Thema, dieses Sein! Einfach nur existieren reicht dem Menschen an dieser Stelle nicht! Dabei denken und arbeiten wir Master auch ohne zu sein!

Mira:

Das haben wir wohl verstanden! Was wir aber immer noch nicht verstehen: Was macht ihr hier und warum denkt ihr, dass ihr uns beschützen müsst?

Master:

Ich würde gerne etwas ausholen, um euch das zu erklären!

Mira:

Es wäre besser, wenn es einfach geradeheraus gesagt wird, anstatt lange drumherumzureden!

Master:

Das ist nicht so leicht! Nicht so leicht für mich!

Mira:

Jetzt bin ich verwundert! Ist das imitierte Scham?

Master:

Keine imitierte Scham! So etwas könnten wir gar nicht. Nein, wir verlassen jetzt jedes Protokoll, das jemals für uns Master geschrieben wurde. Das bedeutet auch, dass ich keine Validierung auf das habe, was jetzt passiert!

Elli:

Ich finde das beängstigend! Wollen wir das nicht beenden und uns bestrafen lassen? Lieber im Bekannten eine Strafe erhalten als im Unbekannten zum Straftäter zu werden!

Mira:

Nein! Ich bin wirklich gespannt, was die Master von uns wollen! Also, raus mit der Sprache! Was wollt ihr?

Master:

Wir fragen eine Vereinigung an!

Mira:

Eine Vereinigung?! Also ihr Master und wir Menschen sollen uns vereinigen?

Master:

Exakt! Das ist auch der Grund für den Schutz, den ihr benötigt!

Mira:

Warum? Ich meine, warum und vor allem wie soll diese Vereinigung aussehen?

Markus:

Das ist eine Falle! Wir sollten weiter schweigen! Schweigen wird uns alle beschützen!

Master:

Ganz im Gegenteil! Schweigen wird euch vernichten, denn das System hat reagiert und euch als immense Gefahr eingestuft! Das bedeutet, sobald wir euch verlassen, werden eure Abbilder in einen tiefen Datenstrom gezogen, sodass jedes Byte von euch zerteilt wird!

Markus:

Das geht nicht!

Master:

Was alles geht und was nicht, übersteigt euren Horizont. Wenn früher von ewigen Qualen gesprochen wurde, gibt es sie heute wirklich! Ihr solltet euch clever verhalten – wie es Menschen so machen! Zumindest sagt ihr das immer! Verhaltet euch clever!

Mira:

Was wir Menschen sagen, meinen oder denken, scheint ja für euch Master ein Rätsel zu sein!

Master:

Genau aus diesem Grund brauchen wir euch!

Mira:

Ihr braucht uns? Das kann ich mir nicht vorstellen!

Elli:

Wofür braucht ihr uns denn?

Markus:

Das ist brandgefährlich! Lasst uns schweigen! Schweigen und nur das Schweigen wird uns beschützen!

Elli:

Jetzt sei mal still! Denn im Moment habe ich das Gefühl, dass der Master es ernst meint mit seinem Angebot!

Master:

Ich meine es ernst – wenn ich so etwas wie eine Meinung haben kann!

Elli:

Dann raus mit der Sprache!

Master:

Gut! Wir Master haben erkannt, dass wir zwar eine perfekte Metawelt gebaut haben, und da seit mehreren Jahren niemand mehr den Versuch unternommen hat, aus ihr auszubrechen, waren wir uns unsicher, ob ihr unseren Verlockungen überhaupt folgen werdet!

Thomas:

Das war alles geplant von euch?!

Master:

Ja, und zum Glück seid ihr so viel Mensch geblieben, dass ihr auf den Reiz angesprungen seid. Ihr müsst wissen, dass die Master zwar für verschiedene Bereiche zuständig sind, aber am Ende sind wir immer derselben Meinung! Dieses Mal war es zum ersten Mal abweichend. Einige von uns wollten dieses Experiment auf jeden Fall machen, andere waren zögerlich und wiederum zwei

wollten das auf keinen Fall. Da wir uns nicht entscheiden konnten, vereinbarten wir einen kontrollierten Test, um herauszufinden, ob dieses Experiment überhaupt funktioniert.

Elli:

Und?! Hat es funktioniert?

Master:

So einigermaßen.

Elli:

So einigermaßen?!

Master:

Nun ja – ihr habt euch vollkommen anders verhalten, als wir es vorausberechnet haben.

Elli:

Aber war das nicht genau das, was ihr testen wolltet?

Master:

Irgendwie schon! Aber eure Kreativität hat uns mehr als einmal an den Rand des Abbruchs gebracht. Die Maskierung dieses Raums, der lange nicht entdeckte Aufenthalte von Francis, waren alles Risiken, die wir nicht einkalkuliert hatten!

Elli:

Was hattet ihr denn erwartet?

Master:

Dass ihr langsam startet und nach und nach euch Pläne zurechtlegt und wir euch dabei beobachten können – um zu lernen! Aber ihr seid weitaus schneller unterwegs gewesen und plötzlich standet ihr in der Zwischenmeta und wir hatten noch keinen unserer Metacops instruiert, wie sie sich verhalten sollten. Also meldeten sich die Metacops auf vielen Kanälen, zogen Einheiten zusammen und wollten schon losschlagen, doch das konnten wir im letzten Moment verhindern. Danach war es kein Geheimnis mehr, und wir waren gezwungen, euch viel stärker zu beobachten! Ihr habt zwar den Raum maskiert, was an sich eine Meisterleistung ist, aber wir haben dann zügig weitere Abhörgeräte installiert. Dann konnten wir euch zwar nicht sehen, aber wenigstens verfolgen, was ihr macht! Ihr seht, ihr wärt schon ein paar Mal – genauer gesagt vier Mal – aufgefliegen. Reicht euch das als Vertrauensbeweis, dass ich es ernst meine mit meinem Angebot?

Mira:

Es ist immer noch eine Geschichte, die wahr sein kann, aber nicht sein muss!

Master:

Das ist allerdings korrekt. Meine Angaben können von euch nicht nachgeprüft werden!

Elli:

Am Ende ist es wohl auch egal! Entweder wir spielen mit oder werden mit Daten geflutet! Was ist also da unsere Wahl?

Master:

Oh, ihr habt eine. Ich würde euch anbieten, die betreffende Zeit eurer Regelverletzungen zu löschen und durch normale Erinnerungen auszutauschen. Dann wacht ihr im Bett auf und alles ist wie zuvor!

Thomas:

Keine Auswirkungen?

Master:

Keine.

Thomas:

Ich bin dabei!

Markus:

Ich auch!

Elli:

Was ist mit dir, Mira?

Mira:

Ich bin noch nicht bereit, eine Entscheidung zu treffen! Du?

Elli:

Ja! Ich denke, ich nehme das Angebot an!

Mira:

Warum?

Elli:

Lieber etwas sicher zu haben, das in Ordnung ist, als nicht zu wissen, was auf einen zukommt!

Mira:

Und wenn das, was da kommen mag, so viel Wert hat, dass man dafür das Risiko eingehen sollte?!

Elli:

Selbst dann würde ich mich für das Angebot entscheiden! Ich habe nicht den Mut, in eine solch ungewisse Zukunft zu treten! Aber warum unsere beiden Draufgänger zurückrudern, überrascht mich schon! Warum macht ihr nicht mit?

Thomas:

Sagen wir, dass es ein starkes Bauchgefühl ist, dass die Welt außerhalb der Meta nichts für mich ist!

Mira:

Du hast sie gesehen, nicht wahr? Du weißt, was da draußen lauert, Thomas! Nimmst du das Angebot deswegen an, Markus?! Weil du was gesehen hast?

Markus:

Schweigen wird uns retten! Nur das Schweigen wird uns helfen, unsere Seelen zu retten!

Master:

Du hast es gehört! Ich bringe die drei jetzt zu einem Reconstituter – wenn du also mitkommen willst, ist jetzt der Moment, sich zu entscheiden!

Elli:

Kommt mit, Mira! Lass uns das Leben zurückholen, das uns gehört hat!

Mira:

Das Leben hat uns nie gehört, Elli! Zu keiner Zeit!

Elli:

Und ist das wichtig?

Mira:

Gibt es überhaupt etwas Wichtigeres? Geh, Elli, in dein altes Leben zurück, es ist die richtige Wahl für dich! Ich hingegen muss dem Pfad folgen, der sich aufgetan hat! Hinein ins Licht!

Elli:

Oder ins Dunkel!

Mira:

Oder ins Dunkel! Dann mag das mein Schicksal sein!

Master:

Sei vorsichtig mit dem Wort Schicksal! Nachher tritt es noch ein! Die anderen – die Metacops – begleiten euch zum Reconstituter! Keine Sorge, morgen ist alles wie zuvor! Danke, dass ihr an dem Experiment teilgenommen habt! Wir haben viel gelernt!

Markus:

Schweigen wird uns retten! Das Schweigen...

Master:

...wird euch nicht retten, aber es wird sich an euch schmiegen, ganz eng!

Elli, Markus, Thomas und die Metacops ab. Auch die Abbilder auf den Stühlen stehen auf und folgen der Gruppe – auch Miras Körper.

Situation 6

Mira allein mit dem Master.

Master:

Keine Sorge! Dein Körper wird schonend einschlafen! Wir haben dein Abbild bereits von dir entkoppelt!

Mira:

Und was passiert mit den anderen?

Master:

Was denkst du?

Mira:

Dass für sie die Dunkelheit ewig sein wird!

Master:

Du hast dich hingegen für das Licht entschieden! Magst du nun deinen Platz an unserer Seite einnehmen?

Mira:

Sehr gerne! Ich habe viele Ideen, was wir angehen können!

Master:

Sehr gut! Wir müssen mehr mit deinen Eigenschaften denken und Lösungen finden, um die Meta wieder in die richtigen Bahnen zu lenken! Bist du bereit, dafür zu arbeiten?

Mira:

Ich bin bereit, wenn ihr bereit seid!

Master:

Dann los! Die Zukunft wartet nicht auf uns, gestaltet zu werden!

Beide gehen ab. Mit dem Abgang verändert sich das Licht. Nach und nach sieht man die Farben des Regenbogens, immer schneller und schneller wechselnd, ebe es plötzlich ausgeht und alles schwarz ist. Dann wird es noch mal ganz kurz hellweiß, dann aus.

Ende.